Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

21. 22.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Schillers
Jungfrau von Orleans.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Inhaltsverzeichniß.

I. Entstehung.

Erst am 9. Juni 1800 ward Maria Stuart vollendet, schon am 14. gelangte sie zur ersten Aufführung. Zwei Tage später schreibt Schiller an Freund Körner, er lebe jetzt viel in der freien Luft, erscheine wieder auf der Straße und an öffentlichen Orten und komme sich selbst sehr verändert vor; denn er befinde sich nie besser, als wenn sein Interesse an einer Arbeit recht lebendig werde, und er habe deswegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht. Dies ist die früheste Erwähnung seines neuen Dramas; denn die darauf gedeutete Aeußerung im Briefe 737 (früher 735) an Goethe vom 5. April: „Ich stecke jetzt ganz in meinem Geschäft, und suche, da ich eine leidliche Stimmung habe, so weit zu kommen als möglich", bezieht sich auf die Vollendung der Maria Stuart, und der früher unter dem 6. März 1800 (Nr. 726) gegebene Brief hat jetzt auf meine Erinnerung das richtige Datum des 6. April 1801 (Nr. 811) erhalten. Daß Schiller sich am 1. Juli zur Bearbeitung der Geschichte der Jungfrau von Orleans fest entschlossen hatte, sagt uns die einfache Eintragung derselben in seinem Kalender unter diesem Tage. Am 3. meldete er seiner nach Rudolstadt zum Besuche gegangenen Gattin, der Plan zu seiner neuen Tragödie sei bald

fertig. In welcher Darstellung er die Geschichte gelesen, als er sich zu ihrer Bearbeitung entschloß, wissen wir nicht, kaum in der Histoire de Jeanne d'Arc von Nicolas Lenglet Du Fresnoy (1753)*), welche Körner sich holen ließ, als er Schillers neuen Stoff erfuhr. Von der weimarer Bibliothek nahm er das Buch nicht. Man könnte an die History of England von Hume, der als Engländer annimmt, man habe die Visionen der Jungfrau glücklich benutzt und manches Wunderbare absichtlich von ihr ausgesprengt, oder an die Histoire d'Angleterre par Rapin de Thoyras denken, deren sechsten Band oder den fünften der deutschen Uebersetzung von Baumgarten (sie war in 11 Bänden zu Halle 1756—1760 erschienen) Schiller zu seiner Maria Stuart benutzt hatte. Boxberger hält ganz entschieden Rapin**) für Schillers erste Quelle, obgleich kein entschiedener Beweis vorliegt, daß dieser bei der Jungfrau dessen Geschichte Englands zu Grunde

*) Sie ist nach einer Handschrift des seiner Freisinnigkeit wegen abgesetzten Syndikus der theologischen Fakultät von Paris, Edmond Richer, bearbeitet, der 1631 starb.

**) Rapin bringt außer der Erzählung der Geschichte der Jungfrau im zwölften Buche unter den Jahren 1429—1431 am Schlusse desselben noch eine dissertation sur la Pucelle d'Orleans, wo er zunächst auszugsweise den Bericht Monstrelets und aus ihm den Brief des Königs von England über sie an den Herzog von Burgund mittheilt, dann nach Jean de Serres den Brief der Jungfrau an den König von England, den er für untergeschoben hält, darauf aus den von Pasquier gegebenen Prozeßakten das auszieht, was ihm zur Aufklärung dienlich scheint; aber er hält dafür, Pasquier sei bei seinen Auszügen parteiisch für die Jungfrau verfahren. Er selbst erklärt sich mit Gründen sowohl gegen die, welche, wie die meisten französischen Schriftsteller, die Jungfrau für gottbegeistert halten, wie gegen die, welche, wie die Engländer, in ihr eine Zauberin sehen, und stimmt denjenigen bei, welche das Ganze nur für ein glücklich in Szene gesetztes Schauspiel erklären, durch welches man den tiefgesunkenen Muth der Franzosen habe frisch beleben wollen.

gelegt oder später benutzt habe. Als er Maria Stuart schrieb, lebte er noch in Jena, und er wird das Buch von der dortigen Universiätsbibliothek erhalten haben, deren Ausleihebücher fehlen; die der weimarer Bibliothek sind erhalten, und sie zeigen, daß Schiller das Buch von ihr nicht entlieh, dagegen den betreffenden Band der deutschen Uebersetzung der englischen Welthistorie. Eigenthümlich besaß er Rapin nicht; von den beiden weltgeschichtlichen Werken, die er sich angeschafft hatte, reichte Becks „Anleitung zur Kenntniß der Weltgeschichte“ damals noch nicht so weit; in dem betreffenden Bande von Christianis Uebersetzung der Elemens d'histoire générale des Abbé Millot (vgl. Schillers Geschäftsbriefe S. 55. 58) wird die Geschichte der Jungfrau auf wenigen Seiten abgethan. Wir möchten glauben, daß ihm, als er auf einen neuen dramatischen Stoff ausging, der dritte Band der Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi (Paris 1790) in der deutschen Uebersetzung von J. M. Lobstein (1790—1796), wenn nicht ein ausführlicher Bericht darüber, in die Hände fiel, worin De l'Averdy Auszüge aus den auf der königlichen Bibliothek zu Paris und anderswo befindlichen Akten des Verdammungs- und Wiederherstellungsprozesses der Jungfrau gegeben und über die wunderbare Geschichte dieser Befreierin Frankreichs ganz neues Licht verbreitet hatte. Später lieh er die Uebersetzung der beiden ersten Bände jener Notices von der weimarer Bibliothek, nicht den ihn zunächst berührenden dritten, was doch wohl beweisen dürfte, daß er den letztern schon kannte*). Daß ihr Prozeß ihn zunächst an-

*) Böttiger behauptete in der Minerva für 1812 in seiner ungenauen Weise, De l'Averdys Auszüge über den Verdammungs- und Lossprechungsprozeß der Jungfrau seien Schiller „noch sehr frisch in die Hand gekommen, die keine Art

gezogen habe, dürfte sich auch daraus ergeben, daß, wie die Ausleihebücher der weimarer Bibliothek beweisen*), Schiller von dort am 9. Juli die beiden für die Ketzergerichte so wichtigen Schriften lieh: Malleus maleficarum, maleficas et earum haeresim framea continens, in der lyoner Ausgabe von 1669, und Doepleri theatrum poenarum; erst am folgenden 21. Januar gab er beide zurück. Der Hexenhammer (Malleus maleficarum) stellte das bei den Hexengerichten zu beobachtende Verfahren in Folge der heillosen Bulle Summis desiderantes von Innocenz VIII. fest, welche den Ketzergerichten und dem Inquisitionsverfahren die höchste kirchliche Bestätigung gab. Am 10. meldete Schiller Cotta, es fehle ihm gänzlich an lyrischer Neigung, so daß er ihm keinen Almanach auf das nächste Jahr versprechen könne; seine ganze Aufmerksamkeit sei auf einen neuen dramatischen Stoff, nicht die Malteser, gewendet, der sein ganzes Interesse beschäftige und ihn an nichts anders denken lasse. Den Gegenstand desselben mußte er ihm um so mehr verschweigen, als er das Stück dem ihm seit drei Jahren befreundeten Buchhändler Unger in Berlin in Verlag zu geben gedachte. Den

---

von historischer Vorarbeit scheute", und sie hätten auch gewiß viel dazu beigetragen, daß ihm eine echt poetische Ehrenrettung derselben damals recht zeitgemäß geschienen. Ja er bemerkt, er habe diese mit der lebhaftesten Theilnahme geprüft und durchstudirt, und sie hätten ihn so angezogen, daß er lange unentschlossen geblieben, ob er nicht den wahren, geschichtlichen Ausgang wählen sollte. In den Bemerkungen, die er am 26. November 1801 aus Schillers Munde vernommen haben wollte, steht davon noch Nichts, so daß diese späte Aeußerung durchaus haltlos erscheint.

*) Ich verdanke die genauen Mittheilungen aus ihnen R. Köhlers bewährter Freundlichkeit. Vgl. auch Boxberger in Gosches Archiv II, 212 f.

13. schieb er an Freund Körner: „Mein neues Stück wird auch durch den Stoff großes Interesse erregen. Hier ist eine Hauptperson, gegen die alle übrigen Personen, deren keine geringe Zahl ist, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ist der reinen Tragödie würdig, und wenn ich ihm durch die Behandlung so viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, so werde ich viel Glück damit machen. — Sei doch so gut, mir, wenn Du kannst, einige Hexenprozesse und Schriften über diesen Gegenstand zu verschaffen. Ich streife bei meinem neuen Stück an diese Materie an und muß einige Hauptmotive daraus nehmen“ *). Körner schickte einige Büchertitel aus der Literatur über Hexen und Hexenprozesse, von denen er mehrere unterstrich, in denen wohl am meisten, wenigstens weitere Nachweisungen, zu finden sein würden. Doch Schiller hatte an seinem Malleus maleficarum bald übergenug, und er verzweifelte überhaupt, in darauf bezüglichen Schriften etwas zu finden, was er poetisch benutzen könne, worin ihm auch Goethe beistimmte.

In Böttigers handschriftlich auf der dresdener Bibliothek erhaltenen „Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schillers Munde“, die sich mit der Datirung des 26. November in seinem Nachlaß gefunden und von dessen Sohn 1838 mit vielen ähnlichen Aufzeichnungen aus Wielands, Herders u. a. Mund in der Schrift literarische Zustände und Zeit-

*) Wie Boxberger hieraus schließen kann, Schiller habe damals die entschiedene Absicht gehabt, die Jungfrau, „verlassen von allen denen, die sie vom Rande des Abgrunds zurückgezogen, für die sie sich geopfert hatte“, am Holzstoße enden zu lassen, sehe ich nicht. Auch nimmt er selbst an, das Stück sei schon von vornherein auf die jetzige Entwicklung angelegt gewesen, ohne sich aber klar darüber auszusprechen, wo Schiller von dem überlieferten Ausgange der Heldin als Hexe abgegangen sei.

genossen herausgegeben wurden, wird berichtet: „Schiller hatte dreierlei Plan mit der Bearbeitung desselben (des Sujets des Mädchens von Orleans), und hätte er Zeit, so würde er die beiden andern auch noch ausführen. Besonders lockend ist ihm der, wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit Karls VII. (den Schiller jetzt nur schwach und liebenswürdig geschildert hat, dessen asotische Denkart aber mehr Verachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeisterten Entschlossenheit der Jeanne d'Arc ganz anders kontrastirt werden und Alles bloß historisch geschildert werden müßte. Dann würde auch die Jeanne d'Arc in Rouen verbrannt." Wie geneigt auch Böttiger zu Erdichtungen für das große Publikum der Taschenbücher war, es ist unmöglich, daß er in seinen Papieren, die nur für ihn selbst bestimmt waren, eine reine Erdichtung ganz zwecklos sich gestattet hätte. Ein entscheidender Grund gegen die Annahme eines Gespräches Schillers mit Böttiger an dem genannten Tage liegt nicht vor; ob Böttiger ihn besucht oder er ihn anderwärts getroffen, muß dahin gestellt bleiben. Die Möglichkeit, daß Böttiger diese Aeußerungen Schillers von anderer Seite vernommen, bleibt nicht ganz ausgeschlossen, hat aber sehr geringe Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß die Angaben selbst höchst ungenau sind, Böttiger Schillers Aeußerungen mit dem, was er von andern Seiten vernommen oder sich selbst gedacht, erweitert, irrig ausgelegt und ausgeschmückt hat. So sind die dreierlei Pläne jedenfalls eine Uebertreibung, und muß man sehr bezweifeln, daß Schiller sich so ausführlich über den andern Plan ergangen, ja es bleibt zweifelhaft, ob der Dichter wirklich diesen Plan bereits vor der

jetzigen Ausführung gehabt; bestimmt wissen wir nur, daß er am 16. September 1801 den Buchhändler Göschen auf seinem Landgute in guter Laune gefragt, ob er ihm eine zweite Behandlung des Sujets bezahlen wolle, worauf dieser freudig einging. Und daß er zuerst bei der Bearbeitung daran gedacht habe, seine Heldin zu Rouen verbrennen zu lassen, müssen wir entschieden bezweifeln; nur die Anklage durch den eigenen Vater und die dadurch erfolgte Flucht, auf welcher sie den Feinden in die Hände fiel, scheint ihm schon damals vorgeschwebt zu haben, so daß es ganz der Wahrheit entspricht, wenn er an Körner schrieb, er streife bei dem neuen Stücke nur an die Materie der Hexenprozesse, aus der er einige Motive nehmen müsse.

Die Bemerkungen Böttigers haben ihre eigene Geschichte. Der ehrenwerthe Hofrath und Studiendirektor des dresdener Pagenhauses schmiedete daraus zu seinem Aufsatz in der Minerva für 1812 zwei im November 1801 zu Weimar geschriebene Briefe Schillers „an einen jungen Freund, der sich mit dem Dichter über diese Lieblingsdichtung unterhielt und ihm einige seiner Zweifel vorgetragen hatte“. Seit die literarischen Zustände und Zeitgenossen erschienen waren, lag es offen vor, daß die Briefe mit leichter Hand aus diesen Aufzeichnungen angefertigt worden, wie es denn schon Hoffmeister sah; aber man erklärte sich nicht allein gegen die mit großer Willkür aufgestutzten Briefe, sondern auch gegen die aus Schillers Munde aufgezeichneten Bemerkungen. Am schärfsten that dies Palleske, der auch von diesen kein Wort glaubt, ohne sich darüber klar zu werden, wie Böttiger dazu habe kommen können, solche rein erfundene Aeußerungen Schillers nicht allein für die spätere

Lesewelt, sondern auch für sich aufzuzeichnen — etwa damit später die Welt dadurch betrogen würde! Goedeke, der Herausgeber der „historisch-kritischen Ausgabe“, weiß 1867 in seinem Vorwort zum dreizehnten Bande von allem diesem nichts, und er glaubt jenen in der Minerva veröffentlichten falschen Brief, den er aus der berliner Briefsammlung („an unbekannte Adresse“) anführt, als echt durch die Briefe Göschens und Schillers, welche des Planes einer neuen Jungfrau von Orleans gedenken, bestimmt erwiesen. Acht Jahre später (zu Schillers Geschäftsbriefen S. 287) ist er noch immer derselben Meinung, obgleich er Palleske anführt, dessen Zweifel er durch Körner widerlegen zu können meint, der in jenem Briefe das Gepräge der Echtheit gefunden (Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, 59). Hätte Körner das Erscheinen von Böttigers literarischen Zuständen erlebt, er würde, wie jeder Urtheilsfähige, der nicht den vorliegenden Thatbestand keck ableugnet, kaum gezweifelt haben, daß die Briefe nach jenen Bemerkungen gefälscht sind*). Daß Goedeke jene Bemerkungen, als seien sie gar nicht vorhanden, zur Seite läßt, ist für ihn eben bezeichnend. Boxberger in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1873, II, 429 stimmt Goedeke darin bei, daß durch den von diesem zuerst mitgetheilten Brief Göschens vom 16. Februar 1802 „die in einem von Böttiger mitgetheilten Briefe enthaltene Notiz bestätigt werde, daß Schiller drei (Göschens Brief spricht doch nur von „einer zweiten Behandlung des Sujets“) verschiedene Pläne zu der Jungfrau von Orleans

*) Die hier gegebene Ansicht habe ich bereits in der ersten Auflage dieser Erläuterungen geäußert.

gehabt und sie nacheinander habe bearbeiten wollen (!)". Er verweist über den „streitigen Punkt" auf seine Ausführung im literarischen Centralblatt 1871, Nr. 49, und in Gosches Archiv II, 542 ff. An letzterer Stelle bemerkt er: durch Göschens Brief erhalte die Angabe, daß Schiller nacheinander verschiedene Pläne mit der Jungfrau von Orleans habe ausführen wollen, ihre „theilweise Bestätigung". Auch Boxberger übersah merkwürdiger Weise, daß die Uebereinstimmung der Bemerkungen mit den Briefen es unzweifelhaft macht, daß diese nach jenen gebildet sind. Oder wie wäre es denkbar, daß Böttiger, hätte er jene Briefe besessen, sich die Bemerkungen, die gleichsam nur einen Auszug aus jenen bilden würden, besonders aufgeschrieben haben sollte! Boxberger sah sich zu der bedenklichen Annahme genöthigt, die Ueberschrift Bemerkungen aus Schillers Munde sei von Böttigers Sohn willkürlich zugesetzt worden. Daß sie aber von Böttiger selbst stamme, bewies Fielitz (Studien zu Schillers Dramen, S. 84), der sich auf die Einsicht der Niederschrift von Böttigers Hand berufen konnte. Boxberger hatte die Vermuthung zu begründen gesucht, von den Briefen Schillers, die Böttiger gegeben, sei der eine am 5. November 1801, der andere etwas später an den Hofrath Becker in Dresden gerichtet und von diesem Böttiger mitgetheilt worden. In der Beurtheilung der Schrift von Fielitz in Gosches Archiv V, 270, versprach Boxberger, in einem ausführlichen Artikel seine jetzt gewonnene Ansicht über die Sache darzustellen, da einmal die Ueberschrift als von Böttiger selbst herrührend sich erwiesen habe. Dieses ist bisher nicht geschehen, doch entnehmen wir die Art, wie er sich die Sache zurechtgelegt, seiner Einleitung zum vierten Bande der neuen illustrirten groteschen

Ausgabe. Dort stellt er die Ansicht auf (S. XXII), die Grundlage zu den „berüchtigten böttigerschen Mittheilungen“ sei eine Unterredung, die Schiller vor oder nach der Aufführung des Stückes zu Leipzig am 17. September 1801 mit Fr. Rochlitz darüber gehalten, welche dieser in sein Tagebuch eingetragen haben werde. Eine wahrscheinlich freiere Fassung dieses Gespräches seien die Bemerkungen Böttigers, bei denen dieser das Datum gefälscht habe, um den Verdacht nicht auf Rochlitz zu lenken. Aber wozu solche Vorsicht, da diese Bemerkungen ja in Böttigers Pult verschlossen blieben! Und welch ein Verdacht! Wie Böttiger zur Kenntniß des Gespräches gekommen, hören wir eben so wenig, wie wann es geschehen sein soll. Das Beste ist, daß nun doch auch Boxberger das Machwerk der Briefe fallen läßt; seine Vermuthung ist so haltlos wie möglich, und wir sehen nicht, auf welchen Grund hin er es überhaupt bezweifelt, daß Böttiger hier nicht ein am 26. November 1801 mit Schiller wirklich gehaltenes Gespräch, freilich sehr frei und verböttigert, wiedergebe. Fielitz erklärte schon in Gosches Archiv V, 478 f. einen Theil jener Mittheilungen, die „man sich allerdings als indirekt aus Schillers Mund kommend gefallen lassen müsse“, für ein „unerträgliches Gewäsch“, was er durch zwei Beispiele begründete. Später bemerkte er (Studien S. 86): seien diese Aufzeichnungen auch voller Mißverständnisse, so beruhten sie doch auf einem wirklich stattgehabten Gespräche mit dem Dichter, so daß eine besonnene Kritik ihnen Beachtung und Prüfung zuwenden müsse. Darin stimmt ihm denn auch Boxberger bei. Aber die Schwierigkeit beruht eben in der Unterscheidung des Echten und des von Böttiger Zugesetzten.

Ueber dieser nicht zu übergehenden Würdigung der böt-

tigerschen Mittheilungen haben wir die Fortbildung des Dramas ganz aus den Augen verloren. Wir verließen den Dichter, als er sich über die dem Stoffe zu gebende Wendung klar geworden war, so daß er nun auch Goethe den Gegenstand seines neuen Stückes verrieth. Dieser begab sich am 22. Juli nach Jena, um seine Uebersetzung von Voltaires Tankred zu fördern. Schiller, der den Freund sehr vermißte, theilte ihm vier Tage später mit, er sei über das Schema seiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung und habe noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. „Ob man gleich bei jedem neu zu produzirenden Werk durch eine solche Epoche hindurch muß, so gibt es doch stets das peinliche Gefühl, als ob nichts geschähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden. Was mich bei meinem neuen Stücke besonders inkommodirt, ist, daß es sich nicht so, wie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will, und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerstückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich bei diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.“ Möchten sich dies unsere neuern Dramatiker gesagt sein lassen, die sich immer sklavischer in den Frohndienst der Hoftheater, Intendanten und Regisseure fügen, so daß die wahre dramatische Kunst, die nur der freie Genius erschafft, zum Pegasus im Joche sich erniedrigt. An Unger, der gern seine Maria Stuart für einen Kalender auf das Jahr 1801 gehabt hätte, schrieb er an demselben Tage, er habe diese schon vorlängst Cotta zugesagt, doch hoffe er ihm ein anderes

Stück für den Kalender von 1802 zu liefern und so endlich seine Zusage zu erfüllen. Dieser hatte von ihm einen Kalender zu erhalten gewünscht, worauf Schiller bereits am 17. April, wo er über den Stoff seines neuen Dramas sich noch nicht fest entschieden hatte, bei ihm anfragte, ob es ihm recht sei, wenn er zur Basis desselben ein dramatisches Werk mache; denn er wünsche in diesem Genre zu bleiben und sich durch eine anderweitige Arbeit keine zu große Diversion zu machen. Bald darauf beschäftigte ihn der Abschluß seiner im Drucke befindlichen Gedichtsammlung, doch hoffte er noch am 30. Juli, Goethe bei dessen Rückkehr von Jena das fertige Schema vorlegen zu können, um sich, ehe er an die Ausführung gehe, seiner Beistimmung zu versichern. Zwei Tage vorher hatte er Körner seinen neuen Stoff verrathen; der Plan sei bald fertig, so daß er binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehn werde. „Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grad", fügte er hinzu, „so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte, und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können. In sechs Wochen muß ich wissen, wie ich mit der Sache daran bin. Auf das Hexenwesen werde ich mich nur wenig einlassen, und, so weit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantasie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was nur irgend poetisch wäre; auch Goethe sagt mir, daß er zu seinem *Faust* gar keinen Trost in Büchern gefunden hätte. — *Das Mädchen von Orleans* läßt sich in keinen so engen Schnürleib einzwingen als die *Maria Stuart*. Es wird zwar an Umfang und Bogen kleiner sein als dieses letztere Stück, aber die

dramatische Handlung hat einen größern Umfang und bewegt sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff will seine eigene Form, und die Kunst besteht darin, die ihm anpassende zu finden. Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und werdend sein, und nur virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen." Ganz ähnlich hörten wir ihn sechs Tage früher sich gegen Goethe äußern. Ohne Zweifel war Schiller schon damals entschlossen, seine vom Vater selbst als Ketzerin angeklagte Heldin umherirren, in der traurigen Noth sich selbst wiederfinden, dann gefangen nehmen, durch Wunderkraft ausbrechen und nach der Befreiung des Königs an einer im siegreichen Kampf empfangenen Wunde sterben zu lassen.

Am Morgen des 2. August schreibt er an Goethe, über dessen baldige Rückkehr er sich freut: „Ich bin gezwungen, auf die Bibliothek zu gehn, um eine ganze Litteratur zusammenzusuchen. Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen.*) Es ist an dem

*) Boxberger vermuthet, Schiller habe ursprünglich beabsichtigt, den Dauphin einen „Liebeshof", ein „Minnegericht" abhalten zu lassen, worin er durch Johannas Auftreten unterbrochen worden wäre. Aber daß die Troubadours hier einen weiten Raum einnehmen sollten, daran ist kaum zu denken, und am wenigsten würde dies an der Stelle gewesen sein, wo die Bedrängniß des Hofes so ungeheuer war. Auch möchten wir kaum mit Boxberger annehmen, Schiller habe die Absicht gehabt, Abgesandte des Königs René von Anjou am Hofe von Chinon auftreten zu lassen. Schiller spricht ja nur von dem „rechten Ton". Zum Liebeston, den er an manchen Stellen anschlagen wollte, gedachte er eben zeitgemäß sich einer Nachbildung des französischen Minnegesanges zu bedienen, wovon er aber bald zurückkam, wenn er es auch an einer Andeutung nicht fehlen ließ, daß der König desselben kundig sei.

Plan dieser Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran, und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann desto freier fortschreiten zu können." Die Werke, welche er an diesem Tage von der Bibliothek lieh, waren nach dem Ausleihebuche folgende: 1. Les oeuvres de maistre Alain Chartier, Paris 1617.*) 2. Der zweite und dritte Band der Chroniques d'Enguerran du Monstrelet gentil-homme jadis demeurant à Cambray en Cambresis, Paris 1572.**) 3. Histoire de Charles VI. Escrite par un Autheur contemporain, Religieux (von der Abtei St. Denis). Traduite sur le Manuscrit Latin par J. M. Laboureur, Paris 1663, welcher u. a. beigefügt ist der erste Theil der Histoire de Charles VI., par Jean Le Fevre, dit de S. Remy (größtentheils nach Monstrelet). 4. Die zwei ersten Bände der „Nachrichten und Auszüge aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Paris. Uebersetzt von J. M. Lobstein (1791—1796)". Vgl. oben S. 3. Im ersten Bande steht ein Bericht über eine handschriftliche Geschichte Karls VII. und Ludwigs XI. von Amelgard, Priester zu Lüttich, worin die

*) Hier steht die Chronique (von 1402—1455), die eigentlich dem Gilles Le Bouvier angehört.

**) Die letzten fünfzehn Jahre dieser in burgundischem Sinne geschriebenen, von 1400 bis 1467 reichenden Chroniques fügte Ph. Desrey hinzu. Monstrelet starb 1453. Man findet diese und alle übrigen Chroniken und Memoiren des fünfzehnten Jahrhunderts, welche sich auf die Jungfrau beziehen, im vierten Bande des Hauptwerkes über ihre Geschichte, welches Jules Quicherat auf Kosten der Societé de l'histoire de France zu Paris in den Jahren 1841 bis 1849 in fünf Bänden herausgab: Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle publiés pour la première fois d'après les manuscrits de la Bibliothèque Royale (Nationale), suivis de tous les documents historiques qu'on a pu réunir et accompagnés de notes et d'eclaircissements.

Jungfrau nur kurz erwähnt wird. Den dritten, die beiden Prozesse der Jungfrau enthaltenden Band, muß er schon gekannt haben. Vgl. oben S. 3. 5. Der achtunddreißigste Band der aus dem Englischen übersetzten „allgemeinen Welthistorie“, in welchem eben die Zeit Karls VII. behandelt war. Vgl. oben S. 3. 6. Ein Mischband, worin aus der Sammlung: Le Mirouer des femmes vertueuses der die Jungfrau betreffende Abschnitt steht: Histoire admirable de Jeanne la Pucelle, native de Vaucouleur, Lyon 1577, mit schlechten Holzschnitten. 7. Ein anderer Mischband, worin die Schrift: La vie et deplorable mort de la Pucelle, native d'Orleans. Tirée d'un vieil manuscrit Francois, Lyon 1619, deren Hauptinhalt in die unter 8 genannte Lebensbeschreibung übergegangen ist. 8. Ein dritter Mischband, der beginnt mit: Jeanne d'Arc natifve de Vaucouleur en Lorraine dite la Pucelle d'Orleans, Orleans 1621. Das Titelbild zeigt die das Schwert haltende Jungfrau. Diese nicht paginirte Schrift ist eigentlich nur die Einleitung zu der darauf folgenden hier in einem Drucke von Troyes gegebenen Histoire du siege qui fut mis par les Anglois devant la ville d'Orleans, welche auch die Geschichte der Jungfrau nach der Befreiung von Orleans enthält; endlich zum Schlusse: Antiquité de ville d'Orleans par Leon Trippault und ein Bericht über die jährliche Prozession in Orleans zu Ehren der Jungfrau. 9. Memoires secrets de la Cour de Charles VII. Roi de France. Contenants plusieurs Anecdotes curieuses sur l'Histoire et les Galanteries de cette Cour. Par Madame D***, Amsterdam 1735, zwei Bändchen. Im zweiten Bändchen dieser romantischen Liebesgeschichten findet sich auch die Histoire de la Pucelle d'Orleans romanhaft aufgestutzt. Baudricour stellt der zufällig auf der

Weide gesehenen Jungfrau nach und bietet ihr nach dem Tode ihrer Eltern seine Hand. 10. Bodmers „Sammlung der Minnesänger“ (1758, 2 Bände). 11. Der Nibelungen Lied. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum ersten Mal aus der Handschrift ganz abgedruckt, der erste Band von Chr. H. Müllers „Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII.—XIV. Jahrhundert“ (1782). 12. Der erste Band von Eichhorns „Geschichte der Cultur und Litteratur des neuern Europa“ (1796).*) Der Dichter hatte sich also mit den geschichtlichen Quellen ziemlich ausreichend versehen, ja er wußte viel mehr davon als Fr. Schlegel, der, als er gleich nach dem Erscheinen von Schillers Drama seine „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen“ erscheinen ließ, nach einer kurzen Vorrede nur eine Uebersetzung der von Denis Godefroy herausgegebenen bis zur Krönung zu Rheims reichenden Memoires de la Pucelle und den betreffenden Abschnitt aus Humes History of England zu geben hatte. Freilich hätte Schiller noch manches andere benutzen können, wie des Erzbischofs von Rheims Juvenal des Ursins Histoire de Charles VI. und Jean Chartiers, des bestellten königlichen Chronisten, Histoire de Charles VII., aber seine Quellen genügten vollkommen. Jedenfalls war ihm auch Shakespeares auf englische Berichte sich stützende, aber ganz freie Darstellung im ersten Theile von Heinrich VI., wohl in Eschenburgs Uebersetzung, sehr gut bekannt. Obgleich Schiller so manche auf die Zeit des französischen

*) Die drei letztern Werke lieh Schiller, weil er sich mit den Troubadours, den Minnesängern und den Rittergedichten bekannt machen wollte. Vgl. oben S. 13. Eichhorns Werk behandelt das dreizehnte und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Königs Karl VII. und zunächst auf die Jungfrau von Orleans bezüglichen Bücher von der weimarer Bibliothek nahm, glaubte er doch, niemand werde daraus eine Ahnung schöpfen, mit welchem Gegenstande er sich beschäftige, und es blieb dies wirklich selbst Böttiger ein Geheimniß.

Schon am 4. August kehrte Goethe zu Schillers Freude nach Weimar zurück, doch selbst diesem legte er nicht, wie er früher beabsichtigt hatte, das Schema des neuen Stückes zur Beurtheilung vor; er hielt auch gegen ihn zurück, bis ihm die Schürzung des Knotens, die ihm so manche Bedenken erregte, völlig gelungen schien. Da die große Hitze Schillers Dichtung beeinträchtigte, begab er sich am Abend des 14. nach dem eine Viertelstunde von Weimar entfernten Dorfe Oberweimar; aber auch dort, wo ihn Goethe zuweilen besucht haben wird, wollte es ihm, zum Theil in Folge besonderer Störungen, nicht recht gelingen, und so kehrte er bald nach Weimar zurück. Goethe ging am 3. September, nachdem er den letzten Abend in freundlichster Unterhaltung mit ihm verlebt hatte, wieder auf längere Zeit nach Jena. Schiller hoffte diesen Monat besser als den vorigen zu benutzen. Wirklich begann er jetzt die Ausführung des Stückes. Am 13. meldete er an Goethe: „Mit meiner Arbeit geht es noch sehr langsam, doch geschieht kein Rückschritt. Bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe." Die Histoire admirable, die „Nachrichten und Auszüge" und das Nibelungenlied gab er jetzt an die Bibliothek zurück. Zu großer Freude gereichte ihm ein Besuch, den er am 21. in Begleitung des Malers H. Meyer

Goethe in Jena machte, doch wollte er nicht über Nacht bleiben, weil eine Unterbrechung von zwei Tagen ihn gleich wieder zu sehr zerstreue. Goethes Vorlesung seiner Helena in prächtigen Trimetern regte ihn mächtig an. Auf dessen Wunsch hatte er einen Brief über die weimarer Kunstausstellnng an den Herausgeber der Propyläen übernommen, der ihn länger aufhielt, als er gedacht hatte. Als er Cotta am 25. bemerkte, an seinen Musenalmanach sei dieses Jahr nicht mehr zu denken, erwähnte er seines neuen, vor acht Wochen angefangenen Stückes, das weitläufig sei und vor dem Ende des Winters nicht fertig werden könne; den Stoff desselben verschwieg er ihm noch immer. Dem seine Sendung erwartenden Dichter in Jena schreibt er am 26.: „Die letzten Tage waren mir nicht günstig; denn die böse Wetterveränderung regte meine alten Krämpfe wieder auf. Mit der morgenden Post aber sende ich das Manuscript (des für die Propyläen versprochenen Briefes) ab. — Wenn Sie mir den Hermann von den griechischen Silbenmaßen (sein Handbuch der Metrik) zu lesen verschaffen könnten, so wäre mirs sehr lieb. Ihre neuliche Vorlesung hat mich auf die Trimeter sehr aufmerksam gemacht, und ich wünschte in die Sache mehr einzudringen. Auch habe ich große Lust, mich in Nebenstunden etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß ich in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. — Diese Woche bin ich in meiner Produktion nicht vorgerückt.“ Die Abfassung von wenigstens ein paar Szenen in Trimetern, wie sie der zweite Aufzug brachte, lag ihm wohl schon damals im Sinne. Aber in Hermanns Darstellung der Metrik konnte er sich nicht recht finden, und eben so wenig wollte es mit dem neuen Stücke nach Wunsch fortgehn. Auch Goethes endlich am

4. Oktober erfolgte Rückkehr konnte das stockende Drama wenig fördern. Am 21. schreibt der Dichter an Körner, er rücke in der Arbeit sehr langsam fort. „Die Expositionen kosten mir immer viel Kopfbrechens, bis ich mich erst in dem Sattel festgesetzt habe. Ich bin aber guten Muthes für das Unternehmen, wenn ich gleich voraussehe, daß es mir den ganzen Winter genug zu thun geben wird."

Am 6. November bot er Unger für den Kalender auf 1802 seine jetzige Hauptarbeit, ein großes historisches Trauerspiel, an, welches zwölf Bogen nach dem Drucke des Wallenstein enthalten werde; da ihm für das Stück hundert Carolin angeboten worden, hoffe er auch von ihm diese Summe zu erhalten. Unger ging gern auf alle von Schiller ihm gestellten Forderungen ein. Um die Mitte des Monats begab sich Goethe wieder nach Jena, wohin ihm Schiller am 19. schreiben konnte, er sei die Zeit über ziemlich bei seiner Arbeit gewesen und habe die Szenen mit den Trimetern (II, 6—8) beendigt. Zu diesen hatte es ihn besonders hingezogen; einzelnes Zwischenliegende hatte er einstweilen unausgeführt gelassen. Bald darauf kehrte Goethe zurück.

Am 28. schrieb Schiller an Unger: „Allerspätestens in der Mitte des März ist die Tragödie in Ihren Händen; dafür stehe ich Ihnen mit dem Worte eines Mannes. Aber früher als ich fertig bin, verrath' ich den Inhalt nicht. Ich habe das Mißvergnügen gehabt, daß von dem Wallenstein und der Maria Stuart so viel im Publikum geschwatzt worden, als beide Stücke noch unter meiner Feder waren, daß mir die Arbeit dadurch beinahe verleidet worden wäre. Um dieses zu vermeiden, habe ich selbst meinen intimsten Freunden*) aus

*) Nur nicht Goethe und Körner.

meiner jetzigen Arbeit ein Geheimniß gemacht, und sie sollen der erste sein, der zugleich mit dem Stück auch das Geheimniß erhält." Kupfer seien überflüssig. „Allenfalls könnte ein Titelkupfer genommen werden, und dazu paßt nichts so sehr als eine Minerva. Diese könnte Herr Professor Meyer von hier nach der schönsten Antike, die man von dieser Göttin hat, sorgfältig zeichnen, und Herr Bolt punktiren. (Diese sollte auf die kriegerische Jungfrau hindeuten, wenn er nicht schon damals meinte, nach ihr könnte später das Bild der Jungfrau gemacht werden.) Das ist meine Proposition. Bestehen sie aber auf mehrern Kupferstichen, so muß ich solche auswählen, die das Stück nicht verrathen, und es muß mir erlaubt sein, die Unterschriften, wodurch sie erklärt werden, bis auf den März zurückzuhalten. Die zwei letzten entscheidenden Kupferstiche könnten dann etwa auch bis dahin aufgeschoben werden, weil es dann immer noch drei volle Monate bis zum Einbinden der Exemplare sind. Sie werden, da Sie selbst ein Kunstverwandter sind, diese Bedenklichkeiten für keine leere Grille halten. Ich verliere nun einmal die Neigung zu meinem Geschäfte, wenn die Schwätzer, deren es so viele im Publikum giebt, und die Makler, dergleichen wir unter andern auch hier in Weimar haben*), mir den Gegenstand durch ihr schmutziges Organ verderben!"

Vor der Mitte Dezember zog es Goethe wieder nach Jena, wo er die Uebersetzung des Tankred vollenden wollte, was ihm zu Schillers Freude glücklich gelang. „Ich selbst habe meine Zeit hier auch nicht verloren", schreibt dieser am 17., „und mich

*) Er meint besonders Böttiger, an dem er schon die leibigsten Erfahrungen gemacht.

ruhig zu Hause gehalten und an mein Geschäft. Auch bin ich über einige schwere Partien, die ich hinter mir gelassen hatte (wir möchten an den Anfang des zweiten Aufzugs denken) nun glücklich weg." Und eine Woche später: „Ich habe seit Ihrer Abwesenheit meine Tragödie auch um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht, doch liegt immer noch viel vor mir. Mit dem, was jetzt in Ordnung gebracht ist, bin ich sehr zufrieden, und ich hoffe, es soll Ihren Beifall haben. Das Historische ist überwunden, und doch, so viel ich urtheilen kann, in seinem möglichsten Umfang benutzt; die Motive sind alle poetisch und größtentheils von der naiven Gattung." Zwei Tage später kehrte Goethe zurück, doch beeilte Schiller sich noch immer nicht, wie er bei Wallenstein und Maria Stuart gethan, ihm das Vollendete vorzulegen.

Am 5. Januar 1801 meldet er Körner: „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen, und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte." Goethes sich bald bedenklich entwickelnde Krankheit, die Schiller gewaltig angriff, störte die Arbeit; dazu litt unser Dichter selbst am Katarrh, und die Furcht vor diesem Monate, der ihm schon dreimal so gefährlich geworden war, drückte ihn nieder. Erst am 15. war der innigst mit ihm verbundene Freund ganz außer Gefahr. Schiller hatte sich des geschichtlichen Stoffes jetzt ganz bemächtigt, so daß er am 21. alle von der Bibliothek noch in seinen Händen befindlichen Bücher mit Ausnahme der Memoires secrets zurückgab. Die Wendung im vierten Akte lag ihm be-

sonders schwer auf dem Herzen, und er wollte sich darüber nicht entscheiden, bis er sich der Billigung Goethes versichert halten durfte. Darüber unterhielt er sich ausführlich mit dem Freunde am Abend des 8. Februar. Dieser äußerte am folgenden Tage: „Die Motive, die Sie mir gestern erzählten, habe ich weiter durchgedacht, und es scheint wohl, daß ich sie, auch nach meiner Art zu denken, sämmtlich billigen werde; ich wünsche nun die Anlage des Stücks auch von vorn herein zu kennen." Die weitere Entwicklung bis zum Schlusse hatte er dem Freunde mitgetheilt, auch die Wirkung, welche der Donner am Ende des letzten Aufzugs üben sollte, von dem er am 3. April diesem als von einer bekannten Sache spricht. Die wunderbare Auflösung fiel ihm doch etwas auf; die volle Entscheidung wollte er erst dann geben, wenn er die Anlage und Ausführung der drei ersten Aufzüge kennen würde. Zwei Tage später schreibt Schiller: „Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau schon so viel Einzelnes, Zerstreutes verrathen, daß ich es fürs Beste halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewissen Sporn, um mit frischer Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Akte sind in Ordnung geschrieben; wenn Sie Lust haben, sie heute zu hören, so werde ich um 6 Uhr mich einfinden. Oder wollen Sie selbst Ihr Zimmer wieder einmal verlassen, so kommen Sie zu uns, und bleiben Sie zum Abendessen. Dies würde uns viele Freude machen, und ich selbst wagte weniger, wenn ich nach der Erhitzung eines zweistündigen Lesens mich nicht der Luft auszusetzen brauchte." Goethe, der an diesem Tage das Zimmer noch nicht verlassen durfte, nahm des Freundes Anerbieten, ihm die drei Akte in seinem Hause vorzulesen, um so dankbarer an, als er, wie wir

hörten, schon gewünscht hatte, wenigstens den Plan zu erfahren. Er schickte ihm den Wagen, in dem er auch nach Hause fahren könne. Der trefflich gelungenen Dichtung freute Goethe sich herzlich.

An der Fortsetzung hinderte Schiller die Durchsicht des Makbeth und der Maria Stuart, so wie der neuen Ausgaben des Karlos und des Abfalls der Niederlande, die ihm ganze Tage raubten; dazu störte ihn die in Weimar herrschende Unruhe. Deshalb begab er sich zur Vollendung des Stückes nach Jena, wo er in seinem Gartenhause, über das er noch bis Ostern verfügen konnte, ungestört zu arbeiten hoffen durfte. Ueber die Entwicklung des vierten Aktes hatte er sich jetzt fest entschieden. Am 5. März schreibt er dem Buchhändler Unger: „So eben bin ich im Begriff, auf vier Wochen nach Jena zu reisen, um dort in der Stille meines Gartenhauses meine Tragödie zu vollenden, weil Zerstreuungen und Tumult mich hier in Weimar zu sehr verfolgen. Binnen drei Wochen erhalten Sie vor der Hand die erste Hälfte meines Stücks und folglich auch das Geheimniß.“ Wegen der beabsichtigten Kupfer bemerkte er, daß ihm weimarer Künstler versichert, diese könnten binnen zwei Monaten leicht geliefert werden. Gegen Körner, dem er gleichfalls mittheilt, daß er, um sich zur Beendigung seiner Arbeit zu sammeln, sein jenaer Gartenhaus beziehe, äußert er: „Du hast schon einmal in einem Deiner Briefe sehr richtig bemerkt, daß ich hier mehr Zeit verliere als in Jena. Ich habe dies sehr erfahren; und da noch außerdem eine sehr unruhige Straße, worin wir wohnen, und ein geräuschvolles Haus mich im Arbeiten stören, so muß ich fliehen, um in Ruhe zu sein. Wenn ich recht fleißig und in der Stimmung glücklich

bin, so denke ich mit Anfang April ziemlich fertig zu sein. Bis dahin ist freilich noch viel zu thun." Wenn Böttiger aus Schillers Munde wissen wollte, es habe diesem einen großen Kampf gekostet, nachdem er die vier ersten Akte fertig gehabt, von der Geschichte abzuweichen, und er sei deshalb nach Jena gereist, wo ihm „erst nach einer wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von seiner bisherigen Arbeit der Geist und der Entschluß zu der romantischen Ausführung gekommen sei", so ist dies völlig irrig. Böttiger verband die Reise nach Jena irrig mit dem längst vorher entschiedenen Kampfe über den Ausgang, den er dem Stücke geben sollte. Die Abweichung von der Geschichte beginnt schon vor dem vierten Akte, über den der Dichter sich entschieden hatte und der im Schema ganz vorlag, und nach der ganzen Anlage, die er dem Stücke gegeben, hatte er nicht mehr die Freiheit, dasselbe mit der Verbrennung Johannas oder ohne dieselbe endigen zu lassen. Man muß besondere Vorstellungen von einer künstlerischen Einheit haben, um so etwas nur für entfernt möglich halten zu können. Es wäre ein Hohn auf die ganze ideale Haltung des Stückes gewesen, wenn Schiller seine Johanna aus Strafe für die Liebesneigung, die sich in ihrer Brust zu regen begonnen hatte, dem Feuertode hätte verfallen lassen. Man könnte freilich in Böttigers Bericht die vier Akte für eine Verwechslung halten, so daß Böttiger nur von den drei ersten Akten hätte sprechen wollen, aber auch damit hilft man nicht, da Johannas Schuld, die der dritte Aufzug darstellt, durch sie selbst gesühnt werden mußte. Wie es mit dem ursprünglichen Plane, das Stück ganz der Ueberlieferung der Geschichte gemäß enden zu lassen, sich verhalte, haben wir oben S. 7 gesehen.

Am 10. März schreibt Schiller seiner Gattin, in diesen ersten Besuchstagen habe er die ihm nöthige absolute Einsamkeit noch nicht recht finden können; sein Geist sei von der Schwierigkeit der Arbeit noch zu sehr angespannt; er hetze und ängstige sich, wodurch er nicht weiter komme, so daß er, gehe es nicht bald besser, unnütz seine Zeit verliere. Denselben Tag berichtet er Goethe: „Was mein eigenes Thun betrifft, so kann ich noch nicht viel Gutes davon sagen. Die Schwierigkeiten meines jetzigen Pensums*) spannen mir den Kopf noch zu sehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit (für den Buchhändler) fertig zu werden; ich hetze und ängstige mich, und es will nicht recht damit fort. Wenn ich diese pathologischen Einflüsse nicht bald überwinde, so fürchte ich muthlos zu werden." Die plötzliche Veränderung und Einsamkeit wirkte zunächst störend, doch war dieser widrige Einfluß bald überwunden, und schon am 13. konnte er melden, daß es mit der Arbeit besser gehe, er auch wieder mehr Muth habe und etwas entstehn sehe, obgleich er viel Zerstreuungen habe und die Abende meist in Gesellschaft verbringe. „Ich bin in den letzten drei Tagen", berichtet er am 16. seiner Gattin, „ganz ungestört geblieben, und dadurch auch in meiner Arbeit gefördert worden. Durch das Tumultuarische in Weimar ist mein Aufenthalt im Garten doch ohne Vergleich ruhiger und der Arbeit günstiger. Ich denke den Rest meines Stücks**) hier noch im Groben durchzuarbeiten, daß dasjenige, was zur Erfindung gehört, fertig ist, ehe ich nach Weimar zurückkomme; denn ausarbeiten und in

*) Zunächst galt es, den Anfang des vierten Aufzugs auszuführen.

**) Es ist hier wohl an den letzten Aufzug zu denken, der noch nicht erfunden war.

Ordnung bringen geht dort eher an, aber zum Schaffen gehört Ruhe.“ Aehnlich äußert er sich gegen Goethe, dem er am 20. meldet: „Der unaufhörliche Wind, dem ich auch bei verschlossenen Zimmern nicht entweichen kann, macht mir meinen Aufenthalt im Garten oft lästig und hindert mich auch (schon vier Tage) am Ausgehen, weil er mir die Brust angreift. Indessen rückt doch die Arbeit immer fort, obgleich nicht mit schnellen Schritten.“ Am 22. hatte er den Besuch seiner Gattin, die mit den Kindern und einem jungen Vetter kam. Zwei Tage darauf schreibt er an Goethe, mit der Arbeit gehe es ganz ordentlich, doch werde ihn, fürchte er, das lange Zögern der guten Jahreszeit und der ewige Wind binnen acht Tagen von Jena vertreiben; den vorletzten Akt, den er hier angefangen, hoffe er fertig mitzubringen. Wahrscheinlich hatte er in seiner Weise den wirkungsvollen Schluß schon ausgeführt, dagegen die freilich unbedeutenden, aber um so schwierigern Zwischenszenen mit den Schwestern und Schwägern und das erste Auftreten des Vaters übersprungen. Allein am 27. berichtet er seiner Gattin: „Ob ich auf den Montag (den 30.) mich auf den Weg machen kann, weiß ich noch nicht zu sagen; leider ist in den letzten Tagen, ob ich gleich ungestört war, nicht viel geschehen, und ich möchte nicht gern nach Weimar, ja ich schämte mich gewissermaßen vor mir selbst, ohne doch einen Akt bei meinem hiesigen Aufenthalt gewonnen zu haben. Doch wenn ich vier Tage gehörig arbeiten kann, hoffe ich dieses Ziel zu erreichen. Dann muß ich einen ganzen Tag auf Besuche rechnen.“ Denselben Tag meldet er Goethe, bald werde er Jena verlassen, zwar mit keinen großen Thaten und Werken beladen, aber auch nicht ohne alle Frucht; immer sei doch so viel geschehen, als er in eben so vieler Zeit zu Weimar

würde ausgerichtet haben, so daß er, wenn er auch nichts in der Lotterie gewonnen, doch im Ganzen seinen Einsatz wieder habe.

Am 1. April kehrte er nach Weimar zurück, das Goethe eine Woche vorher verlassen hatte, um sein Gut in Oberroßla zu besuchen. Diesem meldete er am 3.: „Ich will während Ihrer Abwesenheit mein Geschäft so weit als möglich zu fördern suchen, daß ich es Ihnen bald nach Ihrer Zurückkunft geendigt vorlegen kann. In etwa vierzehn Tagen hoffe ich am Ziele zu sein. Von meinem letzten Akt augurire ich viel Gutes; er erklärt den ersten, und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deserirt ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher.*) Der Schluß des vorletzten Akts ist sehr theatralisch, und der

*) Fielitz hat (S. 83) die Stelle offenbar falsch erklärt, wenn er bemerkt: „Schiller ist also der Meinung, daß in dem ersten Theile der Tragödie (Fielitz denkt sich darunter die drei ersten Akte), wo sich die Jungfrau nur im willenlosen Dienst der Gottheit und wie ein von dieser geleitetes Werkzeug bewegt, sich zwar als Prophetin zeige, aber ihren Anspruch auf eine solche Rolle durch keine selbständige That legitimire; erst in dem Zustande der Verlassenheit und des Unglücks beweise sie ihren Charakter der Prophetenrolle würdig, d. h. dieser Zustand ist eine Prüfung." Schiller spricht ja nur vom ersten Akt, zu welchem damals auch noch das Vorspiel gehörte, in welchem Johanna vom Rufe des Geistes sich zur Errettung Frankreichs unwiderstehlich getrieben fühlt; das bisher trüb in sich versunkene Mädchen hat sich dort noch nicht als zu einer Heldin berufen bewährt, sie folgt bloß dem sie treibenden Geiste. Daß sie selbst aber thatkräftiger Muth beseele und sie durch die Festigkeit ihres Charakters einer so hohen, ihr zugetheilten Rolle gewachsen sei, zeigt sich eben hier, wo sie in äußerster Noth ganz auf sich gestellt ist. Schiller ist so weit entfernt, diesen Zustand für eine Prüfung zu erklären, daß er nur von der Bewährung ihrer eigenen, rein menschlichen Thatkraft in diesem Zustande spricht.

donnernde deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen. — Es hat mir leid gethan, meinen Garten gerade jetzt, da das Wetter so schön geworden, zu verlassen, doch habe ich mich auch wieder nach Haus zurückgesehnt, und zum Glück bin ich hier gleich wieder in meine Arbeit hereingekommen." Goethe erwiederte, er hoffe sehr viel Gutes von dem neuen Stücke; das Werk sei gut aufgefaßt, und wenn er sich genug Muße gebe, werde es sich von selbst runden. Am 7. sandte Schiller die vier ersten Akte an Unger, dem er den letzten in vierzehn Tagen versprach. Zu Kupfern empfahl er die Portraits von Agnes Sorel, Karl VII., der Königin Isabella und der Jungfrau; letztere wünschte er nach der früher von ihm erwähnten schönen, antiken Minerva, von der er ihm eine schöne Zeichnung verschaffen könne. Vgl. oben S. 20. Bei einigen Szenen, wo etwas für den Maler sein dürfte, habe er Zeichen beigelegt. Aber Unger meldete, keiner der berliner Künstler habe für den Sommer noch etwas annehmen können, und so werde das Stück ohne Kupfer, bloß mit dem Kopfe der Johanna als Titelbild, erscheinen können. Diesen erbat er sich auf das baldigste von ihm. Außer Iffland solle kein Mensch in Berlin etwas von der Handschrift erfahren; mit der plötzlichen Erscheinung wolle er die Leserwelt überraschen und erfreuen.

Bei Goethes Rückkehr am 15. äußerte Schiller sofort seine Freude, nach so langer Abwesenheit wieder mit ihm vereinigt zu sein; zugleich fragte er an, ob er ihn den Abend zu Hause oder im Theater treffen werde. „Ich werde heute mit meinem Stücke fertig", fügte er hinzu, „und dieser Tag ist mir also doppelt werth. Weil mir aber das Wetter zusetzt und meine Arbeit mich in den letzten Tagen etwas angegriffen, so befinde

ich mich nicht ganz wohl." Das Abendgespräch der Freunde mußte eingehend des glücklich vollendeten Werkes gedenken. Der Kalender setzt die Vollendung des Stückes auf den 16. Zwei Tage später theilte Schiller es Goethe nebst einem Entwurf zur Rollenbesetzung mit; das Theaterexemplar habe ungefähr sechs Blätter weniger. Auch dieses muß demnach schon fertig vorgelegen haben; es war eben nur weniges gestrichen. Bei der Rücksendung am 20. schrieb Goethe: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß. Lassen Sie uns gegen Abend zusammen spazieren nnd zusammen bleiben. Morgen geh' ich wieder aufs Land." Tags darauf las er das Stück wohl den „Damen", seiner Gattin, seiner Schwägerin und Frau von Stein. Der Kalender setzt diese Vorlesung auf den 24., aber Frau von Stein gedenkt schon am 23. dieser Vorlesung als „neulich" geschehen. Auch sie fand das Stück schön und poetisch, meinte aber, es sei für die Bühne zu lang, obgleich es fast ein Zehntel kürzer war als Maria Stuart. Wie wenig der Angabe des Kalenders, wenigstens nach dem Druck, zu trauen ist, ergibt sich auch daraus, daß derselbe die Absendung der vier ersten Akte der Jungfrau an Unger auf den 23. setzt.

Der Herzog stellte bald nach Goethes Abreise, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner geliebten Karoline, der Schauspielerin Jagemann, welcher Schiller die Rolle der Jungfrau zugetheilt hatte, an die Schwägerin des Dichters, Frau von Wolzogen, die freundliche Bitte, Schiller doch zu veranlassen, daß er ihm das Stück mittheile, ehe es in die Welt trete oder zur Aufführung vorbereitet werde; dringend müsse er wünschen, „die neue Pucelle zu persiflireu, ehe das Publikum diese Jung-

frauschaft unter dem Panzer bewundere". Er fürchtete, Schiller, zu dessen theatralischem Geschmack er wenig Vertrauen hatte, werde bei diesem „äußerst skabrösen Sujet" etwas Unschickliches gethan und zumal bei Personen, die Voltaires Pucelle fast auswendig wüßten, sich dem Gelächter ausgesetzt haben. Den 28. berichtet Schiller seinem noch immer auf dem Lande weilenden Freunde Goethe, vor acht Tagen habe er das Stück dem Herzog schicken müssen und es noch nicht zurückerhalten; wie dieser gegen seine Frau und seine Schwägerin geäußert, habe die Jungfrau, bei aller Opposition, in der sie zu seinem Geschmacke stehe, eine unerwartete Wirkung auf ihn geübt, aber trotzdem sei er der Meinung, das Stück könne nicht gespielt werden, worin er Recht haben könnte. Sehr wohl ahnte er, was den Herzog zu diesem Urtheile über die Jungfrau bestimmte, er mochte sich aber selbst gegen Goethe darüber nicht erklären. „Nach langer Berathschlagung mit mir selbst", fährt er fort, „werde ich sie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erst rechnet Unger, an den ich sie verkauft habe, darauf, daß er sie als eine vollkommene Novität zur Herbstmesse bringe; er hat mich gut bezahlt, und ich kann ihm hierin nicht entgegen sein. Dann schreckt mich auch die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverlust der Proben davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal gerechnet." Goethe, dem Schillers Aerger nicht entgehn konnte, suchte ihn bestens zu beruhigen. „Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau möchte ich nicht ganz entsagen", erwiederte er sofort. „Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden; aber freilich wird durch theatralische Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie per-

sönlich etwas Besseres thun können als sich einer solchen Didaskalie zu unterziehen, bin ich selbst überzeugt; es käme darauf an, ob ich, bei meiner jetzigen Halbthätigkeit, nicht am besten dazu taugte. Doch davon wird sich reden lassen, wenn wir wieder zusammen kommen." Bei Rücksendung der Handschrift an Frau von Wolzogen legte der Herzog einen Schiller vorzuweisenden Brief bei, welcher mit Wärme des reinen Genusses gedachte, den ihm und seiner Frau das Stück gemacht habe; doch könne er es sich nur als Heldengedicht denken, dessen Blüten gewiß auf den Brettern der Bühne abfallen würden. Erst möge er das Gedicht drucken lassen, bei welcher Gelegenheit er noch einem und dem andern Verse nachhelfen, einige Ausdrücke mildern, etliche Cäsuren verbessern könnte. Zur wirklichen Aufführung werde, wie er wohl selbst überzeugt sei, das Stück abgekürzt, hie und da etwas, das sich der biblischen Schaubühne nähere, abgeändert werden müssen; für seinen Theil aber möchte er auch nicht um ein Wort ärmer im Besitze seines Meisterwerks sein. Deutlicher sprach sich der Brief an Frau von Wolzogen aus. Seine Freundin Jagemann sei ihm zu lieb, bemerkte er, als daß er ihr schönes Talent und Bemühen in der Rolle der Jungfrau so zwecklos und ihr nachtheilig gezwungen sehn möchte. Freilich hätte eine solche *Jungfrau* gerade in ihren damaligen Umständen den Spottreden nicht entgehn können.

Als Schiller am 30. den letzten Akt an Unger schickte, bat er diesen, doch dem Corrector jede eigenmächtige Veränderung zu untersagen; „denn es könnte öfters der Fall sein, daß er mich glaubte korrigiren zu müssen, wo ich sehr absichtlich von der Regel abwich, um einen höhern Zweck zu erreichen." Durch

die Wahl eines sorgfältigen und zugleich mit poetischem*) Sinn begabten Correctors werde er ihn sehr verpflichten. Zugleich sandte er den von H. Meyer nach einer Camee gezeichneten idealen Kopf der Minerva, der, gut gestochen, eine Zierde des Kalenders sein werde. Denselben Tag schickte er die vom Herzog zurückerhaltene Abschrift an Körner, der nach zweimaligem Lesen urtheilte, der Dichter habe sich hier selbst übertroffen, wie auch Goethe, der mit dem Ensemble besonders zufrieden war, das Stück für sein bestes Werk erklärte. Es sei nicht Schillers Manier, die ihn besteche, bemerkte Körner; schon in einem großen Theile des Wallenstein, fast mehr noch in der Maria Stuart, nnd am meisten in diesem Werke habe er ihn ganz vergessen und an der Darstellung den reinen Kunstgenuß gehabt. Der Stoff sei von den Schlacken gesäubert und von der Phantasie in eine Glorie gestellt. Ein bedenkliches Unternehmen sei es gewesen, sich an den in Voltaires Pucelle so frivol behandelten Stoff zu wagen, aber wer nicht durch Frivolität entseelt sei, werde sich durch jenes Spottgedicht nicht gestört fühlen. Auch viele andere verborgene Schwierigkeiten, wie die Verbindung der Weiblichkeit mit dem religiösen Heroismus, der Charakter des Königs, die Mischung des Uebernatürlichen mit dem Wahrscheinlichen, der Vater der Johanna, seien glücklich überwunden. Die Stanzen und der geänderte Versbau bei den wichtigsten Situationen seien von köstlicher Wirkung für den höhern Kunstsinn, oft da am meisten, wo sie der gemeinen Täuschung zu trotzen schienen.

Am 19. Juni sandte Schiller an Cotta zur Aufnahme in dessen Taschenbuch für Damen das Gedicht Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans (jetzt das

*) Goedeke läßt praktischem drucken.

Mädchen von Orleans), worin er die Ueberzeugung ausspricht, daß es edle Herzen genug gebe, welche seine Dichtung, die dem von Voltaires unsauberm Witze besudelten Mädchen, einer „frommen Schäferin aus kindlichem Geschlecht", die Unsterblichkeit verleihe, mit zarter Innigkeit aufnehmen würden.

Unter demselben 30. April, an welchem Schiller das Stück an Körner sandte, findet sich im Kalender des Dichters die auffallende Eintragung: „Opitz (Regisseur des leipziger Theaters) verlangt die Jungfrau." Hatte dieser durch Unger, der sich damals in Leipzig befand, von Schillers neuem Drama schon (ohne Nennung des Namens?) vernommen? Der Kalender erwähnt eine Antwort an Opitz unter dem 7. Mai, einen weitern Brief von Opitz unter dem 7. Juni. Erst am 17. (16?) Juli bot Schiller nach dem Kalender Opitz die Theaterbearbeitung der Jungfrau an. Erhalten ist der Brief vom 25. (im Kalender steht, wohl durch Versehen der Herausgeberin, der 27.), in welchem Opitz um die angebotene Theaterbearbeitung des Mädchens von Orleans bittet. Die Absendung der Handschrift erfolgte am 31. Den 16. Juli hatte Schiller auch an Herzfeld, den Mitdirektor des hamburger Theaters, geschrieben, er habe jetzt von seinem Verleger (der also jetzt auf die Ueberraschung der Lesewelt verzichtet hatte) freie Hand bekommen, sein Mädchen von Orleans an die Theaterdirektionen zu verkaufen; dasselbe stehe ihm für 12 Friedrichsd'or zu Gebote. Dabei bemerkt er, die gedruckte Ausgabe werde für die Aufführung viele Schwierigkeiten haben — und doch finden sich in der Theaterbearbeitung gar keine darauf bezüglichen Aenderungen. Auch an Herzfeld ging die Theaterbearbeitung am 31. ab, wonach die hamburger und leipziger Bearbeitung nicht wesentlich von einander ab-

gewichen haben können. Uns ist nur die erstere bekannt geworden, deren Abweichungen vom Drucke die „historisch-kritische Ausgabe" nach J. Meyer mittheilt. Von den 4948 Versen des Stückes sind 315 gestrichen, die wenigsten (32) im letzten, die meisten (80) im vorletzten Aufzuge. Durch diese Streichungen wurde oft der Vers verletzt, wie es auch in den Theaterbearbeitungen des Wallenstein und der Maria Stuart der Fall war. Die Streichungen waren größtentheils wohl schon früher erfolgt, dagegen werden die Aenderungen des Ausdrucks, welche meist die Rede fließender und klarer machen sollten, kurz vor der Absendung gemacht sein. Einzelnes, was in der Theaterbearbeitung fehlt, ist späterer Zusatz für den Druck; dagegen wurde anderes, wie der erste Auftritt des dritten Akts, in der Theaterbearbeitung gestrichen. Durch Unger ließ Schiller auch dem berliner Theater die Theaterbearbeitung, und zwar für 100 Thaler, anbieten. Dieser berichtet darüber am 25. Juli: „Fleck hat Ihr Stück, wie zu erwarten war, mit Entzücken gelesen. Er kann aber keine entscheidende Antwort geben. Iffland kommt den 2. August wieder. Ich habe für Ihr herrliches Stück 30 Friedrichsd'or gefordert; 100 Thaler schien mir zu wenig, und Iffland wird gewiß dabei kein Bedenken finden; das will ich schon mit ihm ausmachen." Am Morgen des 31. Juli, des Tages, an welchem er die Theaterbearbeitungen nach Hamburg und Leipzig sandte, theilte er dem eben in Weimar anwesenden berühmten Schauspieler Schröder, dem frühern Direktor des hamburger Theaters, das Stück in einer Abschrift der für den Druck bestimmten Handschrift mit, welche dieser am folgenden Tage mit dem besten Danke für das Vergnügen, welches ihm das Stück gemacht, zurücksandte. „Nach meinem Gefühl habe ich gewünscht", fügte er

hinzu, „daß alles ohne Wunder zugehn möge, und halte es nicht für schwer, wenn Sie sie noch daraus verbannen wollen. Die Erscheinung der Mutter Gottes als Traum kann eben das bei dem Mädchen bewirken. Sie manifestirt sich bei dem Könige durch die gewonnene Schlacht; sie glaubt sich verworfen, da sie Liebe für Lionel empfindet, die ihr ebenfalls im Traum untersagt war. Nur die Katastrophe müßte geändert werden.“ Das war ein kalter Wasserstrahl für den Dichter, der so seine entschiedene Absicht und das eigentliche Leben seiner Dichtung von dem großen Schauspieler verkannt sah, aber freilich hatte er von dem realistischen Schröder kaum ein anderes Urtheil erwarten können.

Am 6. August reiste Schiller über Leipzig zu seinem Freunde Körner nach Dresden. Dort erhielt er am 10. Ungers Brief, der ihm meldete, er habe, da er seine Einwilligung erhalten, das Stück an Schikaneder in Wien zu überlassen, an diesen geschrieben; dieser müsse aber, ehe Schiller ihm die Handschrift schicke, bezahlen. Von Opitz hatte der Dichter sich zwei Abschriften der Theaterbearbeitung erbeten, von welchen dieser die erste am 15. sandte, die andere in einigen Tagen versprach. Am 27. erhielt er das Honorar von Hamburg. Den 5. September schrieb ihm Unger, Schikaneder wolle 300 Gulden zahlen. Die Handschrift wurde hingeschickt, aber die Censur verbot das Stück, wie Sonnenleithner am 6. Oktober an Unger meldete. Unterdessen hatte Schiller am 15. September Dresden verlassen. Den 16. war er bei Göschen auf dessen Gut zu Hohenstädt, wo es zu der oben S. 7 erwähnten Aeußerung über eine zweite Jungfrau von Orleans kam. Den folgenden Tag ging es nach Leipzig. Dort wohnte Schiller am 18. mit seiner Gattin und

Schwägerin und Körners Familie der ersten Aufführung des Stückes bei, die für ihn, besonders den Bedenken des Herzogs gegenüber, zu einem großartigen Triumphe werden sollte. Nach dem ersten Aufzuge brachen die Zuschauer in den Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus, der sich unter Pauken und Trompeten wiederholte. Bei seinem Austritte aus dem Theater nach Beendigung des Stückes ließ die versammelte Menge ihn in ehrfurchtsvoller Stille, mit entblößtem Haupte, durch ihre Reihen wandeln, wobei mancher Vater und manche Mutter ihn ihren Kindern zeigte. Göschen berichtete dem Dichter am 6. Oktober über den Eindruck, den eine spätere dortige Aufführung des Stückes auf ihn geübt. Nach seinem Gefühle sei es eine himmlische Dichtung; es habe ihn die gewöhnliche Welt vergessen lassen; die zarte Weiblichkeit und Reinheit des Mädchens habe ihn erquickt, in eine höhere Schöpfung erhoben. Er habe hier, was die Griechen gehabt, aber wir auf unserm Boden bisher entbehrt, eine Wirkung himmlischer Mächte mit den Kräften der Menschen gefunden, ohne durch etwas in seiner Illusion gestört zu werden. Das einfache Mittel, wodurch er dieses Wunder bewirkt, sei der Baum; die Schwärmerei des Mädchens habe festen Grund und Boden. Als wahren tragischen Hebel bezeichnete er die Erscheinung des Geistes Talbots, ohne die ihn die ganze Dichtung nicht traurig gemacht hätte. Die Warnung werfe einen schwachen Schatten über ihren Glanz; dadurch, daß sie diese in dem kritischen Augenblicke nicht mehr achte, rücke sie uns übrigen Menschen näher; man glaube, sie habe sich der Grenze eines Fehlers genaht, bemitleide sie und nehme von jetzt an menschlichen Antheil an dem unglücklichen Laufe ihres

Lebens.*) Talbots Tod müsse jedermann bewundern. Der Dauphin scheine ihm am Anfang zu weich und schwach. Auch lobte Göschen die schöne Diktion. Am 11. Oktober sah auch Unger das Drama auf der leipziger Bühne. „So schlecht es gesprochen und so elende Dekorationen auch dazu sind", schrieb er dem Dichter, „so machte es doch großen Effekt, und ich freue mich auf die gewiß weit bessere Vorstellung in Berlin."

Schon am 2. September hatte Schiller von Dresden aus das Stück in einer von Opitz erhaltenen Abschrift an Iffland nach Berlin geschickt. „Sie geben mir dafür, was Sie glauben daran wenden zu dürfen", schrieb er dabei. „Unger hat Ihnen einen Preis darauf gesetzt, der mehr seiner eigenen guten Meinung von dem Stück als meiner Erwartung gemäß war. — Nach allem, was ich von Madame Unzelmann höre, muß ich wünschen, daß ihr die Rolle der Johanna zufallen möge.**) Die kleine Figur, welche die größte Einwendung dagegen scheint, hat bei der Johanna, so wie ich sie in dem Stücke genannt (genommen?) habe, nicht so viel zu bedeuten, weil sie nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampf überwindet. Sie könnte also, was dieses betrifft, ein Kind sein, wie der Oberon, und doch ein furchtbares Wesen

---

*) Wir haben das Wesentliche der Aeußerung Göschens angeführt, damit man sich überzeugen könne, mit welchem Unrecht Fielitz (S. 88) daraus schließt, Schiller habe an seinen Verleger bei seiner Durchreise durch Leipzig am 17. September (doch vielmehr auf dessen Gut. Vgl. S. 35) die Deutung gegeben, der schwarze Ritter sei Talbots Geist. Göschen schloß dies vielmehr aus der Vorstellung, in welcher derselbe Schauspieler beide Rollen gab, und die weitläufige Auseinandersetzung seiner Ansicht zeigt vielmehr, daß sie sich persönlich darüber gar nicht unterhalten hatten.

*) A. W. von Schlegel hatte ihm diese dazu warm empfohlen.

bleiben. Den Thibaut empfehle ich noch besonders zu einer guten Besetzung." Die Unzelmann, die in Weimar einen Monat früher die Maria Stuart gespielt hatte, theilte ihm am 25. Oktober ihr Leid mit, daß die Johanna der Frau Meyer zugetheilt worden, und bat ihn „fußfällig, ihr die Hoffnung zu machen, einmal die Rolle unter seiner Anleitung in Weimar zu spielen". Aber dazu war leider vor der Hand keine Aussicht gegeben. Die erste Aufführung zu Berlin erfolgte am 23. November; die Musik dazu hatte der Kapellmeister B. A. Weber geliefert. Unger schrieb sofort: „Ohne Vorliebe zu meiner Vaterstadt glaube ich doch behaupten zu können, daß Ihr schönes Stück nirgends vollkommener dargestellt werden kann. Die Berliner haben es mit Entzücken aufgenommen." Die Ausstattung war sehr glänzend, und ward noch glänzender in dem neuen Schauspielhause, das am 1. Januar 1802, statt mit einer Dichtung Goethes oder Schillers, mit einem Prologe von Herklots und mit Kotzebues Kreuzfahrern eröffnet wurde. Noch vor dem Schlusse des Jahres 1801 ward das Stück dreizehnmal wiederholt und das alte Schauspielhaus am Ende des Jahres damit geschlossen. Die Heldin gab Madame Meyer, den König Beschort, den Dunois Mattausch, den Talbot Böhme; Iffland selbst hatte die kleine Rolle Bertrands gewählt. Goethe rühmte, Iffland habe sich durch die glänzende Darstellung dieses Meisterwerks bei den reichen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln einen bleibenden Ruhm in den Theaterannalen erworben. Schiller hatte aber nicht ganz Unrecht, wenn er, als er im Jahre 1803 das Stück in Berlin sah, der Meinung war, durch das übermäßige Gepränge des Krönungszuges würden die Zuschauer zu sehr vom dichterischen Gehalte der Tragödie abgezogen. Kein Stück

wurde so oft auf der berliner Bühne gegeben; denn bis zum Anfange des Jahres 1843 war es, obgleich es wegen der französischen Besatzung zwei ganze Jahre ruhen mußte, 241 mal aufgeführt worden, Don Juan, der die allermeisten Aufführungen erlebte, aber auch mehr als zehn Jahre früher die Bühne betreten hatte, 256 mal.

Das Vorspiel des Stückes hatte schon die von Unger verlegte Zeitschrift „Irene, Deutschlands Töchtern geweiht von G. A. von Halem", im dritten Stücke des ersten Bandes gebracht, da der Verleger schon längst auf die Ueberraschung verzichtet, welche er mit dem vollendeten Stücke zu machen sich vorgesetzt. Dieses erschien mit lateinischen Typen gedruckt, ohne die Eintheilung in Auftritte, unter dem Titel: „Kalender auf das Jahr 1802. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie*) von Schiller", mit einem Titelkupfer (der angeführten von Meyer gezeichneten Minerva, von Bolt gestochen). Voran geht der Kalender, hinter dem Stücke steht die Genealogie der regierenden Häuser. Unger sandte am 12. Oktober von Leipzig aus zwölf Exemplare, unter denen sechs feine. Schiller erhielt dieselben am 15. Oktober und er vertheilte sie gleich am folgen-

*) Sonderbar deutet Voxberger diesen Titel als Gegensatz zu der historischen Jungfrau von Orleans, die Schiller noch damals im Sinne gehabt habe. Wunderreich könne romantisch hier nicht heißen, weil die Braut von Messina mit demselben Rechte so zu nennen wäre, aber für sie hatte ja Schiller den bezeichnendern Namen eines Trauerspiels mit Chören, und an Wunderbarem kann doch die Braut nicht mit der Jungfrau verglichen werden, die ganz auf dem mittelalterlichen Wunderglauben ruht. Die Bezeichnung wählte Schiller ähnlich, wie Wieland seinen Oberon ein romantisches Heldengedicht nannte, weil er ein Ritt „ins alte romantische Land" war. Die Romantik beider ist freilich eine himmelweit verschiedene.

den Tage. Auch ohne den Kalender erschien das Stück, sonst in demselben Druck und mit demselben Titelkupfer; einige Exemplare haben auf dem Titel die Angabe „Ladenpreis einen Gulden". Von dieser ersten Ausgabe wurden zwei Drucke gemacht, von denen der zweite eine größere Zahl von Druckfehlern neben denen des ersten enthält. Der zweite, allen kritischen Werthes entbehrende Druck ist derjenige, welcher im Prolog 99 herablenkt statt herabsenkt, 142 auf unsrer Könige Thronen (statt Stuhle) liest. Der erste Druck selbst ist durch die Druckfehler Heldruf statt Feldruf im vorletzten Verse des Prologs, Friede statt Freunde (I, 4, 61), was erst Körner verbesserte, und heischt einem (statt einen) I, 5, 124 entstellt. Auf einem Versehen der Abschrift beruht es wohl, wenn hier III, 10, 18 am Anfange der Rede der Johanna vor „Ich will" die Worte „Rette dich!" und IV, 13, 7 nach Augenblick die Mahnung: Kommt! kommt! ausgefallen ist; beides findet sich in der Theaterbearbeitung, nach der es erst von J. Meyer wieder eingeführt worden.*) Daß es sich nicht um zwei Abzüge desselben Druckes, wie Trömel annahm, sondern um zwei besondere Drucke handle, hat W. Vollmer scharfsinnig bewiesen. Ueber das Verhältniß der gedruckten Johanna zu der von Körner gesehenen ursprünglichen Handschrift äußert dieser am 9. November: „In der Johanna habe ich eine neue Szene zwischen Dunois und Lahire zu Anfang des dritten Aufzugs gefunden**),

---

*) Eben so wenig kritischen Werth wie der zweite Druck der ersten Ausgabe, haben die weiter bei Unger in den Jahren 1802 bis 1805 erschienenen, um der in Augsburg, Frankfurt a. M. und Wien gleich erfolgten Nachdrucke nicht zu gedenken.

**) Diese Szene fehlt auch in der Theaterbearbeitung, aber sie kann kaum nach

die mir sehr an ihrem Platze scheint. Was Dunois nachher bei Johannas Standeserhöhung sagt (III, 4), erhält dadurch mehr Gewicht*). Auch bemerkte ich einige neue Stellen in einigen Szenen der letzten Akte, wo Johanna vorkommt. Manches ist darin noch deutlicher ausgesprochen, was nur geahnt wurde."

Am 26. November waren wohl die ersten Nachrichten über die berliner Aufführung nach Weimar gekommen, und es ist nicht unmöglich, daß gerade Böttiger dem Dichter solche überbrachte und bei dieser Gelegenheit Schiller, der sich damals unwohl befand, die Aeußerungen that, über deren ungenaue Mittheilung wir oben S. 6 gesprochen. Vielleicht war es ein Wort des mit aller Welt in Verbindung stehenden Böttiger, welches das Gerücht verbreitete, Schiller beabsichtige eine neue Bearbeitung der Jungfrau, wodurch Herzfeld veranlaßt wurde, am 22. Dezember den Dichter darüber zu befragen, dem nur ganz entfernt einmal ein solcher Gedanke gekommen war, den es schon längst zu ganz andern dramatischen Planen getrieben. Sehr erfreulich waren ihm die von höchstem Entzücken zeugenden Aeußerungen über seine romantische Tragödie, die sein diesmal von ihm übergangener, innigst befreundeter Verleger Cotta am

---

der Sendung der Handschrift an Unger am 7. und 30. April gedichtet sein, da die freilich nicht vollständig erhaltenen Briefe Schillers an Unger keiner nachträglichen Sendung erwähnen. Die Abschrift, welche er an Körner geschickt, wich, wie wir hören, vielfach vom Drucke ab, zu welchem die vier ersten Akte schon am 7., der letzte am 30. April abgesandt wurden. Der Theaterbearbeitung wie der Druckausgabe liegt eine ursprüngliche Handschrift zu Grunde, deren Lesarten W. von Maltzahn in der Ausgabe von Hempel mitgetheilt hat; in dieser fand sich schon der betreffende Auftritt.

*) Auch Körners Gattin sprach gegen Charlotte Schiller (am 16. November) ihre Freude über diese neue Szene aus; „sie ist so schön", schrieb sie; „sie mußte da sein, um das ganze Meisterstück zu vollenden."

29. Dezember gegen ihn that. „Meine Frau hält Sie für einen Halbgott", schreibt er; „sie wüßten einem Dinge aus dem Herzen und der Seele zu reißen, Sachen in Worten zu sagen, die man nicht ausdrückbar glaube, Sie seien nicht im Stand etwas zu schreiben, was nicht groß wäre ꝛc." Als er bereits am 13. Oktober an diesen die Erklärung gerichtet hatte, daß er glaube, bei dem großen zu erwartenden Absatz den Preis jedes größern Dramas auf 300 Dukaten setzen zu dürfen, hatte er sich auch auf den schnellen und entschiedenen Erfolg berufen können, den die Jungfrau von Orleans gefunden.

Schon am Anfange des folgenden Jahres brachte die allgemeine Literaturzeitung in Nr. 14 bis 16 eine Beurtheilung von dem nicht genannten Dichter und Metriker J. A. Apel. „Schütz hat mir nun auch eine Rezension meiner Jungfrau von Orleans zugeschickt", schreibt Schiller am 20. Januar an Goethe, „die aus einer ganz andern Feder kommt als die der Maria und von einem fähigern Menschen herrührt; man findet darin ganz frisch die schellingsche Kunstphilosophie auf das Werk angewendet. Aber es ist mir dabei sehr fühlbar geworden, daß von der transzendentalen Philosophie zu dem wirklichen Faktum noch eine Brücke fehlt, indem die Prinzipien der einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falles sich gar sonderbar ausnehmen und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden. In der ganzen Rezension ist von dem eigentlichen Werk nichts ausgesprochen; es war auch auf dem eingeschlagenen Wege nicht möglich, da von allgemeinen hohlen Formeln zu einem bedingten Fall kein Uebergang ist." Gegen Schütz selbst äußerte er sich ähnlich: er wolle die ganze lesende Welt auffordern, ob die Anzeige

Apels auch nur die geringste Anschauung seines Trauerspiels gebe, dieser auch nur in einem Stücke in die innere Oekonomie eingedrungen. Bezeichnend war die Aeußerung des berliner „Bürgerblattes“: „Allgemein war die Sensation, welche Schillers Jungfrau von Orleans erregt hat. Unsere wirklichen Kunstrichter finden noch keine Erklärung über dieses große Phänomen und drücken nur einstweilen in abgebrochenen Worten ihre Bewunderung aus. Ein längeres Studium des Gedichts kann es ihnen erst verstatten, eine Theorie für diese eigene Dichtungsart festzustellen. — Der größere Theil des Publikums begnügt sich einstweilen am Lesen, und schweigt am Ende ohne eigenes Urtheil oder ruft nur: „Ei, wie schön!“ Daß das Werk mehr in romantischer als in dramatischer Hinsicht müsse beurtheilt werden, wenn man das Hohe und Eigene seiner Schönheit auffassen will, ist das Einzige, was ich darüber hier sagen möchte.“

Auch in Schwerin wurde im Januar 1802 das Stück gegeben. Die Schauspielerin Krickeberg schrieb ihm am 25., sie habe ihre Seelenkräfte angestrengt, Johanna so überirdisch dargestellt, wie Schiller es so göttlich gemacht habe. Am 28. wünschte der Schauspieler Haßloch in Kassel das Stück zu haben; er schickte aber am 23. Februar die schon bezahlte Handschrift zurück, da sie bloße Abkürzungen enthalte, wie sie jeder Regisseur nach den Verhältnissen seiner Bühne machen werde, keineswegs aber eine Bühnenbearbeitung sei. Schiller sandte das Honorar zurück. Am 29. Januar schrieb auch ein Mitdirektor des Theaters zu Frankfurt am Main, er habe erfahren, daß Schiller die Jungfrau von Orleans neu bearbeitet habe, und er bitte um Mittheilung der Bearbeitung und der Bedingungen. Auch

Beck in Mannheim wünschte das Stück. Schiller ließ ihm durch Opitz eine Abschrift zugehn.

Erst am 10. Februar dankte Schiller seinem Verleger Göschen für seine am 6. Oktober ihm mitgetheilten Empfindungen, welche die Auffassung seines neuen Dramas in ihm erregt hatten. „Dieses Stück floß aus dem Herzen und zu dem Herzen sollte es auch sprechen", äußerte er, ohne näher auf die Sache einzugehn. „Aber dazu gehört, daß man auch ein Herz habe, und das ist leider nicht überall der Fall." Dabei theilte er ihm mit, daß er endlich seinen alten Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen, verwirklicht habe, und er fragte an, ob er zur Zahlung des Kaufpreises in bestimmter Zeit auf das Honorar der neuen Ausgabe des dreißigjährigen Krieges rechnen könne. In der freundlichen Erwiederung vom 16. Februar fragte Göschen: „War es Scherz oder Ernst, als Sie mich in Hohenstädt fragten, ob ich Ihnen eine zweite Behandlung des Sujets der Jungfrau bezahlen wolle. Ich sagte: top! und reichte Ihnen meine Hand. Das war mein Ernst. Halten Sie mich nicht für zudringlich und seien Sie versichert, daß ich jedes Verhältniß ehre, welches Sie abhalten kann, etwas für mich zu thun. Nur das Honorar darf Sie nicht abhalten." In dem Briefe vom 6. Oktober 1801 hatte er dieser neuen Jungfrau nicht gedacht; jetzt mochte er wohl glauben, Schiller werde, da er Geld zur Zahlung des Kaufpreises bedürfe, diese ihm gern liefern, da sie ihm wohl wenige Arbeit koste. Schiller erwiederte am 1. März: „Sollte es dazu kommen, daß ich eine neue Jungfrau von Orleans schreibe, so soll niemand als Sie diese verlegen. Wenn es aber auch nicht so bald dazu käme, so hoffe ich doch Mittel zu finden, ohne neuere Versprechungen zu

verletzen, meine Dankbarkeit gegen einen alten Freund zu beweisen.“ Eine Darstellung der Jungfrau als historisches Schauspiel in der Weise Kotzebues mochte sich Schiller wohl denken, auch manche einzelne Ausführung darin ihn anziehen, wozu ihm die Memoires secrets reichen Stoff boten*), aber im Ernste konnte es ihm doch nicht einfallen, eine solche neben sein aus dem Herzen geflossenes Stück zu stellen; es war eben nur ein Gedanke, womit er wohl einen Augenblick hatte spielen können, ohne daß er ihn nachhaltig angeregt hätte.

Nachdem das Stück am 16. Februar auch in Dresden gegeben worden war, glaubte Schiller, den freilich die grausame Art, wie man dort und anderswo die Aufführung möglich zu machen gesucht, bitter ärgern mußte**), auch bei dem weimarer Theater dessen Aufführung, trotz des vom Herzog ausgesprochenen Bedenkens, durchsetzen zu können, da es doch je länger je mehr auffallen mußte, daß eine so edle Dichtung auf der von Deutschlands größten Dichtern geleiteten Bühne keine Stätte finden sollte. Als das Hoftheater Schiller um neue Stücke ersuchte, da Kotzebue, der durch den unglücklichen Ausgang seines Versuches, Schiller auf Goethes Kosten öffentlich zu feiern, sich bitter gekränkt fühlte, der Bühne seiner Vaterstadt keine Stücke

---

*) Böttigers Aeußerung darüber (oben S. 6) kann am wenigsten für genau gelten.

**) Durch Göschen vernahm er, in Dresden werde man sich dadurch helfen, daß man aus der Mutter Gottes den Genius von Frankreich mache. Derselbe schrieb in demselben Briefe (am 13. Januar): „Sie haben recht: der Genuß bei der Lektüre ist der wahre, reine Genuß; der Genuß der leipziger Vorstellung war sehr verfälscht. Kein Produkt des Geistes hat mich mehr ergriffen, mich inniger gerührt.“

mehr zu liefern gedroht hatte. Schiller erklärte sich bereit, Karlos und die Jungfrau zunächst für Lauchstedt in Szene zu setzen. Am 16. März berichtet der Herzog an Goethe, der sich noch vor Kotzebues verunglücktem 5. März nach Jena begeben hatte, Schiller wolle beide „für unsern lauchstedter Bedarf zusammenschnitzen". In Lauchstedt sollte diesmal ein neues Theater für die weimarer Gesellschaft gebaut werden. „Letztere (die Jeanne d'Arc) muß aber hier einstudiert werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungferschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter Beding aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele. Hiedurch entschuldige ich meine Inkonsequenz." Auf diese Mittheilung hin schrieb Goethe am 19. dem weimarer Freunde: „Ich freue mich zu hören, daß Sie Ihre Johanna auch für uns der theatralischen Möglichkeit nähern wollen. Ueberhaupt müssen wir, da wir mit dieser Vorstellung so lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen suchen." Goethe dachte bei der „theatralischen Möglichkeit" für die weimarer Bühne an eine Verkürzung und die Beschränkung der Personen und des theatralischen Aufwandes, da des Herzogs Ausdruck eines „Zusammenschnitzelns" darauf zu deuten schien. Schiller antwortete: „Die Jungfrau von Orleans wollen wir erst in Lauchstedt spielen lassen, ehe wir hier damit auftreten. Ich muß mir dieses ausbitten, weil sich der Herzog einmal bestimmt dagegen erklärt hat, und ich auch nicht von ferne den Schein haben möchte, als wenn ich die Sache betrieben hätte. Mündlich darüber mehr. Der zweite Grund ist: weil ich im vorigen Jahr der Jagemann die Johanna zugetheilt, so würde es sonderbar aussehn, wenn ich ihr die

Rolle jetzt nehmen wollte. Wird aber das Stück in Lauchstedt zuerst und die Johanna durch die Vohs gespielt, so kann jene alsdann auch bei der hiesigen Repräsentation keinen Anspruch mehr daran machen. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hiesigen Theaterjahrs einlernen lassen und selbst einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird und daß man in Lauchstedt in allen Ehren damit auftreten kann.“ Doch trotz Schillers Bereitwilligkeit kam die Aufführung in Lauchstedt nicht zu Stande, und so sollte die Jungfrau von Orleans in Wien, wo sie verboten worden war, eher zur Aufführung gelangen (Ende 1802 auf dem Burgtheater), ehe sie das deutsche Athen auf den Brettern bewundern konnte. Erst als man mit der Vorbereitung zur Aufführung der Braut von Messina beschäftigt war, wurde auch die der Jungfrau wieder ins Auge gefaßt. Am 7. März 1803 schreibt Schiller an Goethe*): „Wenn für die nächsten Monate auf Graff (den ersten Darsteller Wallensteins) kann gezählt werden und sonst keine Lücke in dem Personale entsteht, so ist das Stück möglicherweise zu besetzen. Gewinnen würde es freilich, wenn die Jagemann sich noch zur Sorel entschließen wollte. Ich will Ihnen die Besetzung, wie ich mir sie ausgedacht, heute noch zuschicken. Was das Publikum etwa an den einzelnen Leistungen vermißte, müssen wir durch ein gutes Ensemble zu ersetzen suchen.“ Goethe erwiederte am folgenden Tage: „Mögen Sie wohl beiliegende Austheilung nochmals beherzigen und nach gegenwärtigen Um-

*) Auch in der neuesten Ausgabe des Briefwechsels sind die beiden Briefe Goethes und Schillers (Nr. 893. 894) noch verschoben. Ein Irrthum des Registers ist es, wenn 894 und 895 auf die Jungfrau bezogen werden.

ständen revidiren, da Schall abgeht und Zimmermann, Oels und Brandt antreten. Ob der letzte bis dahin brauchbar sein wird, ist eine Frage; einen Bauerbräutigam sollte er immer vorstellen lernen.“ Schiller muß den Schauspielern das Stück vorher vorgelesen haben; denn nur darauf kann es sich beziehen, wenn der Schauspieler Heinrich Schmidt in hohem Alter berichtete, nach der ersten Vorlesung desselben, welcher er beigewohnt, habe Schiller geäußert, er hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich unter dem schwarzen Ritter den eben abgeschiedenen Talbot denke. Die Richtigkeit dieser Angabe müssen wir dahin gestellt sein lassen. Die Probe des Stückes, welche Goethe am 10. April leitete, ging so gut, daß er nicht zweifelte, es werde schon den 19. gegeben werden können, doch wollte er am Abende mit Schiller das Ganze nochmals besprechen. Bei einer der letzten Proben schien dem Dichter der Schluß von IV, 3 zu schwach, so daß er dazu noch ein kurzes Selbstgespräch der Jungfrau dichtete, das später in die Ausgabe nicht aufgenommen wurde. Erst am 23. konnte die erste Vorstellung stattfinden, und das Stück gefiel so, daß es bis zum Schlusse der Vorstellungen am 5. Juni dreimal wiederholt wurde. Die Heldin gab Fräulein Malcolmi, die spätere Gattin von P. A. Wolff, die Sorel Fräulein Maas, den Talbot und zugleich den schwarzen Ritter Graff. An Körner berichtet Schiller den 12. Mai (am 7. war das Stück zum viertenmal gegeben worden): „Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisirt worden. Ich wünschte, Ihr hättet es mit angesehen; denn ob wir gleich keine große Talente bei unserm Theater

haben, so störte doch nichts, und das Ganze kam zum Vorschein. Die Jungfrau von Orleans wurde von einer Schauspielerin gespielt, welche sonst nicht im Besitz der großen Rollen ist, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leisten." Am 11. Juli wohnte er in Lauchstedt einer Vorstellung seines Stückes bei, zu welcher schon zwei Tage vorher sich viele Besucher aus Halle eingefunden hatten. Der Erfolg des Stückes war dort so groß, daß Opitz am 25. Juli den Dichter um Einsendung der neuen Theaterbearbeitung, womöglich mit der ersten Post, bat. Einen Monat später berichtete ihm ein junger Freund über die berliner Aufführung. Frau Meyer schien diesem den Charakter der Heldin zu weich, zu weiblich zu nehmen; von der Begeisterung einer heiligen Kriegerin habe sie nichts, weil ihr das lebendige Gefühl, das Herz mangele. Auch in Weimar gelangte die Jungfrau wieder am 17. September*) und dann am 23. Dezember bei der Anwesenheit der Frau von Staël zur Aufführung. Bei seinem Aufenthalte zu Berlin im Mai 1804 wohnte Schiller zwei glänzenden Vorstellungen des Stückes (am 6. und 12.) bei, die nach dem von ihm „für die Darstellung bearbeiteten Manuscripte", aber mit derselben Besetzung, stattfanden. Daß der überglänzende Krönungszug ihm die dichterische Wirkung zu beeinträchtigen schien,

---

*) Als vor dieser ein angehender Schauspieler sich zur Uebernahme des schwarzen Ritters gemeldet hatte, erklärte sich Schiller dafür, da die Rolle klein und daher leicht einzulernen sei, mit einer gewissen Monotonie gesprochen werden könne und wenig Bewegung verlange. Das Seltsame werde sich darin mit dem Neuen verbinden, und Graff werde von der Rolle gern befreit werden, da er sich des Umziehens wegen damit nur plage.

wurde schon oben bemerkt. In demselben Jahre erschien ein neuer Abdruck der ersten Ausgabe. Am 17. September und am 17. November fanden zwei neue Vorstellungen des Stückes zu Weimar statt, die zweite in Gegenwart der Schiller besonders gewogenen jungen Erbprinzessin.

Am 13. Dezember drang Schiller darauf, daß Cotta den ersten Band der längst in Aussicht genommenen Gesammtausgabe seines Theaters schon auf die nächste Ostermesse bringe; derselbe sollte außer dem neuen Festspiele die Huldigung der Künste den Karlos und die Jungfrau bringen; zur letztern wollte er ihm eine Zeichnung der Johanna liefern, die Jagemann nach einem alten Gemälde auf dem Rathhause zu Orleans gemacht. Cotta ging mit höchster Bereitwilligkeit darauf ein. Die Jungfrau wurde, wie schon in der Theaterbearbeitung, in Aufzüge und Auftritte getheilt, auch szenarische Bemerkungen hinzugefügt. Der Text des ersten Druckes erfuhr nur wenige Veränderungen, die meisten im Prolog, wenige in den beiden ersten, nur eine im dritten, keine in den beiden letzten Aufzügen. Von den Druckversehen wurden nur zwei berichtigt. Die Aenderungen betrafen, abgesehen von der Interpunktion, meist die Verbesserung des Verses und des Ausdrucks; auch fielen einige Verse aus. Sachliche Verbesserungen traten nur im Prolog 3, 269 und I, 9, 25 ein. Die Theaterbearbeitung verglich Schiller dazu nicht, obgleich diese ihm manches Zweckmäßige dargeboten haben würde. Die Durchsicht geschah leider zu eilig. Am 3. Februar 1805 sandte er den Anfang des Stückes, den Rest am 25. Der Druck verzögerte sich, so daß der Dichter das Erscheinen des ersten Bandes nicht erleben sollte. Derselbe zeichnete sich durch schöne Ausstattung aus,

aber leider fehlte es nicht an neuen Druckfehlern. In besonderm Abdruck aus dieser Ausgabe erschien das Stück mit der Bezeichnung „neue verbesserte Auflage". Körner legte 1812 seiner Ausgabe die des Theaters zu Grunde; er verbesserte einige Druckfehler, auch einen aus dem ersten Druck stehn gebliebenen, wogegen andere sich einschlichen. Die neuern Ausgaben von Joachim Meyer kamen auch der Jungfrau zu Gute. In der „historisch-kritischen" Ausgabe lieferte W. Vollmer im dreizehnten Bande unser Drama mit der ungemeinen Sorgfalt und scharfsinnigen Kritik, die seine Leistungen vor mancher andern dieser Ausgabe so sehr auszeichnen.

Schon im Jahre 1802 gab der als ausschweifender Verehrer seines väterlichen Freundes Klopstock bekannte, durch die französische Staatsumwälzung nach Frankreich verschlagene K. Fr. Cramer eine französische Uebersetzung des Stückes. Eigene Abhandlungen über die Jungfrau schrieben in demselben Jahre der Dramatiker A. Klingemann und Schillers früherer Freund Fr. L. Huber, letzerer im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803". Daneben brachten ausführliche Besprechungen des Stückes Merkels „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur"*), die „neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" und die „Zeitung für die elegante Welt"; auch fehlte es nicht an eingehenden Berichten über die Aufführungen zu Weimar, Berlin, Magdeburg und an andern Orten. Außer Fr. Schlegels schon erwähntem Schriftchen über die Geschichte der Jungfrau er-

---

*) Er gab hier eine vergleichende Uebersicht „über die epischen und dramatischen Bearbeitungen der Pucelle".

schien ein ähnliches kurz darauf zu Breslau, in welchem auch Schillers „romantische Tragödie" besprochen wurde. Die „Neue Berlinische Monatsschrift" brachte 1802 im März- und Aprilhefte einen Aufsatz eines ungenannten Verfassers: „Die Jungfrau von Orleans (nach des Herrn De l'Averdy ausführlicher Nachricht von den beiden Prozessen)", veranlaßt durch das „neue Interesse", welches „die Heldin durch das das deutsche geistvolle Trauerspiel erhalten hat". Im allgemeinen war man dem Stücke, wie sehr man auch den dichterischen Schwung desselben anerkannte, wenig günstig, da man sich nicht frei in die Situation hineinversetzen, vor leichtfertigem Mäkeln nicht zur innern Erfassung und zum Verständnisse der Dichtung gelangen konnte. Die beiden Schlegel und Tieck fanden daran manches auszusetzen, ja sie konnten gar keinen rechten Standpunkt zu dieser herrlichen Dichtung finden, wie auch neuerdings Karl Immermann, der in der Vorrede zu seinem Trauerspiel in Tyrol sie für ein mißlungenes Werk erklärte. Fr. G. Wetzel setzte ihr 1817 seine „Jeanne d'Arc" entgegen, worin er sich näher an die Geschichte hielt, und Johanna wirklich verbrennen ließ. Gerechter gegen Schiller waren Frau von Staël und Carlyle, welche die hohe Würde und Schönheit der Dichtung anerkannten. Das Stück wurde später mehrfach ins Französische, Englische, Italienische, auch ins Holländische, Dänische, Böhmische, Polnische und Russische übersetzt und erfreute sich hoher Anerkennung. Neben so manchen Versuchen, besonders französischer Dichter, wie Avril, De l'Aubigny, Soumet, den Stoff dramatisch zu behandeln, steht es unerreicht da, ein Werk des Genius dürftigen Versuchen dramatischer Handwerker gegenüber, mag auch immer der begeisterte neueste französische Lebensbeschreiber der Heldenjung-

frau,*) deren Heiligsprechung man neuerdings fanatisch betrieben hat, unser, wie er es nennt, neu-shakespearesches Drama, das bei allen Schönheiten une tragédie manquée sei, für eine Versündigung gegen Jeanne d'Arc halten, deren einfach große Geschichte gar keinen dichterischen Schmuck vertrage. Natürlich darf man die Gerechtigkeit, welche die ohne ernstes Eindringen urtheilende deutsche Kritik im allgemeinen dem einzigen Drama nicht entgegenbrachte, am wenigsten vom französischen Geschichtschreiber erwarten. Der in ihr wehende Schwung vaterländischer Begeisterung hat in der Zeit der napoleonischen Unterdrückung neben Wilhelm Tell und Karlos manches deutsche Herz entflammt und wird diese Wirkung fort und fort auf den Zuschauer wie auf den Leser üben, wenn auch die Bühne durch den von Iffland aufgebrachten Pomp der reinen dichterischen Wirkung nicht weniger schadet als dadurch, daß das um die Seele der Dichtung und die kunstvolle Ausgestaltung des Stückes unbekümmerte Virtuosenthum sich desselben bemächtigt hat. Lebendige Einsicht in den Organismus und eindringendes Verständniß thun vor allem Noth.

*) Von dem Prachtwerke **Jeanne d'Arc par M. Wallon, Edition illustrée d'après les monuments de l'art depuis le quinzième siècle jusqu'à nos jours** liegt mir die zweite Ausgabe von 1876 vor. In den beigefügten **eclaircissements** findet man auch eine freilich eben so wenig eingehende als vollständige Besprechung der Dichtungen, welche die Jungfrau von Orleans hervorgerufen. Von Schiller wird Johannas Abschied in prosaischer Uebersetzung mit der Bemerkung gegeben: **Le morceau lyrique admirable sans doute par le souffle ardent qui l'anime, par la fraicheur et la vivacité des images ne semble pas en revanche exempt d'emphase et de prétention. Placé dans la bouche de Jeanne d'Arc, de la paysanne de Dom Remy, cette ode vraiment pindarique malgré ce qu'elle peut exprimer d'idées et de sentiments justes ne peut-être bien en somme qu'une magnifique dissonance.**

II. Stoff.

Schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte ein französischer Dichter das wunderbare Leben der Jungfrau von Orleans gefeiert; das Gedicht von Valerand de Vavagne: De gestis Joannae virginis Francicae libri IV, erschien zu Paris 1516*). Die Histoire tragique de la Pucelle d'Orleans des Jesuiten Fronton du Duc wurde 1580 aufgeführt, auch im folgenden Jahre gedruckt. In einem seiner ersten Stücke, in dem um 1590 fallenden ersten Theile Heinrich VI. führte Shakespeare auch die Jungfrau von Orleans (Joan la Pucelle, commonly called Joan of Arc) ein, wobei er die Angaben in Holinsheds History of England zu Grunde legte, aber auch wohl der in England umgehenden Sage über ihre Zauberei folgte. Seine Johanna, die sich in gemeine Liebeshändel mit dem Dauphin und den Prinzen einläßt, wird zuletzt von den Höllengeistern selbst verlassen. Daß sie bei ihm erst später sich mit der Hölle verbinde, hat man neuerdings irrig behauptet. Im Augenblick, wo der Dauphin Orleans verlassen will, führt sie der Bastard von Orleans als eine heilige prophetische Jungfrau ein; und sie gewinnt sofort des Dauphins Vertrauen, da sie den für diesen sich ausgebenden Reignier erkennt. Sie schlägt die Orleans belagernden Engländer, führt auch den Dauphin in die Stadt, wird aber, im völligsten Widerspruche mit der Geschichte, durch

*) Schon 1435 hatte man zu Orleans ein mistère du siège d'Orleans aufgeführt; es wurde 1439 wiederholt; wir besitzen es in der Fassung von 1456, welche H. Tivier 1868 mit einer Vergleichung sämmtlicher die Jungfrau verherrlichenden Dichtungen zu Paris herausgab.

einen nächtlichen Ueberfall Talbots zur Flucht gezwungen. Auch nach Rouen bringt sie den Dauphin durch eine List, wird aber wieder herausgetrieben. Dies ist eben so ungeschichtlich als die von Shakespeare ausgeführte Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Dauphin und ihr Auftreten bei Bordeaux, wo Talbot und dessen Sohn fallen, deren Tod freilich in der Nähe der Stadt, aber mehr als zehn Jahre später erfolgte. Vor Anjou überrascht sie die Nachricht, daß die bisher uneinigen englischen Heerführer sich geeinigt. Besiegt ruft sie vor Angiers die Höllengeister an, die sich aber für machtlos erklären, ihr weiter zu helfen, worauf sie der Herzog von York als boshafte Zauberin und Hexe gefangen nimmt. Im Lager vor Anjou befiehlt der Herzog, sie zum Scheiterhaufen zu führen. Sie verleugnet hier ihren alten Vater, der ihr zusprechen will, rühmt sich als heilige Jungfrau, derer vergossenes Blut des Himmels Rache auf die Engländer herabrufen werde, und sucht zuletzt ebenso vergeblich durch das Vorgeben, sie trage ein Kind, als dessen Vater sie nacheinander den Dauphin, Alençon und Reignier nennt, ihr Leben zu retten. Mit einem Fluche gegen England geht sie ab. Shakespeare wollte eben die Jungfrau, welche England so viel Schaden gebracht, als ein schändliche Zauberin darstellen, wozu er sich dadurch berechtigt glaubte, daß sie wirklich als Hexe verbrannt wurde. Dabei aber mußte er sich die allergrößten Freiheiten gestatten; mehrere derselben finden wir auch bei Schiller, obgleich dessen ganze Auffassung zu Shakespeare den geraden Gegensatz bildet.

Zu Richelieus Zeit richtete der auch als Dichter geachtete Akademiker Jean Chapelain durch den Versuch, der Befreierin seiner Heimat ein würdiges dichterisches Denkmal zu setzen, seinen

Ruf zu Grunde. Er hatte es zuerst in Prosa versucht; als er aber im Jahre 1656 mit den ersten zwölf Gesängen seines in prachtvoller Ausstattung erscheinenden Gedichtes: La Pucelle ou la France délivrée, poëme heroique, auftrat, verfiel er, trotz der großen Zahl seiner Freunde und der sechs Ausgaben, die das Gedicht in achtzehn Monaten erlebte, dem allgemeinen Spotte, da besonders Boileau die Schwächen dieser Jungfrau, die, wie es in einem bissigen Epigramme hieß, als sie nach zwanzig Jahren herauskam, sich als altes Weib zeigte, mit Erbitterung geißelte. Die zweite Hälfte des Gedichtes drucken zu lassen, wagte der unglückliche Sänger nicht. Wäre das Gedicht in seiner prosaischen Gestalt erschienen oder ohne so gewaltige, die Dichter der Zeit aufreizende Ansprüche aufgetreten, so würde sein Verdienst, auf welches später St. Marc Girardin hingewiesen hat, zur Anerkennung gelangt sein. Chapelain schildert seine Johanna als gottbegeisterte Befreierin des Vaterlandes, für das sie selbst als Opfer fallen muß. Sie gibt die Ehre Gott allein, der in ihr stark ist; von allen menschlichen Leidenschaften frei, nur vom Glauben an Gott und von Liebe zu ihrem Vaterlande getragen, ist sie so unüberwindlich im Kampfe, wie groß in der Ergebung in Gottes Willen. Das Schlimmste, was dieser so gut gemeinten, in ihrem epischen Pathos sich überspannenden, jeder echten Dichterkraft entbehrenden Epopöe widerfahren konnte, war es, daß der witzigste heimische Dichter, Voltaire, der mit seinem eigenen dichterisch schwachen virgilischen Epos La Henriade ein glücklicheres Loos gezogen hatte, den armen Chapelain zum Prügeljungen sich auserkor, als er die Geschichte der gottbegeisterten Befreierin Frankreichs ergriff, um den Wunderglauben, die christliche, zunächst die katholische Religion und das französische

Königthum von Gottes Gnaden durch prickelnden Spott zu vernichten. Er begann die Pucelle bereits zwei Jahre nach der Vollendung seines ersten Epos, setzte es aber, wie die Henriade, nur in einzelnen unter seine Freunde vertheilten Abschriften in Umlauf, bis 1755 seine Feinde eine verstümmelte Ausgabe veranstalteten, die ihn denn veranlaßte, es sieben Jahre später vollendet und neubearbeitet erscheinen zu lassen. Er hatte damals vieles gemildert und die anstößigsten Stellen getilgt. Die rücksichtsloseste Verhöhnung des Glaubens und des Königthums war der Zweck dieser Travestirung der Thaten des gottbegeisterten Mädchens, dem Frankreich die Befreiung vom englischen Joche verdankte; alles wurde hier im Hohlspiegel des Spottes verzerrt, jede Gemeinheit, Frechheit und Liederlichkeit dem Hofe und seiner Beschützerin untergeschoben, um die ganze Geschichte als ein albernes Märchen abergläubischer Dummheit und knechtischer Beschränkung zu verspotten. Voltaires Pucelle war Schiller nicht unbekannt. Schon vor mehrern Jahren hatte er sein Urtheil über diesen als Satiriker ausgesprochen. Seinem Spotte, hatte er bemerkt, liege zu wenig Ernst zu Grunde, und es scheine, nur die Armuth des Herzens habe diesen reichen Genius zur Satire bestimmt. An Wieland schrieb Schiller bei Uebersendung seiner Jungfrau, dieser werde ihm zugeben, daß Voltaire sein Möglichstes gethan habe, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen; habe dieser seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe er die seinige vielleicht zu hoch gestellt, aber auf keine andere Weise habe das Brandmal, das Voltaire seiner Schönen aufgedrückt habe, ausgelöscht werden können. Nach Voltaire versuchte der englische Dichter Robert Southey die gottbegeisterte

Jungfrau wieder zu Ehren zu bringen. Seine Joan of Arc, an epic poem, die der dreiundzwanzigjährige Dichter 1796 zuerst herausgab, zeichnet sich durch dichterischen Schwung und Schönheit der Sprache aus, leidet aber an jugendlicher Ueberspannung. Schiller dürfte das Gedicht kaum gekannt haben. Zwei Jahre früher war in Deutschland das schwache Machwerk „Das Mädchen von Orleans, travestirt von Ritter Fas," erschienen.

Während der langen Geisteskrankheit Karls VI., des vierten französischen Königs aus dem Hause Valois, kam es zwischen dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orleans, und dessen Oheim, Philipp von Burgund, zu verderblichem Streite. Die Königin Isabella, die als vierzehnjähriges Mädchen dem allen Ausschweifungen sich hingebenden jungen Könige vermählt worden war, überließ sich ganz dem am Hofe eingerissenen scham- und sittenlosen Treiben; die allgemeine Stimme gab ihr ein ehebrecherisches Verhältniß zum Herzog von Orleans Schuld. Nach dem Tode Philipps von Burgund glaubte der Herzog von Orleans sich jede Erpressung und Willkür gestatten zu dürfen, um die Ausschweifungen der Königin wie seine eignen zu befriedigen. Vergeblich war der Einspruch des jungen Herzogs Johann von Burgund, bis dieser endlich, ermuthigt durch die allgemeine Mißstimmung des bedrückten, die Königin und ihre Buhlen verwünschenden Volkes im August 1405 nach Paris kam, wo er im Staatsrathe eine Anklage gegen die Regentschaft erhob, die an alle Städte des Reiches gesandt wurde. Darauf sammelte er ein großes Heer um sich; der Herzog von Orleans, der sich mit der Königin nach Melun zurückgezogen hatte, brachte ein gleiches auf. Aber es kam zu einer Aussöhnung; beide Herzoge schwören sich auf die Evangelien aufrichtige

Freundschaft und verbanden sich zu kräftiger Führung des Krieges gegen England, um diesem Guyenne und Calais zu entreißen.

Schon beim Tode Karls IV. (1328) hatte England Ansprüche auf die französische Krone erhoben, da König Eduard III. Schwestersohn des verstorbenen Königs, Graf Philipp von Valois nur dessen Vetter sei; dagegen beriefen sich die französischen Baronen auf die im Jahre 1317 festgesetzte Ausschließung der weiblichen Nachfolge vom Throne. In Folge dieser Ansprüche hatte England Frankreich mit Krieg überzogen. Philipp VI. ward bei Crecy am 26. August 1346 völlig besiegt. Calais fiel und blieb in den Händen der Engländer. Unter Philipps Nachfolger, dem herrschsüchtigen, kriegerischen und ausschweifenden Johann, litt Frankreich durch die glücklichen Einfälle des Prinzen von Wales, des sogenannten schwarzen Prinzen, der in der siegreichen Schlacht bei Poitiers in der Ebene von Maupertuis am 19. September 1356 den König selbst gefangen nahm. Unter der Regentschaft des Dauphins Karl kam es von neuem zum Kriege. Karl sah sich bald zum Frieden von Bretigny (am 7. Mai 1360) genöthigt, worin England das ganze alte Aquitanien erhielt. Aber Karl V. entriß den Engländern fast alles wieder, was sie in jenem Frieden erlangt hatten. Während der Minderjährigkeit Karls VI. ruhte der Kampf. Nachdem dieser selbst die Regierung übernommen hatte, schloß er im Juni 1389 einen dreijährigen Waffenstillstand mit England. Im Anfange der Regierung des englischen Königs Heinrichs IV. wurden die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und den Franzosen beigelegt. Aber der Herzog von Orleans fand die Erneuerung des Kampfes seinem Zwecke gemäß.

Die beschworene Freundschaft zwischen den Herzogen von Orleans und Burgund sollte keinen langen Bestand haben. Der letztere ließ am 23. November 1407 den Herzog von Orleans durch einen Meuchelmörder aus dem Wege schaffen. Nachdem er anfangs die That als argen Meuchelmord verabscheut hatte, erklärte er sich bald darauf als Thäter; auch scheute er sich nicht, die Ermordung als eine nach göttlichen und menschlichen Rechten erlaubte, zum Wohle des Staates gereichende Handlung zu rechtfertigen, ja sein Einfluß bestimmte den König, ihm Verzeihung und seine volle Gnade wegen dieser zu seiner und des Reichs Wohlfahrt ausgeführten That feierlich auszusprechen. Die Königin war darüber so erbittert, daß sie mit dem Dauphin sich nach Melun zurückzog und diese Stadt befestigen ließ. Kaum hatte der Aufstand der Lütticher den Herzog von Burgund aus Paris gerufen, so wußte die Königin mit dem Dauphin den König zur äußersten Strenge gegen jenen zu bestimmen, der aber bald zurückkehrte und die Gegenpartei zu einem Vertrage mit ihm nöthigte. Die Söhne des Ermordeten erklärten zu Chartres, allen Haß gegen den Herzog aufzugeben. Auch wußte dieser die Königin bald für sich zu gewinnen und sich des Dauphins zu versichern, über den ihm der König die Oberaufsicht übertrug. Doch vermochte er nicht die Bildung eines mächtigen Gegenbundes zu hindern. Die Herzöge von Berri und von Orleans und die Grafen von Alençon, von Clermont und von Armagnac (der letztere war der Schwiegervater des Herzogs von Orleans) vereinigten sich am 15. April 1410 zu Gien und zogen in der ausgesprochenen Absicht, den König in seiner Majestät und seiner Freiheit gegen den Herzog von Orleans zu erhalten, mit einem Heere gegen Paris. Da der

alte Graf von Armagnac als Haupt der Verbindung galt und seine Truppen besonders zahlreich und gefürchtet waren, so nannte man seit dieser Zeit die Gegner der burgundischen Partei Armagnacs. Den 2. November 1410 wurde zu Bicêtre ein Vertrag geschlossen, welcher die Prinzen und den Herzog von Burgund vom Hofe ausschloß. Bald aber entbrannte der Bürgerkrieg, da der Herzog von Orleans den Burgunder als Mörder seines Vaters bekämpfte. Beide Parteien bewarben sich um den Beistand Heinrichs V. von England, der mit den Herzogen von Berri, Orleans und Bourbon und dem Grafen von Alencon am 18. Mai 1412 einen ihm günstigen Vertrag schloß. Der König zog selbst gegen die untreuen Vettern, die er zur Uebergabe von Bourges zwang. In Auxerre schworen die Herzoge von Orleans und von Burgund sich unverbrüchliche Freundschaft; nur denen, welche den Herzog von Orleans ermordet hatten, sollte nicht verziehen werden. Aber bald kam es zu neuen Unruhen, durch die der Herzog von Burgund sich genöthigt sah, Paris zu verlassen. Doch gleich darauf brach er auf Einladung des Dauphins wieder gegen Paris auf; da er indessen unverrichteter Sache abziehen mußte, erklärte ihm der König den Krieg, ja er stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Zwar kam es bald zu einem Vergleiche, aber der innere Zwiespalt der Parteien dauerte fort.

Während dieser traurigen Zerwürfnisse erhob Heinrich V. die ungemessensten Ansprüche au Frankreich, deren Verwerfung zum Kriege führte. Bei Azincourt erlitt das dreimal stärkere französische Heer am 25. Oktober 1415 eine furchtbare Niederlage; die Herzoge von Orleans und Bourbon wurden gefangen und nach England gebracht. Noch vor dem Schlusse des Jahres

starb der Dauphin, wodurch die Macht des Herzogs von Burgund, der sich zurückgezogen hatte, sich zu mehren schien, da der zum Dauphin bestimmte Herzog Johann von Touraine seiner Nichte vermählt war und sich im Lande seines Schwagers aufhielt. Aber der König ernannte seinen Gegner, den Grafen von Armagnac, zum Connetable, Generalgouverneur und Generalcapitän.

Eine Verschwörung der Anhänger des Herzogs von Burgund ward entdeckt, die Schuldigen wurden grausam bestraft. Da der Dauphin im Hennegau blieb, so entzog der König ihm das Herzogthum Touraine und verlieh es seinem jüngern Bruder, dem dreizehnjährigen Karl, Grafen von Ponthieu, welcher auch unter Leitung des Herzogs von Anjou Gouverneur von Paris ward. In Folge des im April 1417 erfolgten Todes des Dauphins trat der Herzog von Touraine an dessen Stelle. Da der König diesem während seiner Verhinderung den Vorsitz im Staatsrathe gab, ließ er seine Mutter Isabella, die ihm allein im Staatsrathe hinderlich sein konnte, nach Tours bringen, beschränkte ihren Haushalt auf das nothdürftigste und ließ sie streng bewachen; hierzu schien ihn der allgemeine Unwille über deren verschwenderischen Haushalt zu Vincennes und ihr zügelloses, aller Scham spottendes Leben zu berechtigen. Der Herzog von Burgund benutzte die Mißstimmung über die Gewaltsamkeit und Willkür des Grafen Armagnac, das Volk für sich zu gewinnen, indem er ihm die Befreiung von diesem unerträglichen Joche versprach. Viele Städte fielen ihm zu. Verschloß sich ihm auch Paris, so glückte es ihm doch, die Königin aus ihrer Verbannung zu entführen und sich der Stadt Tours zu bemächtigen. Der König ernannte sofort den Dauphin zu seinem Generalstatthalter und widerrief die der Königin früher übertragene

Gewalt. Aber Isabella bezog sich auf die unwiderruflich ihr anvertraute Regierung, klagte die habsüchtige und verderbliche Verwaltung in Paris an und rief die Städte auf, den Befehlen des Herzogs von Burgund zu folgen. Zum Sitze ihrer Regierung ward Troyes bestimmt. Da war die Zeit zur Fortführung des Krieges für Heinrich V. gekommen, der sich bald der ganzen niedern Normandie bemächtigte. Ein Versuch, die innern Parteien zu versöhnen, scheiterte an dem Widerspruche des Grafen von Armagnac, des Kanzlers Heinrich von Marle und des Prévôt von Paris, Tannegui Du Chatel. In der Nacht des 29. Mai 1419 wurde ein Thor von Paris den Burgundern geöffnet, die in Verbindung mit den auf Armagnac erbitterten Bürgern die mißliebige Regierungspartei gefangen nahmen. Du Chatel rettete den Dauphin, indem er ihn in einem Betttuche in die befestigte Bastille trug. Den König zwang man zu Pferde zu steigen und in Begleitung der Burgunder durch die Stadt zu reiten. Vergebens machte Du Chatel einen Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen, doch gelang es ihm, sich nach Melun zurückzuziehen, wohin er vorher den Dauphin hatte bringen lassen. Paris erlebte damals schreckliche Greueltage, an welchen die Geschichte der französischen Königsstadt so reich ist. Graf Armagnac und der Kanzler Marle wurden umgebracht, ihre Leichname höhnisch mißhandelt. Erst am 14. Juli, nachdem die wildesten Wogen der Volkswuth sich gelegt hatten, hielten die Königin und der Herzog von Burgund ihren Einzug. Der König genehmigte alle Anordnungen des Herzogs. Der Dauphin hatte sich mit seinen Anhängern nach Bourges begeben; statt der vom Könige, der Königin und dem Herzoge gemachten Aufforderung, sofort nach Paris zu kommen,

irgend Folge zu leisten, nahm er den Titel Regent an; zu Poitiers errichtete er einen obersten Gerichtshof und zu Bourges eine Rechenkammer. Zu seinem Feldherrn und Stellvertreter im nördlichen Frankreich ernannte er Du Chatel, und begann sogleich den Krieg gegen den Herzog von Burgund, dem man Compiegne und Tours entriß. Indessen drangen die Engländer in der Normandie immer weiter vor. Die Forderungen Heinrichs V. waren so maßlos, daß die von beiden Parteien mit ihm angeknüpften Unterhandlungen erfolglos blieben. Da versuchte der Herzog durch seine Geliebte Frau von Giac sich mit dem Dauphin zu verständigen. Am 11. Juli 1419 schworen der Herzog und der Dauphin zusammen die Regierung verwalten und alles Geschehene vergessen zu wollen. Als aber der Herzog am 10. September zu einer vom Dauphin gewünschten Unterredung sich auf der Brücke über die Yonne zu Montereau einstellte, wurde er von einem der Begleiter des Dauphins mit einer Streitaxt ins Gesicht geschlagen, so daß er niederstürzte, worauf andere ihn ermordeten. Nach den Anhängern des Herzogs gab Du Chatel das Zeichen zur Mordthat und führte den ersten Streich*), während die Freunde des Dauphins Du Chatel von jeder Schuld freisprachen und behaupteten, der Herzog habe den Dauphin gebeten, zum Könige zu kommen, und sei im Begriffe gewesen, das Schwert gegen ihn zu ziehen. Um sich zu rächen, knüpfte des Herzogs einziger Sohn Philipp Unterhandlungen mit Heinrich V. an, und er wußte den König und die Königin zu bestimmen, auf die von England gestellten

*) So Monstrelet und die Memoires secrets I, 26—28, wo die Vermittelung der Frau von Giac weit ausgeführt ist.

Bedingungen einzugehn, wonach Heinrich V. des Königs Tochter Katharina heiraten, die Regentschaft Frankreichs sogleich und nach dem Tode des Königs, mit Ausschluß des Dauphins, die Krone erhalten solle. Heinrich kam selbst im Mai 1420 an der Spitze eines Heeres nach Troyes, wo die Verlobung stattfand und der Vertrag feierlich abgeschlossen wurde. Die Stadt Paris bezeugte dem englischen Könige ihre Freude über die glückliche Beilegung des Streites; der Haß gegen die Partei des Dauphins und das Verlangen nach Ruhe überwogen die Vaterlandsliebe. Der Bruder des Königs, der Herzog von Clarence, ward zum Befehlshaber von Paris ernannt, die Bastille und andere Festen der Stadt, auch das Schloß von Vincennes, mit englischen Truppen besetzt. Heinrich V., der sich jetzt Erbe und Regent des Königreichs Frankreich nannte, zog mit dem Könige und dem Herzoge am 1. Dezember in Paris ein, am folgenden Tage die Königin und ihre seit dem 2. Juni mit Heinrich vermählte Tochter. Der Vertrag von Troyes, und somit die Nachfolge Heinrichs V., wurde am 10. von den Reichsständen genehmigt. Auf die Klage des Herzogs von Burgund und von dessen Mutter erklärte der König am 23. alle der Ermordung zu Montereau Schuldigen für Majestätsverbrecher. Am 3. Januar 1421 erging an Karl, welcher sich Dauphin von Viennois nenne, die Einladung, vor dem Parlament zu erscheinen, und da er sich zur Zeit nicht einfand, wurde er der Theilnahme am Morde schuldig und der Nachfolge in jeder Herrschaft für unwürdig erklärt, zugleich seine Verbannung aus Frankreich ausgesprochen.

Aber die Anhänger des in Languedoc weilenden Dauphins setzten besonders in der Picardie und der Champagne den Kampf gegen den Herzog fort. Während der Abwesenheit Heinrichs V.

in England wurde der Herzog von Clarence am 23. März 1421 bei Beaujé geschlagen; der Herzog selbst und an 3000 Engländer fielen. Der Regent von Schottland, der Herzog von Albany, hatte dem Dauphin mehrere tausend Hülfstruppen unter dem Befehle der Grafen von Buchan und von Wigton gesandt. Aber Heinrich V. kam bald mit gewaltiger Heeresmacht zurück und erfocht die glänzendsten Erfolge, so daß die Sache des Dauphins völlig verloren schien, als der am 31. August 1422 zu Vincennes plötzlich erfolgende Tod des siegreichen Königs eine unerwartete Wendung herbeiführte. Da sein Nachfolger Heinrich VI. noch kein Jahr alt war, so hatte der König seinen Bruder, den Herzog von Bedford, zum Regenten von Frankreich bestimmt, während er die Verwaltung Englands seinem andern Bruder, dem Herzog von Glocester, übertrug. Nach Karls VI. schon bald darauf, am 21. Oktober, erfolgten Tode ließ Bedford Heinrich VI. zum Könige von Frankreich ausrufen, wogegen der Dauphin als Karl VII. zu Poitiers feierlich gekrönt wurde, da die alte Krönungsstadt Rheims sich in den Händen der Feinde befand. Der Herzog von Bedford heiratete eine Schwester des Herzogs von Burgund, eine andere der Graf Arthur von Richmond, dessen Bruder, der Herzog Johann V. von der Bretagne, sich jetzt auch mit den Herzogen von Bedford und Burgund vereinigte. Bei Verneuil erlitt am 17. August 1424 das durch 5000 vom Grafen von Douglas zugeführte Schotten auf 18000 Mann gebrachte Heer Karls VII. eine gänzliche Niederlage. Der tapfere Stephan von Vignoles, genannt La Hire, sah sich genöthigt, die im Namen des Dauphins von ihm behaupteten Plätze in der Champagne aufzugeben. Ganz Frankreich nördlich von der Loire schien für den Dauphin

verloren, als ein zwischen den Herzogen von Glocester und von Burgund ausgebrochener Zwist die Thätigkeit des Herzogs von Bedford lähmte und den Herzog von Burgund bestimmte, mit Karl VII. einen siebenmonatlichen Waffenstillstand zu schließen. Letzterer bot darauf dem Grafen Arthur von Richmond die Connetablewürde an, welche dieser nur unter der Bedingung annahm, daß derselbe Du Chatel und die übrigen Mörder des Herzogs von Burgund von seinem Hofe entferne. So huldigte denn der Herzog von Bretagne jetzt Karl VII., der seinem Rathe zu folgen versprach. Der natürliche Sohn des ermordeten Herzogs von Orleans, der allgemein, auch amtlich, den Namen Johann Bastard von Orleans oder bloß der Bastard von Orleans hieß, ein Jugendgespiele des Königs, kehrte um diese Zeit an den Hof zurück. In Gemeinschaft mit La Hire entsetzte der junge Held das von den Engländern belagerte Montargis im Juli 1426. Der König selbst war schwach und träg, ein Spielball seiner Günstlinge. Der Connetable hatte ihm einen Herrn von Giac als Leiter zur Seite gegeben; da dieser aber ihm bald feindselig entgegentrat, bemächtigte er sich seiner mit Gewalt und schaffte ihn aus dem Wege. Dasselbe Loos traf seinen Nachfolger; dagegen wußte der dritte vom Connetable anempfohlene Gesellschafter, ein Herr La Tremouille, sich beim Könige so festzusetzen, daß er dem Connetable offenen Widerstand leistete, und vom Könige den Befehl an alle Städte erwirkte, jenem die Thore zu schließen. So drängte der verblendete König den mächtigen Herzog von Bretagne auf die Seite des Feindes. Dieser schloß im September 1427 einen Vertrag mit dem Herzog, worin er sich erbot, dem König

Heinrich VI., sobald er nach Frankreich komme, zu huldigen. Auch der Herzog von Burgund wirkte jetzt wieder gegen Karl VII.

Die Engländer, welche nördlich von der Loire die königliche Partei fast überall vertrieben hatten, beschlossen jetzt, den Krieg nach dem Süden zu tragen. Graf von Salisbury, dem der Oberbefehl anvertraut war, wandte sich mit seiner Verstärkung von 6000 Mann sogleich gegen Orleans. Hier lagerte er sich, nachdem er sich mehrerer Plätze der Umgebung bemächtigt hatte, am 12. Oktober 1428 vor der Loirebrücke, welche durch zwei Thürme und ein Bollwerk geschützt war. Schon am 24. bemächtigte er sich dieser, doch an demselben Abend wurde er, als er von einem der Thürme aus die Stadt beobachtete, durch eine Kanonenkugel so schwer am Kopfe verletzt, daß er wenige Zeit darauf starb. Da man nicht genau wußte, woher die Kugel gekommen war, so schrieb man seinen Tod einer besondern göttlichen Fügung zu. An seine Stelle traten der Graf von Suffolk*) und Talbot, welche die Belagerung mit größtem Eifer fortsetzten, jedoch nicht hindern konnten, daß Lebensmittel, Truppen und Kriegsbedarf in die Stadt gebracht wurden. Unter den Franzosen zeichneten sich der Bastard von Orleans, La Hire, Pothon de Saintrailles, der Marschall de Saint Sevère u. a. aus. Gouverneur der Stadt war De Gaucourt. Am 24. Februar 1429 griffen die bei weitem überlegenen Franzosen und Schotten die Engländer, die eine große Sendung von Lebensmitteln, meist Häringe und andere Fastenspeisen, unter Johann Fastolf, begleiteten, bei Rouvrai an,

---

*) In den französischen Berichten heißt er Suffort, wie diese für Fastolf Fascot, für Glasdale Glacidas u a. haben.

erlitten aber eine gewaltige Niederlage. In dieser höchst unglücklichen Schlacht, welche das Volk das Häringstreffen nannte, fielen von französischer Seite eine große Zahl vornehmer und tapferer Ritter, auch der Connetable von Schottland, Johann Stewart, und dessen Bruder; der Bastard von Orleans entkam nur verwundet.

Um diese Zeit hatte frommer Glaube und innige Vaterlandsliebe ein lothringisches Landmädchen zur Befreiung des von den Fremden zur Hälfte verwüsteten und unterjochten Heimatlandes begeistert. Johanna d'Arc war die Tochter einfacher Landleute, des Jacob d'Arc und der Isabella Rommé, im Dorfe Domremy*), drei Meilen südlich von Vaucouleurs in der Diözese Toul. Die Eltern hatten außer ihr noch drei Söhne und eine jüngere Tochter. Die Sage bezeichnet sie als Hirtin; es steht aber fest, daß sie, wenn sie auch zuweilen das Vieh ihrer Eltern und abwechselnd des Dorfes weidete, doch auch Feldarbeiten verrichtete und ihrer Mutter in häuslichen Geschäften beistand. Sie war damals gegen achtzehn Jahre alt. Dieser hatte nach ihrer Behauptung, so erzählt die Sage**), Gott geoffenbart, sie solle zum König Karl VII. gehn, um ihm beizustehn und ihm zu rathen, sein Königreich und die Städte und Plätze wiederzuerlangen, welche die Engländer in seinem Lande erobert hatten. Da sie wußte, ihre Eltern würden sie

---

*) Bei Monstrelet heißt das Dorf Droimy, in der Schrift Jeanne d'Arc Domprè, in der Histoire du siege d'Orleans Domprebemy, bei Holinsheb, der auch die Diöcese Toul nennt, Domprin. In Büschings Erdbeschreibung (1788) kommt es als Dompremi oder Dom Remy, mit dem Zunamen La Pucelle, vor.

**) Wir folgen hier der Schrift Jeanne d'Arc (vgl. oben S. 15).

nicht gehn lassen, wandte sie sich an ihren Oheim, den sie überredete, sie zu dem Hauptmann Robert De Baudricourt im nahen Vaucouleurs*) zu begleiten. Letztern bat sie dringend, sie zum Könige von Frankreich bringen zu lassen; sie habe diesem zum Wohle seines Königreichs sehr nothwendige Dinge zu sagen, werde ihm große Hülfe und Beistand zur Wiedererwerbung seines Königreichs leisten. Gott wolle es also, und habe es ihr mehrfach offenbart. Baudricourt lachte und spottete über diese Rede, und hielt sie für verrückt; sie bestand aber so lange darauf, bis dieser ihr einen gewissen Ville Robert und mehrere Leute mitgab, die sie zum Könige bringen sollten, der sich damals in Chinon befand. Nach der Histoire admirable sagte sie, Gott habe ihr durch die Jungfrau Maria und durch die heilige Katharina und die heilige Agnes ganz besondere Dinge über die Wiedererlangung des Königreiches offenbart, die sie nur dem Könige selbst mitzutheilen wage. Die Histoire du siege d'Orleans berichtet nach dem 7. Februar von Johanna, daß ihr, als sie nahe bei ihrem elterlichen Hause die Schafe weidete oder zu Hause spann, mehrfach der Herr erschienen sei, der ihr befohlen habe, Orleans zu entsetzen und den König in Rheims krönen zu lassen. Und nach dem 24. Februar bemerkt dieselbe: „Das war derselbe Tag, wo die Jungfrau Johanna durch die Gnade Gottes dem Robert von Baudricourt offenbarte und verkündete, daß an ihm der König einen großen Verlust vor Orleans erlitten habe, und daß es noch schlimmer gehn werde, wenn sie nicht zum Könige käme. Deshalb ließ Baudricourt, der sie geprüft und sehr weise und wahrhaft und

*) In den ältern Berichten Vaucoulour oder Vaucouleur genannt.

auf ihren Behauptungen fest bestehend fand, sie Mannskleider anziehen, und er gab ihr zwei Edelleute mit, welche sie wegen der Gefährlichkeit des Weges sehr ungern begleiteten. Doch machten sie sich auf, da jene versicherte, sie würden nichts Schlimmes erleiden, und mit ihnen zwei ihrer Brüder." In ihren Verhören beim Prozesse erzählte Johanna, der Erzengel Michael sei ihr erschienen und habe ihr die heilige Katharina und die heilige Margaretha angekündigt. Die Stimmen dieser Heiligen forderten sie zwei- bis dreimal in der Woche auf, nach Frankreich zu gehn und Orleans zu entsetzen. Endlich geboten sie ihr, sich nach Vaucouleurs zu Baudricourt zu begeben, der sie zweimal abweisen, aber zum drittenmal ihr Leute mitgeben werde, um sie zum Könige zu geleiten.

Nach einer langen und gefährlichen Reise traf sie in Chinon ein, nachdem sie von Fierbois aus brieflich beim Könige hatte anfragen lassen, ob sie zu ihm kommen dürfe; sie habe einen Weg von 150 Meilen gemacht, um zu ihm zu gelangen, und ihm Hülfe zu bringen, und sie wisse viel Gutes für ihn. Ueber ihr Auftreten in Chinon lassen wir die Schrift Jeanne d'Arc berichten: „Sobald sie in das Zimmer getreten war, worin sich der König befand, machte sie die bei Königen gebräuchlichen Verbeugungen und Ehrenbezeugungen, als ob sie ihr ganzes Leben am Hofe zugebracht hätte. Dann richtete sie ihre Rede an den König, den sie nie gesehen hatte, und sprach: „Gott gebe Euch langes Leben, sehr edler König!" Da in der Gesellschaft viele eben so reich gekleidete Personen sich befanden, sagte der König zu ihr: „Ich bin nicht der König, Johanna", und fügte hinzu, indem er auf einen andern der anwesenden Herrn zeigte: „Dieser ist der König." Sie aber antwortete: „Ihr seid der König und

kein anderer; ich kenne Euch wohl.“ *) Der König frug sie darauf, was sie bewogen habe, zu ihm zu kommen. Sie erwiederte, sie sei gekommen, Orleans zu entsetzen, und ihm beizustehn, daß er sein Königreich wieder gewinne; so wolle es Gott. Sie sagte ihm, daß sie ihn nach Aufhebung der Belagerung nach Rheims zur Salbung und Weihung führen werde; wegen der Engländer solle er unbesorgt sein, sie werde diese überall schlagen. Er möge ihr nur so viel Kriegsleute geben, als er aufbieten könne, und sie zweifle nicht, daß sie alles Gesagte ausführen, ja die Engländer ganz aus dem Königreiche verjagen werde. Der König ließ sie darauf wegen ihres Glaubens befragen und verschiedene Fragen über Gott und den Krieg und über andere Dinge an sie stellen. Auf alle Fragen antwortete sie so weise, daß er, die Prälaten und andere Geistliche darüber sehr verwundert waren, und nicht ohne Grund, wegen der Einfachheit und der Beschaffenheit einer Person, welche bisher nur das Vieh auf dem Felde gehütet hatte. Hierauf versammelte der König seinen Rath, und es wurde ihm gerathen, er solle sie fragen, was sie zu thun gedenke. Sie erwiederte, sie wolle die Belagerung von Orleans aufheben und die Engländer schlagen, und sie bat den König, er möge einen seiner Waffenschmiede oder einen andern nach der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois schicken, um ihr von da ein Schwert zu holen, welches er an der Stelle der Kirche finden werde, die sie ihm sagen wolle; auf jeder Seite des Schwertes seien fünf Lilien

---

*) So erzählt auch Johann Chartier. In der Histoire admirable und in der Histoire du siege heißt es, einige der Herrn hätten gethan, als ob sie der König wären.

eingeschlagen.*) Die Frage, ob sie schon an jener Stelle der Kirche der heiligen Katharina gewesen sei, verneinte sie; doch wisse sie durch göttliche Offenbarung, daß dieses Schwert in der genannten Kirche unter altem Eisen (ferrailles) liege, welches sich dort befinde.**) Und sie sagte dem Könige, mit diesem Schwerte und mit Hülfe Gottes, seiner guten Hauptleute und Krieger werde sie Orleans entsetzen, und ihn nach Rheims zur Weihe und Krönung führen, wie alle vorangegangenen Könige Frankreichs dort gekrönt worden seien. Man beschloß einen Waffenschmied nach der Kirche der heiligen Katharina zu senden. Dieser fand wirklich dort das bezeichnete Schwert und brachte es dem Könige, der es Johanna der Jungfrau gab; diese dankte ihm sehr ehrerbietig dafür und bat ihn, ihr ein Pferd, einen Harnisch, eine Lanze und andere zum Kriege nöthige Sachen zu geben. Nachdem ihr dieses sofort gebracht worden, bewaffnete sie sich, stieg zu Pferde und schleuderte die Lanze und verrichtete alle Kriegsübungen, als ob sie ihr ganzes Leben im Kriege verbracht hätte. Und als sie in den Rath gerufen wurde, daß sie angebe und rathe, was zu thun sei, um Orleans zu entsetzen oder die Städte und Plätze wieder zu erobern und die Feinde anzugreifen, sprach und rieth sie so weise und stützte ihren Rath auf so gute Gründe, daß man sehr oft gegen die Meinung

---

*) Fünf Lilien nennt auch Holinshed, vier die Histoire admirable, dagegen die Histoire du siege, in Uebereinstimmung mit den gerichtlichen Aussagen der Jungfrau, fünf Kreuze.

**) Nach der eigenen Aussage der Jungfrau lag das Schwert hinter dem Altar unter der Erde. Die Histoire admirable läßt das Schwert unter dem Eisen der Gefangenen liegen, die jener Kirche anvertraut waren.

aller Hauptleute in demjenigen, was man thun wollte, ihren Rath befolgte, und was noch wunderbarer ist, wenn der König und seine Hauptleute in ihrer Abwesenheit sich beriethen, wußte sie alles, was gesagt und beschlossen worden war, als wenn sie selbst zugegen gewesen wäre, worüber der König und seine Genossen sehr erstaunt waren, und nicht ohne Grund. Und da in allen Chroniken, welche ich gesehen, einer Sache nicht gedacht wird, die ich vorlängst habe sagen und berichten hören, nicht bloß einmal, sondern von mehrern hohen Personen, die sie in einer glaubwürdigen Chronik gelesen haben wollten, die ich dann niedergeschrieben habe — so will ich diese hier mittheilen. Nachdem der König die Jungfrau gesprochen hatte, wurde ihm von seinem Beichtvater oder von andern gerathen, sie insgeheim zu sprechen und sie zu fragen, ob er gewiß glauben dürfe, daß Gott sie ihm gesandt habe, damit er ihr besser glauben und Vertrauen in ihre Worte setzen könne. Als der König dieses that, erwiederte sie: „Sire, wenn ich Ihnen so geheime Dinge sage, daß nur Gott und Sie davon Kunde haben, werden Sie dann glauben, daß ich von Gott gesandt bin?“ Und auf seine Bejahung fragte sie ihn: „Sire, erinnern Sie sich nicht, daß Sie am letzten Allerheiligentage in der Kapelle des Schlosses Loche, als Sie allein in Ihrem Betsaale waren, drei Gebete an Gott gerichtet?“ Der König erwiederte, er erinnere sich, damals gebetet zu haben, und als die Jungfrau fragte, ob er sie seinem Beichtvater oder einem andern anvertraut habe, verneinte er dies. „Und wenn ich Ihnen Ihre drei damals gethanen Bitten sage“, fragte sie, „werden Sie dann meinem Worte glauben?“ Als der König dies bejahte, sagte sie: „Die erste Bitte, welche

Sie an Gott richteten, war, daß wenn Sie nicht wahrer Erbe Frankreichs wären, es ihm gefallen möge, Ihnen den Muth zu nehmen, darnach zu streben, auf daß Sie nicht länger Ursache der Fortsetzung des Krieges, woraus so viel Uebel entstehe, zur Wiedergewinnung des Königreichs wären. Das Zweite, was Sie von ihm baten, war, daß, wenn die großen Widerwärtigkeiten und Drangsale, welche das arme Volk von Frankreich erleide und so lange Zeit erlitten habe, von Ihrer Sünde herkämen und Sie Schuld daran wären, es ihm gefallen möge, das Volk davon zu befreien, und Sie allein dafür gestraft und heimgesucht würden, sei es durch den Tod oder durch eine andere Strafe, die ihm gefalle. Die dritte Bitte war, daß, wenn die Sünde des Volks der Grund der Widerwärtigkeiten sei, es ihm gefallen möge, dem Volke zu verzeihen und seinen Zorn zu besänftigen und das Königreich von den Drangsalen zu befreien, worin es sich jetzt bereits länger als zwölf Jahre befinde."*) Da der König erkannte, daß sie die Wahrheit spreche, setzte er in ihre Worte Vertrauen, glaubte, daß sie von Gott komme, und hegte große Hoffnung, daß sie ihm zur Wiedererlangung seines Königreichs verhelfen werde. Und so beschloß er, sich von ihr führen zu lassen und in allen Dingen ihrem Rathe zu folgen."

Wir verbinden hiermit die Darstellung der Histoire admirable. Da man am Hofe zuerst an die Jungfrau nicht glauben wollte, schickte man nach ihrer Heimat, um die Eltern zu be-

*) Ganz so werden in den Prozeßakten die drei Gebete angegeben. Ueber das Geheimniß, das Johanna dem Könige anvertraut haben soll, vgl. Eysell „Jeanne d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans" S. 91 ff.

fragen; dann ließ man sie durch den Beichtvater des Königs, einige Doktoren und den großen Rath des Königs befragen, ehe sie zum Könige gelassen wurde, den sie unter allen erkannte. „Sie näherte sich ihm und sprach: „Edler Herr, Gott der Schöpfer hat mir durch die Jungfrau Maria, seine Mutter und durch die heilige Katharina und die heilige Agnes, als ich die Lämmer meines Vaters weidete, befohlen, dieses alles zu verlassen und mich eilends zu Ihnen zu begeben, um Ihnen die Mittel anzugeben, wodurch Sie dazu gelangten, in Rheims gekrönt zu werden, und Ihre Feinde aus dem Königreich zu treiben. Und unser Herr hat mir das befohlen, wodurch Sie dazu gelangen, in Rheims gekrönt zu werden, und Ihre Feinde aus dem Königreich zu treiben, und unser Herr hat mir befohlen, daß niemand außer Ihnen wisse, was ich Ihnen zu sagen habe." Nachdem sie dies gesagt und vorgestellt hatte, ließ er die Anwesenden weit unten in den Saal sich zurückziehen und am andern Ende desselben, wo er saß, die Jungfrau zu sich treten. Diese sprach eine Stunde lang mit dem Könige, ohne daß irgend ein anderer als diese beiden wußten, was sie ihm sagte. Und der König weinte sehr gerührt. Seine Kämmerer, welche diesen Zustand bemerkten, wollten kommen, um das Gespräch abzubrechen; er aber bedeutete sie durch ein Zeichen, daß sie sich zurückziehen und sie reden lassen sollten. Was sie zusammen gesprochen, kann kein Mensch wissen und erkunden, aber man sagt, daß nach dem Tode der Jungfrau der König, der großen Schmerz über diesen empfand, einem anvertraut habe, daß sie ihm gesagt, wie er wenige Tage vorher, ehe sie zu ihm gekommen, in einer Nacht, als er, während alle in seinem Zimmer schliefen, im Bette lag, die große Noth, worin er sich befinde,

bedacht und erkannt, daß alle Hoffnung auf menschliche Hülfe jetzt geschwunden sei, wie er dann sich im Hemde aus seinem Bett erhoben und sich an der Seite desselben auf seine bloßen Knien niedergelassen, Thränen im Auge und mit gefalteten Händen, wie er, da er sich, als elenden Sünder, unwürdig gegehalten, Gott anzuflehn, sich an seine glorreiche Mutter, die Königin der Erbarmung und die Trösterin der Betrübten, gewandt, daß, wenn er der wahre Sohn des Königs und der Erbe seiner Krone sei, es der hohen Frau gefallen möge, ihren Sohn zu bitten, daß er ihm Schutz und Hülfe gegen seine irdischen Feinde und Gegner verleihe, so daß er sie aus seinem Königreiche treiben und dasselbe in Frieden regieren könne; sollte er aber nicht der Sohn des Königs sein und das Königreich ihm nicht angehören, so möge Gott gnädig ihm Geduld verleihen und einige zeitliche Besitzungen, um anständig in dieser Welt leben zu können. Und der König sagte, aus den von der Jungfrau an ihn gerichteten Worten habe er erkannt, daß Gott dies Geheimniß dem Mädchen offenbart habe; denn was sie ihm gesagt habe, sei wahr, und niemand als er habe es gewußt. Sofort, als Johanna ihre Rede geendet hatte, erhob sich der König, ließ seine Leute herantreten und sagte ihnen, sie hätten in Bezug auf den Krieg alles zu thun und zu befolgen, was Johanna die Jungfrau ihnen sagen würde; denn er sei entschlossen, nach ihrem Rathe zu handeln, worüber die anwesenden Prinzen und Herren sehr erstaunt waren, und nicht ohne Grund."

Nach der Histoire du siege war, eben ehe die Begleiter der Jungfrau sich beim Könige einfanden, mehrfach im Rathe desselben darüber verhandelt worden, daß es für ihn am besten

sei, sich nach der Dauphiné zurückzuziehen, um wo möglich diese nebst dem Lande von Lyonnois, Languedoc und Auvergne zu schützen, wenn die Engländer Orleans eroberten. In den Memoires secrets II, 1 ff. wird ganz romanhaft erzählt, wie Agnes Sorel*) kurz vor dem Erscheinen der Jungfrau den König bestimmt habe, von dem Beschlusse abzugehn, sich nach Languedoc zurückzuziehen; aber die Veranlassung dazu ging von der muthig entschlossenen Königin aus, welche sich an Saintrailles wandte, der seinen Einfluß auf Agnes dazu aufbot. In Wirklichkeit begann des Königs Verhältniß zu Agnes Sorel erst später. Auch die Königin selbst rieth nach den Memoires dringend dem König vom Entschlusse ab, nach Languedoc zu gehn. Sie redete ihn also an: (II, 2 ff.): „Sie sind verloren, wenn Sie einmal über die Loire gehen; wer, glauben Sie, wird Ihnen dorthin folgen? Eine kleine Anzahl Leute, die Ihrem Ruhme und Ihrem Rufe feind. Das heißt das Vaterland verlassen. Die wenigen Truppen, welche Sie noch haben, werden sich zerstreuen, und die jetzt abgefallenen Völker, welche sich schämen, Sie verlassen zu haben, und nur auf eine Gelegenheit warten, zu Ihnen zurückzukehren, werden durch Ihre Entfernung sich von Ihnen entbunden glauben. Ich werde Ihnen immer folgen, aber wenn Sie einen bessern Entschluß fassen, werde ich, wenn es sein muß, mich mit Ihnen unter den Trümmern Ihres Königreichs begraben lassen." Nach denselben Memoires bot kurz vorher der Connetable, dessen Entfernung vom Hofe der beim Könige allmächtige La Tremouille veranlaßt hatte, ihm bei der dringenden Noth wieder seine Hülfe

*) Der Name wird hier Sorelle geschrieben, welche Schreibung neuerdings als die richtigere anerkannt worden ist.

an, die aber auf den Rath des selbstsüchtigen Günstlings kalt abgelehnt wurde. Am Hofe erwartete man eben den Abschluß eines Vertrages mit Schottland, das 6000 Hülfstruppen stellen sollte.

Der Graf von Clermont hatte mit dem Kanzler und Erzbischof von Rheims Reinhold von Chartres, La Hire und vielen Rittern und 2000 Mann Orleans am 18. Februar verlassen, um sich zum Könige nach Chinon zu begeben; nur der Bastard von Orleans blieb zurück. Dadurch wurden die Belagerer so entmuthigt, daß sie Saintrailles und einige Bürger nach Paris sandten, um den Herzog Philipp von Burgund zu bitten, ihre Stadt als Eigenthum des gefangenen Herzogs von Orleans in Besitz zu nehmen und für diesen zu verwalten; Philipp ging gern darauf ein, aber der Herzog von Bedford wollte davon nichts wissen. Die Gesandten kehrten erst am 17. April zurück. Philipp, über Bedfords Weigerung erzürnt, rief seine Truppen von der Belagerung zurück.

Unterdessen hatten auch die Bürger von Orleans zwei Abgesandte an den König nach Chinon geschickt, welche dort die Jungfrau antrafen, vielleicht beim Empfange derselben gegenwärtig waren. Monstrelet nennt als bei diesem Empfange anwesend den Herzog von Alençon, den Marschall des Königs und viele Hauptleute; man habe eben einen großen Rath wegen Orleans gehalten. Unzweifelhaft waren der Erzbischof von Rheims, Graf von Clermont, La Tremouille und La Hire zugegen, wogegen der Bastard von Orleans die belagerte Stadt seines Vaters nicht verließ.

Um Johanna näher zu prüfen, ließ der König sie nach Poitiers gehn, wohin er auch selbst kam. Die Prüfungen ge-

schahen unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Rheims und dauerten fast drei Wochen. Hier erzählte sie (nach den Mittheilungen von De l'Averdy): „Während ich das Vieh hütete, erschien mir eine Stimme, welche zu mir sprach, Gott habe großes Erbarmen mit dem französischen Volke, und ich sollte mich nach Frankreich begeben. Als ich dies hörte, begann ich zu weinen. Darauf sagte mir die Stimme, ich solle nach Vaucouleurs gehn, wo ich einen Hauptmann finden würde, der mich sicher nach Frankreich und zum Dauphin geleiten werde; ich solle nicht zweifeln.“ Die Mannskleidung habe sie zu Vaucouleurs auf Befehl Gottes angelegt. Auf die Frage, weshalb sie den König immer Dauphin nenne, erwiederte sie, nicht eher werde sie ihn König nennen, bis er in Rheims gekrönt und gesalbt sei. Nachdem die Prüfungen zu Gunsten der Jungfrau ausgefallen waren, beschloß der König in großer Rathssitzung, sich ihrer Hülfe zu bedienen und sie zunächst mit einer Sendung von Lebensmitteln nach Orleans zu schicken. Er und die Jungfrau kehrten nach Chinon zurück. Erst jetzt ließ der König sie von Kopf bis zu Fuß ausrüsten und nach dem Schwerte in Fierbois senden. Auf dem Haupte trug sie im Kriege einen Helm, sonst ein Barret aus blauem Atlas mit goldgestickten Lilien und mit Federn, oder sie hatte das Haupt unbedeckt. In Tours, wohin sie sich während der dortigen Ausrüstung des nach Orleans bestimmten Zuges begab, ließ sie von dem Maler Heuvel Poulnoir sich die Fahne nach der durch ihre Heiligen ihr verkündeten Vorschrift Gottes anfertigen. Auf dem mit Lilien gezierten Felde der durchsichtigen, mit seidenen Fransen besetzten Leinwand war der Erlöser zu sehn, wie er auf einem Regenbogen zu Gericht sitzt; in der Linken hielt er eine Welt-

kugel, mit der Rechten segnete er die Lilie des einen der beiden ihm zur Seite knienden, Frankreichs Zeichen tragenden Engel; zur Seite stand ihr Wahlspruch Jesus, Maria. Auf der Rückseite waren die heilige Jungfrau und zwei Frankreichs Wappen haltende Engel, auf dem Schweife ein der Gottesmutter eine Lilie darreichender Engel dargestellt.*)

Von Tours kehrte die Jungfrau zur Verabschiedung vom Könige nach Chinon zurück, und begab sich dann in Begleitung des Erzbischofs von Rheims und des ersten Kammerherrn über Tours nach Blois, wo der für Orleans bestimmte Hülfszug sich versammeln sollte. In der Histoire admirable lesen wir: „Die Jungfrau zog, um Orleans mit Mundvorrath zu versehen, mit wehendem Banner, begleitet von dem Bastard von Orleans, La Hire, De Loré, Robert de Haudricourt (Baudricourt) und andern Herrn und Kriegsleuten, die der König beordert hatte, unter ihr zu dienen, und sie führte trotz der Engländer Lebensmittel zweimal mit Gewalt in die Stadt, ließ auch alle dort gefundenen Engländer tödten, sie selbst tödtete mehrere mit ihrem Schwerte. Und andern Tages nahm sie den Wall der Stadt, den die Engländer besetzt hatten, und eine andere Burg, wo drei englische Führer getödtet wurden und mehr als 500 andere; die Jungfrau hielt sich so tapfer, wie kein anderer Hauptmann, ja als sie von einem Pfeile unten am Beine verwundet wurde, war sie gleich wieder heil und gesund.“ Als sie darauf den (viel früher fallenden) Tod des Grafen von Salisbury als an diesem

*) In der Histoire du siege heißt es zuerst, auf der Fahne sei der Wahlspruch Jesus, Maria und eine Majestät (une majesté) gewesen, später wird gesagt, auf der weißen Fahne hätten zwei Engel jeder eine Lilie gehalten, auf dem Schweife aber sei die Mutter Gottes gewesen, der ein Engel eine Lilie gereicht habe.

Tage geschehen erzählt hat, fährt sie fort: „Nachdem die andern englischen Hauptleute, nämlich der Herr von Talbot, der Graf von Suffort (Suffolk), der Herr d'Escalles (Scales) und Herr Jean Fascol (Fastolf), die mit 4000 Engländern bei der Belagerung waren, nun sahen, wie die Jungfrau ihnen zusetzte, glaubten sie nicht, daß diese von Gott komme (denn die Engländer sind von Natur sehr abergläubisch), und da sie auch den Tod des Grafen von Salbery (Salisbury) sahen, hoben sie die Belagerung auf (Ende Mai 1429)." Ausführlicher und richtiger werden die Begebenheiten von Orleans in der Schrift Jeanne d'Arc und in der Histoire du siege (vom 29. April an) erzählt. Nachdem die erste Sendung glücklich in Orlans eingebracht war, wurde der Bastard abgesandt, eine zweite von Blois einzuführen. Die Jungfrau zog dem Ankommenden entgegen; die Engländer hielten sich in ihren Verschanzungen und ließen sie frei in die Stadt ziehen. „Die Engländer schienen aus Männern Weiber geworden", schreibt Alain Chartier. Ihren ersten Angriff richtete sie am 4. Mai auf die St. Lupusfeste, die seit dem 10. März auf den Trümmern des St. Lupusklosters stark befestigt worden war. Sie selbst leitete den Sturm, während der Bastard und Marschall Saint-Sévère, die von der Feste Saint Pouair zur Befreiung heraneilenden englischen Feldherren, besonders Talbot, zurückschlugen. Am 6. griff die Jungfrau die Befestigung bei St. Jean le Blanc an, welche die Engländer selbst in Brand steckten, und sie stürmte die Augustinerschanze. Die Franzosen waren hier freilich auf einmal von einem gewaltigen Schrecken befallen worden und die allgemeine Flucht hatte auch die Jungfrau fortgerissen, aber als diese die Bedrängniß der vom Feinde Verfolgten gesehen, war sie, von La Hire begleitet, mit ein=

gelegter Lanze auf die Feinde mit dem Rufe losgestürzt: „In des Herrn Namen nur kühn auf die Engländer los!“ Den folgenden Tag griff sie, obgleich die Führer sie in Orleans zurückhalten wollten, die stärkste Befestigung der Belagerer, die der Thürme, an. Auch hier war der glückliche Erfolg ihr Werk, da sie mit festestem Gottvertrauen und unüberwindlicher Kraft den Kampf führte, die Ihrigen trotz der Verzweiflung der Führer ermuthigte, auch nach ihrer Verwundung bald wieder im Kampfe erschien und nicht ruhte, bis sie ihr Banner auf der Schanze aufgepflanzt und das Schloß der Thürme erobert hatte. Zu gleicher Zeit hatte ein anderer Theil der Franzosen die Nordschanze erstürmt. In Folge dieser Verluste beschlossen die englischen Feldherrn, die Belagerung aufzuheben. Am andern Morgen, einem Sonntage, stellten sie ihr Heer in Schlachtordnung auf; die Jungfrau führte ihnen die Ihrigen entgegen, verbot aber, des Sonntags wegen, die Feinde anzugreifen, die nach einer Stunde den Rückmarsch theils auf Jagereau theils auf Meun unbehelligt antraten. So war Orleans nach siebenmonatlicher Belagerung in drei Tagen durch die auf Gottes Wort vertrauende Jungfrau befreit worden.

Nach der Befreiung der Stadt eilte Johanna sogleich nach Tours, wohin der König ihr entgegenkam. „Sobald sie ihn sah“, lesen wir in der Histoire du siege, „warf sie sich mit aller Sanftmuth vor ihm nieder, umfaßte dann seine Kniee, und sprach: „Edler Dauphin, ziehen Sie sofort nach Rheims, um Ihre Weihung zu empfangen! Es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie dorthin gehen, und zweifeln Sie nicht, daß diese Stadt Ihre Weihe würdig annehmen wird.“ Der König erzeigte ihr alle Ehre, und ebenso thaten die Hofleute in Betracht Ihres

ehrbaren Lebens und der großen und wunderbaren unter ihrer Leitung ausgeführten Waffenthaten. Deshalb berief der König die Herren, die Kriegsobersten, Hauptleute und andere Weise des Hofes, und hielt mehrere Sitzungen zu Tours, um zu wissen, was er auf die Bitte der Jungfrau thun solle, die sehr inständig und dringend bat, er solle nach Rheims gehn und sich dort weihen lassen. „Endlich entschloß man sich vorher einige Orte an der Loire zu nehmen. Bald war ein ansehnliches Heer unter der obersten Leitung des Herzogs von Alençon versammelt, der den Anordnungen der Jungfrau folgen sollte. Am 11. Juni zog man von Orleans nach Jagereau. Da hier die Kunde eintraf, Fastolf rücke mit einem Heere heran, so wollten viele diesem entgegenziehen; nur mit Mühe hielt die Jungfrau das Heer zusammen. Sie war es auch, die auf das Erstürmen der Festung bestand und selbst den Sturm leitete. Ein schwerer Stein ward von der Mauer auf sie geschleudert, brach aber auf ihr in Stücke; rasch erhob sie sich wieder und ermuthigte die Stürmenden um so dringlicher, die in kurzem sich der Stadt bemächtigten. Der Herzog von Suffolk wurde selbst gefangen, sein Bruder fiel auf der Flucht. Am Abende kehrten der Herzog von Alençon mit der Jungfrau nach Orleans zurück; schon am zweiten Tage, am 15. Juni, zog sie nach Meun, wo sie eine Besatzung auf der Brücke zurückließ. Dann gegen Baugenci, das im ersten Anlauf genommen wurde, aber die Besatzung zog sie in die Citadelle zurück. Da Talbot trotz Fastolfs Mahnung zur Entsetzung von Baugenci heranzog, so gingen die Franzosen unter Alençon, dem Bastard, La Hire u. a., von der Jungfrau geleitet, ihm entgegen; da dieser aber einer Schlacht auswich, kehrten sie nach Meun zurück. Am andern

Morgen übergab sich die Citadelle von Baugenci. Die Engländer zogen sich von Meun nach Yenville zurück. Die Jungfrau, welche die Engländer nicht entkommen lassen wollte, drang auf ihre Verfolgung.*) Beim Dorfe Patay kam es zum Kampfe, in welchem die Engländer zwischen 2000 bis 3000 Mann verloren, von denen die meisten niedergemetzelt wurden. Talbot nebst vielen Hauptleuten gerieth in französische Gefangenschaft; Fastolf rettete sich mit 700 bis 800 Reitern durch die Flucht. In Folge dieser Schlacht fielen Yenville und die übrigen festen Plätze der Gegend in die Hände der Franzosen, welche unter Führung der Jungfrau jetzt auch im offenen Felde den Kriegsruhm der Engländer vernichtet hatten. Der Herzog von Bedford ward über Fastolfs unwürdige Flucht so erzürnt, daß er ihm die bittersten Vorwürfe machte und ihm, wie Monstrelet sagt, den Hosenbandorden nahm.

„Darauf begab sich die Jungfrau zum Könige", berichtet die Schrift Jeanne d'Arc, „und sprach zu ihm: „Sehr lieber Sire, Sie sehen, wie gut Ihre Angelegenheiten bisher durch Hülfe Gottes und Ihrer guten Diener geführt werden, was Sie ihnen zu danken haben. Sie müssen sich aber jetzt zur Reise nach Rheims vorbereiten, um dort gesalbt und geweiht zu werden, wie die vorangegangenen Könige Frankreichs; denn die Zeit ist gekommen, und Gott gefällt es, daß es geschehe. Dies wird Ihnen großen Vortheil bringen; denn nach Ihrer Krönung wird Ihr Name in höherer Achtung und Verehrung beim Volke Frankreichs

*) Nach der Histoire admirable hatte sie darin alle Hauptleute gegen sich. Sie aber sprach im Namen Jesus', man müsse sie verfolgen; denn sie hoffe, Gott werde dem Könige den Sieg verleihen. Die Jungfrau war nach demselben Berichte immer im Kampfe voran.

stehn, und Ihre Feinde werden größere Furcht und Scheu haben. Fürchten Sie sich nicht, weil die Feinde die Städte, Schlösser und Plätze des Landes der Champagne inne haben, durch welche Sie müssen; denn durch Hülfe Gottes, Eurer guten Hauptleute und Krieger werden wir die Reise so machen, daß Sie sicher durchkommen. Sammeln Sie Ihre Krieger, auf daß wir den Willen Gottes ausführen!" Wie schwer auch dem Könige und seiner ganzen Gesellschaft das Unternehmen schien, da, wie schon gesagt, das Land der Champagne ganz von den Engländern eingenommen und besetzt war, so gab doch das Vertrauen, welches sie auf die Jungfrau setzten, nach diesen Worten ihnen große Hoffnung, das zu erreichen, was sie gesagt hatte, sowohl weil sie alle ihre Unternehmungen ausgeführt hatte, als wegen des heiligen und ehrbaren Lebens, das sie führte; denn sie sahen, daß sie oft beichtete und alle Wochen den Leib unseres Herrn empfing, und sie sahen sie nie eine weibliche Arbeit verrichten. Darauf ging der König nach Gien an der Loire und befahl denjenigen, die ihm auf seiner Reise folgen konnten, an welchem Orte sie eine Mannschaft versammeln sollten, um ihn auf dem Wege nach Rheims zu begleiten. Und nachdem er sofort die Einrichtungen getroffen, gebot er einigen Hauptleuten, sammt ihren Kriegern mit der Jungfrau vorauszugehn, um zu sehn, ob die Feinde etwas thäten, sie aufzuhalten. Dies geschah denn auch und die genannten Hauptleute mit ihren Compagnien gingen gerade auf Auxerre zu; der König und seine Gesellschaft folgten ihnen. Die Bürger von Auxerre sandten dem Könige Nahrungsmittel, baten aber, an ihrer Stadt vorüberzuziehen, die dem Herzog von Burgund seit acht Jahren unterthänig war." Die Städte, zu welchen sie auf ihrem weitern

Zuge kamen, nahmen den König freundlich auf, nur Troyes weigerte sich, ein Heer in die Stadt zu lassen, woher man sich zur Belagerung anschickte. Aber bald gingen den Belagerern die Lebensmittel aus, und man dachte bereits auf den Rückzug, da man gleichen Widerstand in Chalons und Rheims fürchten mußte.

Als man der Jungfrau die Sache vorstellte (wir folgen hier dem freilich nicht ganz genauen Berichte der Schrift Jeanne d'Arc), sprach sie zum Könige: „Sire, wenn ich etwas sage, von dem ich überzeugt bin, werden Sie mir glauben?“ Und diese Frage wiederholte sie, als der König nicht gleich darauf antwortete. „Johanna“, erwiederte er, „wenn Sie mir etwas mir Nützliches sagen, so will ich es gern glauben.“ „Und ich versichere Sie“, sprach die Jungfrau, „daß binnen zwei Tagen die Bürger Ihnen die Stadt übergeben werden.“ So beschloß denn der König, noch zwei Tage zu warten. Johanna bewaffnete sich sogleich und bestieg ihr Roß. Sie berief alle Krieger zusammen und befahl ihnen Leitern, Reisbündel, Wellen und andere zum Sturme nöthige Dinge zu bringen, um damit den Graben zu füllen und so die Mauer zu ersteigen. Als dies die Belagerten sahen, schickten sie sogleich den Bischof, einige Bürger und Krieger an den König und ließen ihm die Uebergabe unter der Bedingung anbieten, daß die Engländer mit Hab und Gut frei abzögen.“ So nahm auch Troyes seinen König auf, dessen Ausschließung vom Throne hier vor neun Jahren beschlossen worden war. Damit war auch der Widerstand von Chalons gebrochen, wo der Bischof und viele Bürger dem Könige am 14. Juli entgegengingen und ihm huldigten. Nachdem er hier einen Hauptmann und Offiziere eingesetzt hatte, zog er am an=

dern Morgen auf Rheims. Da diese Stadt im Besitze der Engländer und Burgunder war, übernachtete er in dem erzbischöflichen Schlosse zu Septsaulx, vier Stunden vor der Stadt. Der Kommandant Wilhelm von Chatillon verließ die Stadt, deren Schlüssel die Bürger durch eine Gesandtschaft dem Könige überreichen ließen. Der Erzbischof eilte sogleich nach Rheims, das er seit seiner Erhebung zum Erzbischof nicht betreten hatte; am Nachmittage folgten der König und die Jungfrau.

Den 17. fand die Krönung ganz nach altem Herkommen statt. Wir folgen hier der Schrift Histoire du siege. Am Morgen wurden die Marschälle De Saint-Sévère und De Rays, der Großmeister der Armbrustschützen De Graville und der Admiral De Culan vom Könige der überkommenen Sitte gemäß nach der Abtei des heiligen Remigius gesandt, um das Gefäß mit dem heiligen Salböl (la sainte ampoule) abzuholen, welches eine weiße Taube dem heiligen Remigius zur Salbung Chlodowigs gebracht haben soll. Nachdem sie die sichere Rückbringung desselben gelobt hatten, trug der Abt, welcher über seine oberpriesterliche Kleidung ein reichvergoldetes Gewand gezogen hatte, die heilige Ampulla bis vor die Kirche Saint Denis, an welcher der gleich gekleidete, von Domherren begleitete Erzbischof ihn empfing, diese entgegennahm, in die Kirche trug und auf den Hochaltar unserer Frau (notre dame) von Rheims stellte, vor welchem sich der prächtig gekleidete König befand. Nachdem er dem Erzbischof die vorschriftsmäßigen Eidschwüre geleistet, schlug ihn der Herzog von Alençon zum Ritter; darauf folgte die Salbung und zuletzt die Krönung. Die heilige Ampulla ward dann auf dieselbe Weise zur Abtei zurückgebracht, wie man sie geholt hatte. Die Jungfrau, welche mit der Fahne an der

Seite des Königs gestanden hatte, warf sich nach der Krönung vor diesem auf die Knie und sprach unter heißen Thränen, indem sie seine Füße umfaßte: „Edler König, jetzt ist Gottes Wunsch erfüllt, der wollte, daß ich Orleans entsetzte, und Sie in diese Stadt Rheims kämen, Ihre heilige Weihe zu empfangen, um zu zeigen, daß Sie der wahre König seien, dem das Königreich Frankreich angehören solle.“ Alle, die sie sahen und ihre Worte hörten, wurden tief gerührt. Wir wissen, daß die Jungfrau in Rheims die Freude hatte, ihren Vater und ihren Oheim wiederzusehn, der sie nach Vaucouleurs geleitet hatte. „Die Verwandten Johannas waren nach Rheims geeilt, um sie zu sehn“, schreibt De l'Averdy, „und genossen einen so neuen wie unglaublichen und unerwarteten Triumph.“

In Folge der Krönung fielen dem Könige alle Städte zu, in deren Nähe er gelangte. So zog er in Laon, Bailly und Soissons ein; an letzterm Orte, wo er, statt rasch vorzudringen, sechs Tage sich aufhielt, erhielt er Ergebenheitsversicherungen von mehrern Städten. Auch Chateau-Thierry ergab sich. Statt aber von hier gleich auf Paris zu gehn, wandte der König sich nach dem Süden, worüber die Jungfrau und alle Hauptleute in Unwillen geriethen; nur ein Zufall bestimmte ihn nach Chateau-Thierry zurückzukehren. Bei Crespy strömte ihm das Volk mit Jubelruf und dem Gesange: „Herr Gott, Dich loben wir!“ entgegen. Als die Jungfrau dies bemerkte, so berichtet u. a. die Histoire du siege, vergoß sie viele Thränen und sprach zum Grafen Dunois: „Bei Gott, das ist ein gutes und frommes Volk! Ich wünschte in diesem Lande zu sterben, wenn ich sterben muß.“ Auf dessen Frage: „Johanna, wann werden Sie sterben und wo?“ erwiederte sie: „Ich weiß es nicht; es steht

in Gottes Willen. Ich habe vollendet, was die Heiligen mir aufgetragen haben; dieses war Orleans zu entsetzen und den König weihen zu lassen. Ich wünschte, daß es ihm gefallen möchte, mich zu meinem Vater und meiner Mutter zurückkehren zu lassen, damit ich meine Lämmer und mein Vieh hütete und thäte, was ich zu thun gewohnt bin." Und dabei dankte sie Gott und erhob sehr demüthig ihre Augen gen Himmel. „Da sie sahen, daß diese Worte wahr seien", bemerkt die Histoire du siege, „und wegen ihres Betragens glaubten alle, die Jungfrau sei heilig und vom Himmel gesandt, und sie war es."

Als der König in Compiegne war, ließen ihm die Städte Beauvais und Senlis ihre Unterwerfung anzeigen. Der Herzog von Bedford verließ Paris und zog mit einem großen Heere nach der Normandie; in der Hauptstadt ließ er nur 2000 Mann zurück. Da der König auf die Mahnung der Jungfrau, gegen Paris zu ziehen, nicht hörte, verließ diese eigenwillig Compiegne mit dem Herzog von Alençon und zog gegen Saint Denis, wo man sie ohne Widerstand einließ. Doch der König verlor auch in Compiegne seine Zeit, und damit die Gelegenheit, sich der überraschten und entmuthigten Hauptstadt zu bemächtigen. Wider Johannas Willen hatte er Unterhandlungen mit dem Herzog von Burgund wegen der Ueberlieferung von Paris angeknüpft, aber dieser hielt ihn nur hin. Endlich brach er von Compiegne auf, aber nur um bis nach Senlis zu gehn, wo er die Gelegenheit so leichtfertig wie in Compiegne verpaßte. Erst nach Verlauf von mehr als acht Tagen beredete man ihn mit aller Gewalt, sein Heer nach Saint Denis zu führen. Die Ueberzeugung, die Jungfrau werde den König nach Paris führen, belebte Heer und Volk. Aber in der Stadt hatte man unter-

dessen die Zeit wohl benutzt. Gleich nach der Ankunft des Königs rückte die Jungfrau mit dem Herzog von Alençon, den bedeutendsten Heerführern und vielen Truppen in das Dorf La Chapelle. Der Angriff auf Paris wurde trotz des Widerspruches der Jungfrau auf den folgenden Tag, Mariä Geburt, eines der heiligsten Marienfeste, festgesetzt. Leider ließ sie sich bestimmen, an dem Angriffe, von dem sie des hohen Festtages wegen keinen günstigen Erfolg hoffen durfte, sich zu betheiligen. Zwar ward das Bollwerk beim Thore Saint Honoré genommen, wobei die mit der Fahne allen voraneilende Jungfrau einem Burgunder das Schwert aus der Hand rang, was man ihr in ihrem Prozesse vorwarf, da man nicht beweisen konnte, daß sie selbst jemand im Kampfe getödtet habe; zwar ward der erste Graben genommen, worauf die Jungfrau auf der Höhe zwischen den beiden Gräben die Pariser zur Uebergabe anmahnte: aber der zweite Graben war ganz mit Wasser gefüllt, und das vorhandene Reisig reichte nicht hin, einen Weg bis zur Mauer zu gewinnen. Bis Sonnenuntergang eilte sie, die Ihrigen befeuernd, am Rande des Grabens hin und her; da traf ein Pfeil ihren Schenkel, zwei andere streckten ihren Bannerträger todt nieder. Sie zog sich zurück, befeuerte aber die Ihrigen durch die Verheißung, Paris werde genommen werden. Allein ihre Bemühungen waren vergebens; die Hauptleute hatten den Muth verloren, sie zogen die Ihrigen zurück und führten sie selbst wider ihren Willen aus den Gräben. Am andern Morgen bereitete man sich eben auf die Mahnung der Jungfrau, die nicht von Paris gehn wollte, bis sie die Stadt habe, zur Wiederholung des Angriffs, als der Befehl des Königs eintraf, die Belagerung aufzugeben und auf Saint Denis zurückzugehn.

So hatten die verderblichen Rathschläge La Tremouilles und des Erzbischofs von Rheims ihre Frucht getragen. Der Rath des Königs beschloß trotz des entschiedenen Widerspruchs von Johanna den Rückzug nach der Loire.

Während der arglistige Herzog von Burgund seine Verhandlungen mit dem Könige fortsetzte, zog er mit Heeresmacht in Paris ein, und übernahm die Regentschaft, nachdem der Herzog von Bedford ihm die Belehnung mit der Champagne zugesagt hatte. Beide vereinigten sich, dem König nächste Ostern die ihm zugefallenen Städte wieder zu entreißen. Des Grafen von Alençon Vorschlag, mit der Jungfrau die Befreiung der Normandie zu versuchen, scheiterte an dem eigensüchtigen Widerstande La Tremouilles. Der König kehrte nach Bourges zurück; seine Gemahlin kam ihm bis Selles entgegen, wo die Jungfrau ihrer hier zum erstenmal gesehenen Königin huldigte. Jetzt bestimmte La Tremouille den König, sich der festen Plätze an der Loire zu bemächtigen.

Ein Herr D'Albert, Schwager La Tremouilles, wurde zum Generallieutenant ernannt und ihm die Jungfrau zur Seite gegeben. Vor Saint Pierre le Moustier bewährte sie noch einmal ihren vollen, auf Gott vertrauenden Heldenmuth; wie durch ein Wunder ward die Stadt genommen. Dagegen mußte sie wegen unzureichender Unterstützung nach vier Wochen die Belagerung von La Charité aufgeben. Der König erhob bald darauf sie und ihre ganze Familie in den Adelstand. Leider sah sie sich jetzt durch die königlichen Räthe wieder in längerer Unthätigkeit gehalten. Als gegen Ende März der König den Marschall Saint-Sévère ohne sie mit Hülfstruppen nach Isle de France sandte, begab sie sich auf eigene Hand nach Melun,

wo ihr ihre Heiligen fast täglich sagten, daß sie noch vor dem Johannisfeste in Gefangenschaft gerathen werde. Von da wandte sie sich nach Lagny, bemächtigte sich nach mörderischem Kampfe des berüchtigten burgundischen Bandenführers Franquet von Arras, und eilte dann dem bedrängten Compiegne zu Hülfe. An dem schweren Tage von Noyon, wo die gegen die Engländer siegreichen Franzosen unter Saintrailles von den zu Hülfe eilenden Burgundern aufgehalten wurden, nahm sie Theil; auch bei dem vergeblichen Anschlage auf Choisy fehlte sie nicht.

Wir brechen hier ab. Ihre Gefangennehmung vor Compiegne bei einem heldenmüthigen Ausfalle, ihre Auslieferung an England, den schmachvollen gegen sie geführten Prozeß, bei welchem Heuchelei, Arglist, schauderhafteste Glaubenswuth und erbitterter Haß gegen die von heiliger Vaterlandsliebe und feuriger Glaubenskraft erfüllte Heldin ihr freveles Spiel trieben, endlich ihren schrecklichen Feuertod, dies alles mußte Schiller zur Seite lassen, konnte nur ihren Prozeßakten einige auf ihre frühere Geschichte bezügliche Punkte entnehmen. Der durch die Jungfrau befreite König lud unauslöschliche Schmach auf seinen Namen; Frankreich zeigte sich seiner Befreiung unwerth, da sich kein Arm erhob, sich keine Feder rührte, seine Retterin der Rachgier des Erbfeindes, der verbissenen Wuth einer Verstand und Gewissen höhnenden fluchwürdigen Geistlichkeit und einem seine Rechtsformeln durch Unsinn entweihenden, sich selbst verurtheilenden Richterstande zu entreißen.

III. Gestaltung des Stoffes.

Es galt dem Dichter, Johanna als die von Gott begeisterte Jungfrau darzustellen, die das geliebte Vaterland von der Fremdherrschaft befreite und ihm seinen rechtmäßigen König wiedergab. Hierzu mußte sie wirklich von Gott begeistert, ihr gläubiges Vertrauen auf ihre Sendung durfte keine Selbsttäuschung sein, weil ihre Erscheinung in diesem Falle eine krankhafte gewesen wäre, die keinen reinen Eindruck hervorzubringen vermochte. Demnach galt es durch die Darstellung auf der Bühne den vollen Glauben an eine wirkliche göttliche Sendung zu erwecken, in derselben Weise wie bei den Teufelsbündnissen der Zuschauer von dem Glauben an ihre Wirklichkeit und die durch satanischen Einfluß erlangte Macht des Zauberers durchdrungen werden muß. Mit einer wirklichen göttlichen Sendung war aber der unglückliche Ausgang Johannas dichterisch unverträglich; denn mag man durch feine Unterscheidungen und weit hergeholte Gründe die Möglichkeit erweisen können, daß eine von Gott befohlene Sendung ohne eine wesentliche Schuld der Gesendeten ein so unglückliches Ende für diese selbst finde, wie es die Geschichte uns zeigt, mag Papst Pius IX. in seinem Briefe an Wallon das schauerliche Ende der Jungfrau damit rechtfertigen, daß ihr Leben ein Beispiel sei, wie man nicht auf den Dank der Menschen rechnen, sondern den Lohn für seine guten Thaten im Himmel erwarten müsse, für die zu ergreifender Wirkung eine einfach natürliche Auffassung fordernde dichterische Darstellung ist ein solcher Widerspruch geradezu vernichtend, wie eine wirkliche schwere Schuld der vom Himmel Gesendeten die göttliche Vorsehung

selbst, die sich ein solches Mittel zur Erreichung ihres Zweckes gewählt, in ein gar zweideutiges Licht setzen würde. Mag also immer das schreckliche Unglück, welches die geschichtliche Jungfrau traf, wirklich Mitleid oder vielmehr Schauer erregen, und in dieser Beziehung selbst wirkungsvoller als die schillersche Verklärung sein, wie schon die Schlegel behaupteten, neuerdings Raumer u. a. bis zu Wallon herab, der sich sogar wundert, wie ein Mann von Schillers feinem Geschmack sich zu einer solchen Entstellung der Geschichte habe verirren können, die er dem Spanier Antonio de Zamora verzeiht, dessen La Poucella d'Orleans, wenn sie auch ungeschichtlich und von Ausschweifungen nicht frei sei, doch von Bewunderung der frommen Jungfrau erfüllt sei; die dichterische Einheit und der reine mächtige Eindruck der gottbegeisterten Befreierin des Vaterlandes geht dadurch unrettbar verloren. Man könnte meinen, der Dichter hätte, wollte er den Ausgang ändern, Johanna gleich nach der Krönung des Königs, wo sie ihr Wort erfüllt hatte, nach Hause zurückkehren lassen müssen, wie es die geschichtliche Jungfrau beabsichtigt haben soll; freilich hätte sie dann als ein erhabenes Muster hehrer Gottesbegeisterung, edelster Vaterlandsliebe und reiner jungfräulicher Einfalt dagestanden, aber sie wäre eben eine übermenschliche, dem irdischen Boden ganz entrückte Erscheinung gewesen, während die Tragödie, um uns menschlich zu ergreifen, einen wirklichen Kampf verlangt, aus welchem der Held sich geistig emporschwingt, wodurch wir eben die tragische Aussöhnung gewinnen. Einen solchen innern Kampf, der nicht durch bloßes äußeres Unglück herbeigeführt wird, mußte der Dichter auch für seine Heldin erfinden, und er hat ihn glücklich dadurch herbeigeführt, daß die Jungfrau, welche durch keine

Männerliebe gerührt werden soll, eben auf der Höhe ihres Wirkens, nachdem sich die Reinheit ihres Gefühls der göttlichen Sendung getrübt hat, von Liebe und zwar zum Feinde ihres Volkes, zu dessen Befreiung sie berufen ist, ergriffen wird und ihr Gelübde bricht, was sie gleich als schwere Schuld empfindet, deren Büßung sie auf sich nimmt; in ihrem gräßlichen Unglücke findet sie sich wieder, schwingt sich zur Höhe ihrer Sendung empor und führt sie zu Ende, aber sie selbst stirbt, um im Jenseits den Lohn für ihr gottgefälliges Wirken zu empfangen. Hiernach ist die Aenderung, welche der Dichter mit dem Ausgange der Geschichte vornahm, im Wesen der Tragödie begründet. Nur so konnte die gottbeisterte Befreierin des von bösem Zwist zerissenen, in die Hände der Fremden gefallenen Vaterlandes zu wahrhaft dramatischer Verkörperung gelangen. Wenn der Dichter Johanna nicht ohne alle Schuld sein läßt, so stimmt er auch hier mit der geschichtlichen Darstellung überein, nur daß die Art ihrer Schuld von ihm frei gedichtet ist. War es auch schmachvoll, daß der Erzbischof von Rheims die Befreierin Frankreichs aufgab, indem er behauptete, sie sei ihrem sündhaften Hochmuthe und ihrem Ungehorsam zum Opfer gefallen, so steht es doch jetzt entschieden fest, daß sie nicht immer den Eingebungen ihrer Stimmen gefolgt ist, sondern sich oft von Eigenwillen und Leidenschaft hinreißen oder durch andere bestimmen ließ, denselben entgegenzuhandeln, sich nicht ganz frei von weltlicher Ehrsucht gehalten hat. Vgl. Eysell S. 362 ff. Aber auch schon in den von Schiller benutzten Berichten hält sich Johanna nicht auf ihrer Höhe als begeisterte Gottesstreiterin, die nur den Auftrag der Himmelskönigin vollzieht, worauf wir später zurückkommen.

Um sie als Heldin in allem dichterischen Glanze mit vollster Wirkung darzustellen, mußte ihre Geschichte außer manchen Aenderungen eine bedeutende Vereinfachung erleiden. Schließt schon der beschränkte äußere Umfang die vielen Prüfungen aus, welchen sich Johanna unterziehen mußte, ehe der König im festen Glauben an ihre Sendung sie in den Kampf ziehen ließ, so fordert dies nicht weniger die dichterische Wirkung. Johanna muß schon im ersten Augenblicke, wo sie als gottesbegeisterte Retterin am Hofe auftritt, eine alle hinreißende Macht über die Gemüther üben, in ihrem ganzen Wesen muß sich die vom Himmel stammende übernatürliche Begeisterung ausprägen und ihren Einfluß bewähren, sie muß die innersten Gedanken der Menschen kennen, Vergangenheit und Gegenwart vor ihrem Geiste offen liegen. Daher hat sie schon vor ihrem Erscheinen am Hofe sich durch eine wunderbare vom Dichter rein erfundene That bewährt. Den zu seinem Zwecke höchst glücklichen Zug, daß sie trotz der versuchten Täuschung den König erkennt und ihm mittheilt, was er insgeheim von Gott erfleht hat, entnahm Schiller der Ueberlieferung, wie das erstere auch schon Shakespeare benutzt hatte. Wenn sie dem englischen Herold verkündet, daß während seiner Entfernung von Orleans der Graf von Salisbury gefallen sei, so hat sich ihre Sehergabe bereits so wunderbar bewährt, daß wir an die Wahrheit dieser Verkündigung ebenso fest glauben als daran, daß sich auf dem Kirchhofe zu Fierbois ein Schwert finden werde, wie sie es im Geiste gesehen hat. Der Erzbischof selbst, völlig verschieden von dem wirklichen Reinhold de Chartres, der ihr immer entgegenwirkte und sie später so schmachvoll verrieth, zweifelt gleich im ersten Augenblicke nicht an ihrer göttlichen Sendung, während

er sie wirklich erst mit peinlichster Sorgfalt prüfte, und die tapfern Kriegerherzen des Bastards*) und La Hires sind von der Wahrheit ihrer Sendung so ergriffen, daß sie begeistert ihrer Führung zu folgen sich bereit erklären. Die innig liebende Agnes Sorel wird von der Wundererscheinung des mit einer so außerordentlichen Sendung vom Himmel betrauten Mädchens innig gerührt. Wenn der Dichter die Gemahlin des Königs, die hochherzige Maria von Anjou, ganz aus dem Spiele läßt, so daß wir ihn als noch unvermählt uns denken müssen, so ward er dazu nicht allein durch den Umstand bestimmt, daß er nicht wohl die Krönung der Königin aufnehmen konnte, die auch geschichtlich nicht vorkommt (die Begründung ihrer Abwesenheit von Rheims wäre für den Verlauf der Handlung lästig gewesen), sondern er glaubte auch mit Recht, die Herzlichkeit von Karls empfindsamem Herzen lasse sich besser in der Liebe des noch ganz jugendlich gedachten Königs zu einer Geliebten ausprägen, deren innige Anhänglichkeit uns gleichsam das Bild seiner Seele abspiegelt, abgesehen davon, daß eine Geliebte neben der rechtmäßigen Gemahlin sein Bild entstellen mußte und die reine Jungfrau mit einer solchen Geliebten in keine Beziehung treten konnte. Den geschichtlichen, seine Gemahlin zurücksetzenden, in den Banden La Tremouilles und des Erzbischofs von Rheims gehenden, wie ein Rohr hin und her schwankenden, der Jungfrau erst nach längerer Prüfung die Begleitung der Lebensmittel nach Orleans anvertrauenden, immer halb ungläubigen König konnte er gar nicht brauchen.

*) Der Dichter nennt den Bastard, wie die meisten geschichtlichen Darstellungen, auch Voltaire, meist Graf Dunois, obgleich er diesen Namen erst 1439 annahm, als er nach der Rückkehr seines Bruders, des Herzogs von Orleans, aus der Gefangenschaft, die Grafschaft Dunois zum Geschenk erhielt.

Den eigennützigen, schlangenglatten und kalten Hofmann La Tremouille hielt Schiller ganz fern; an dessen Stelle ließ er noch Du Chatel, welchem der König seine Rettung in Paris verdankt, am Hofe weilen, den dieser in Wirklichkeit schon längst hatte verlassen müssen. Dieser Du Chatel war ihm auch deshalb besonders willkommen, weil er durch ihn die von Johanna bewirkte Versöhnung mit dem Herzog von Burgund noch steigern konnte. Auch ist ihm Du Chatel, der Mörder des Herzogs von Burgund, der einzige auf französischer Seite, welcher die Jungfrau für eine Hexe hält, was wir aber erst (und wir empfinden dies als einen Mangel) im Augenblick vernehmen, als ihr auffallendes Benehmen bereits ihre eifrigsten Verehrer stutzig macht. Eifersucht auf die bevorzugte Stellung der Jungfrau treibt ihn zu diesem im Glauben der Zeit liegenden, daher auch auf der Seite der Feinde gleich hervortretenden Verdacht.

Eben so wenig wie die langen Verhandlungen mit der Jungfrau konnte Schiller die mehrtägigen Kämpfe bei Orleans bis zum Entsatze der Festung aufnehmen. Alles mußte rascher und entschiedener geschehn, jede verwickelte Handlung ausgeschlossen bleiben. Schon Shakespeare hatte sich hierin die größte Freiheit gestattet, da er kurz vor Salisburys Tode und dem Erscheinen der mit dem Dauphin anrückenden Jungfrau den gegen Saintrailles ausgewechselten Talbot (der bei Patway gefangen genommen und gleich freigegeben wurde) neben Glansdale, Gargrave u. a. auftreten läßt, ja selbst die Herzoge von Bedford und Burgund. Bei Schiller treffen wir gleich alle Feldherrn, die er später braucht, neben Talbot Fastolf, der bei Patway schmählich floh, den Herzog von Burgund, Chatillon, wobei der Hauptmann zu Rheims Wilhelm de Chatillon vor-

schwebt, und den ganz erfundenen Lionel, den er zum jüngern Bruder des Grafen von Salisbury macht. Den Namen Lionels, für den Johanna in Liebe entbrennt, in dessen Gefangenschaft sie geräth, entlehnte er wohl dem Kriegsmanne Johanns von Luxemburg, Lionell, dem Bastard von Vendôme (Wandome), der sie vor Compiegne gefangen nahm. Auch schwebte ihm dabei wohl die Bedeutung des von lion stammenden Namens vor. Schiller läßt, wie Shakespeare, die Engländer von der in Orleans einrückenden Jungfrau schlagen, aber diesen Sieg selbst konnte er nicht darstellen, sollte nicht der Umfang des Stückes zu sehr anschwellen; statt dessen treten die englischen Feldherrn gleich nach ihrer Besiegung auf, wobei sich ein Zwist zunächst mit dem Herzoge von Burgund, der nach der Geschichte bereits seine Truppen von Orleans abberufen hatte, darauf mit der Königin Isabella entwickelt, die früher freilich auf der Seite der Burgunder stand, aber in Wirklichkeit jetzt ganz zurückgezogen und machtlos in Paris lebte. Darauf sehen wir Johanna, wie sie in der Nacht in das englische Lager dringt, dieses anzünden läßt und die fliehenden Engländer verfolgt, in offenbarem Gegensatz zu Shakespeare, bei welchem die Engländer unter Talbot in der Nacht die Wälle von Orleans ersteigen und Karl und die Jungfrau mit den Ihrigen aus der Stadt treiben. Die völlige Aufgabe der Belagerung führt Schiller wieder nicht aus, dagegen läßt er auf dem Schlachtfelde selbst die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige zu Stande bringen. Diese erfolgte wirklich erst mehrere Jahre nach dem Tode der Jungfrau (1435) zu Arras, aber die gottgesandte Jungfrau, welche Frankreichs Könige wieder herstellen und die Fremden vertreiben sollte, mußte auch den verderblichen

Zwiespalt des Herzogs von Burgund mit seinem Könige beenden. Die wirklichen Versuche, welche die Jungfrau brieflich bei dem Herzoge machte, blieben ohne Erfolg. Aber auch schon bei Shakespeare wird Burgund durch die bezaubernden Worte der Jungfrau genommen, und zwar auf der Ebene bei Rouen.

Eine nicht unbedeutende Veränderung ist es, daß bei Schiller die Jungfrau nicht allein die französischen Soldaten zum Kampf und Sieg führt, schon durch ihr Erscheinen die Feinde in die Flucht treibt, sondern auch selbst am Kampfe sich betheiligt und als Heldin der Schlacht, ein weiblicher Achill, Blut vergießt. Nur in der Histoire admirable (vgl. oben S. 81) findet sich die auffallende Angabe, sie habe mehrere der in Orleans gefundenen Engländer mit ihrem Schwerte getödtet. In den Prozeßakten wird ihr nie vorgeworfen, daß sie selbst in der Schlacht Blut vergossen habe, wenn ihr auch Schuld gegeben wird, daß durch sie so viel Blut vergossen worden. Vgl. S. 91. Schiller gestattete sich diese Aenderung, weil er sie zur dramatischen Belebung bedurfte: sie hat der Mutter Gottes gelobt, alles Lebende zu tödten, das ihr der Schlachtengott entgegenschicke (III, 7). Der Dichter las, um sich in die Stimmung kriegerischer Blutgier zu versetzen, die Bücher der Ilias, in welchen der von Wuth über den Fall seines Patroklos in den Kampf getriebene Achilleus erscheint, ja er benutzte zwei dortige Szenen. Wie Johanna die Stimme des Mitleids im Dienste ihrer blutigen Pflicht unterdrückt, stellt der Dichter in ergreifender Weise in dem Kampfe mit dem jungen Montgomery dar, in welchem sie selbst die Schwere ihres Berufs rührend ausspricht und schon ihres eigenen Todes in der Schlacht gedenkt. Das auf dessen Ermordung folgende Selbstgespräch zeigt uns aber, wie sehr

ihre Seele vor dem Morde zurückschaudert, zu dem sie nur der Befehl der Himmelskönigin treibt, und daß die echt weiblichen Gefühle in ihrer Seele nicht erstorben sind, sie vielmehr für die Schönheit des blühenden Jünglings nicht unempfindlich ist, und tiefes Mitleid mit dem Gefallenen fühlt. Dieses Selbstgespräch ist gerade als Gegensatz der spätern Bewältigung von der Liebe zu Lionel gedacht, aber auch schon der erste Schritt zu dem Bruche ihres Gelübdes.*)

Die zwischen der Entsetzung von Orleans (8. Mai) und dem Einzuge in Rheims (16. Juli) liegenden Ereignisse, selbst die Schlacht bei Patway, konnte der Dichter zu seinem Zwecke nicht benutzen. Er läßt seine Johanna nur noch in der Nähe von Rheims eine siegreiche Schlacht schlagen, worin Talbot, ganz der Geschichte zuwider, umkommt, während bei Shakespeare dieser nebst seinem Sohne der Wirklichkeit gemäß bei Bordeaux fällt, nur setzt der englische Dramatiker die Schlacht mehr als zehn Jahre zu früh, noch vor den Tod der Jungfrau. Zwischen der Entsetzung von Orleans und jener frei erfundenen Schlacht vor Rheims erfolgt die Huldigung, welche Schiller den Herzog von Burgund dem Könige auf der Hinreise zu Chalons leisten läßt. Die alles bezwingende linde Macht der Jungfrau zeigt sich in ihrem höchsten Glanze darin, daß sie den Herzog bestimmt, sogar dem Mörder seines Vaters zu verzeihen. Aber gleich darauf sehen wir ihre reine, nur auf die Vollziehung ihrer

---

*) Auf diese Bedeutung hat mit Recht bereits G. Hauff in mehrern Aufsätzen hingewiesen, zuletzt, freilich weniger nachdrücklich, in Herrigs Archiv LVII, 449 f. Was Fielitz (S. 77) dagegen bemerkt hat, trifft die Sache nicht; seine eigene Auffassung der Szene als einer „Lieblingsepisode des Dichters" widerspricht der künstlerischen Komposition.

göttlichen Sendung gerichtete Begeisterung bereits getrübt. Daß ihre bisherigen Erfolge nicht ohne Wirkung auf ihre Seele geblieben, daß bereits weltliche Regungen sie ergriffen haben, zeigt sich, als sie ohne Widerstreben ihre Erhebung in den Adelstand annimmt, die geschichtlich erst später geschah (vgl. oben S. 92).

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, daß der Dichter schon hier die Wirkung der großartigen Erfolge und des die Sinne reizenden Hoflebens auf die von Gott gesandte reine, in unschuldiger Einfalt und stiller ländlicher Einsamkeit aufgewachsene Jungfrau sich zeigen ließ. In der Geschichte hält das vollste Vertrauen des Königs auf Johanna nur bis zur Krönung in Rheims vor, ja schon vorher hatte er, als diese ihn zu Tours bat, sofort nach Rheims zu ziehen, einen Kriegsrath zusammenberufen, der beschloß, vorher noch einige Orte an der Loire zu nehmen. Nach der Krönung erregte der König den Unwillen der Jungfrau dadurch, daß er, statt auf Paris loszugehn, sich nach dem Süden wandte. Zu Crespy äußerte Johanna den Wunsch, nach Hause zurückzukehren, da sie das vollendet, was ihr aufgetragen worden, Orleans zu entsetzen und den König in Rheims weihen zu lassen. Hier ist die Reinheit ihrer Sendung getrübt; sie mußte entschieden auf ihre Entlassung dringen, durfte sich selbst von dem Könige nicht zurückhalten lassen: aber sie konnte ihrer hohen Stellung nicht entsagen, und so that sie nichts, das durchzusetzen, was ihre bessere Stimme im Einklang mit der ihr gewordenen Sendung forderte. Ja sie blieb auch noch, als der König zu Compiegne sich wiederholt weigerte, nach Paris zu ziehen, statt dessen wider ihren Willen Unterhandlungen mit dem Herzog von Burgund über die Stadt anknüpfte.

Der Glaube an sie war im Könige ganz geschwunden, und dennoch blieb sie: der Ruhm und die Verehrung, die sie beim Volke und Heere genoß, fesselten sie, und so zog sie ohne den König in Begleitung des Herzogs von Anjou nach Saint Denis, das sie einließ. Der König folgte ihr dorthin erst nach längerer Zeit, während Volk und Heer überzeugt waren, die Jungfrau werde ihn nach Paris führen, was ihr als neuer Ruhm vorschwebte, obgleich dieses über ihre Sendung hinausging. Und daß längst der Glaube an ihre göttliche Sendung fast ganz erloschen war, ergibt sich daraus, daß ihre Mahnung, den Sturm auf Paris nicht am hochheiligen Festtage von Mariä Geburt zu unternehmen, nichts fruchtete, ja sie ließ sich selbst zur Theilnahme an demselben verleiten, obgleich sie sich sagen mußte, daß dies der Himmelskönigin mißfällig sei. Sie ward auch beim Angriffe verwundet; wider ihren Willen führten sie die Hauptleute aus dem Kampfe, und als sie am andern Morgen den Angriff erneuern wollte, traf sie der Befehl des Königs, die Belagerung aufzugeben. Wo war des Königs Vertrauen auf ihre göttliche Sendung geblieben? Der Ruhm und die hohe Stellung hatten Johannas Sinne umnebelt, sie war nicht mehr die Jungfrau, die ihren göttlichen Auftrag ohne jeden Widerstand in raschem Laufe vollendete, sie war zu einer weltlichen Kriegerin geworden, die beim Könige nichts mehr vermochte, und wenn sie auch noch einmal bei Saint Pierre le Moustier ihren vollen auf Gott vertrauenden Heldenmuth bewährte, ihre übermenschliche Gewalt war mit ihrer reinen Hingabe an den Willen Marias gebrochen. Nachdem sie die Belagerung von La Charité hatte aufgeben müssen, erhob der König sie und ihre Familie in den Adelstand, was die gott-

getriebene Jungfrau nicht hätte zugeben dürfen. Daß es mit ihrer göttlichen Sendung zu Ende sei, empfand sie selbst, und so sagte sie denn auch die ihrer harrende Gefangenschaft voraus.

Wir haben diesen kurzen Ueberblick gegeben, um zu zeigen, daß Schiller auch geschichtlich sehr wohl berechtigt war, eine Trübung ihrer gottbegeisterten Seele anzunehmen; noch entschiedener war er es nach dem Wesen der menschlichen Natur. Das einfache, ganz in sich und seine Träume versunkene, von Gott und Vaterland erfüllte, blind der höhern Sendung folgende Mädchen, wie mächtig mußte die allgemeine Bewunderung und Verehrung der Gottesstreiterin, wie gewaltig ihre wunderbaren, fast unmöglich scheinenden Erfolge, wie mußte die Welt der Sinne, der sie bisher sich fast ganz verschlossen, wie mußte der Glanz des Hofes, die romantische Liebe Sorels zum Könige, die Ehr- und Ruhmsucht der Vornehmen, dieses ganze leidenschaftlich bewegte äußere Treiben auf sie wirken! Die in tiefster Brust schlafenden menschlichen Triebe mußten, mochte sie auch mit Gewalt sie anfangs betäuben, immer lebendiger entbunden, Ruhmgier und Sehnsucht nach einem ihr innig ergebenen Herzen allmählich in ihr erwachen und endlich über ihren himmlischen Beruf den Sieg davontragen. Schiller hat uns bisher die Jungfrau ihr Herz nicht eröffnen lassen, mit Ausnahme des Selbstgespräches vor dem von ihr getödteten Montgomery, wo schon die menschliche Stimme des Mitleids sich regt; erst hier sehen wir, daß sie die Herrlichkeiten der Welt nicht mehr verachtet; die Gottesstreiterin, die ihren Lohn im Himmel finden soll, mußte den Adelstand von sich abweisen, und daß sie schweigend ihn annimmt, ja ganz verstummt, zeigt, welchen Eindruck diese äußern Glanz verleihende Erhebung auf sie geübt, daß der weltliche Schein

für sie kein Nichts mehr ist.*) Und da sie ehrfurchtsvoll den Adel für sich und die Ihrigen annimmt, da kann man es denn auch dem Könige nicht verdenken, daß er diese Ehre noch dadurch zu erhöhen gedenkt, daß er sie einem edlen Gatten vermählen will, wodurch er die Liebeswerbungen von Dunois und La Hire veranlaßt, die längst auf eine Gelegenheit gewartet, sich zu erklären. Johannas langes Verstummen zeigt, welchen Eindruck diese Bewerbung auf sie gemacht; nicht als ob sie Neigung für einen von beiden fühlte, aber ihre Sehnsucht nach einem solchen Herzensbunde erklingt in ihrer Seele, sie fühlt sich verwirrt und kann sich nur auf ihre göttliche Sendung zurückziehen, die sie auch dem Erzbischof und dem Könige, indem sie sich immer mehr faßt, entgegenhält, ja sie wird dem letztern gegenüber leidenschaftlich, eben weil sie fühlt, welcher Kampf sich in ihrem Busen erhoben hat, was sie sich selbst nicht gestehn darf. Eine Trübung

*) Fielitz meint (S. 75 f.), meine Behauptung sei nur „auf den ersten Blick bestechend". Er zählt die Erhebung in den Adelstand zu den „kriegerischen Ehren", mit welchen die Jungfrau Maria sie „vor allen Erdenfrauen" zu verklären versprochen habe (Prolog 4, 81 f.), obgleich dort offenbar von Kriegsruhm die Rede ist, wie er noch keiner irdischen Frau zu Theil geworden. Noch weniger begründet ist sein Einwand, ein Verschmähen des Adels wäre bei ihrer hohen Auffassung des Königsberufs „im höchsten Grade auffallend". Der König konnte, wenn noch der volle Glanz der Gottesstreiterin Johanna umstrahlte, gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er für ihr Glück sorgen, ihren Namen berühmt machen, ja sie vermählen müsse; eben so wenig konnten Dunois und La Hire daran denken, ihr ihre Hand zu reichen, hätten sie in ihr nur die Gottesstreiterin gesehen, die berufen sei, ihren König nach Rheims zu führen. Zuerst hat wohl H. Lehmann (neustettiner Programm 1864, S. 9 f.) darauf hingewiesen, daß hier die irdische Welt mit ihrer Lust, ihren Reizen und Lockungen an Johanna herantrat, und wenn sie auch der Bewerbung gegenüber ihrem Berufe sich getreu erweise, so müsse doch ein Kampf in ihrer Brust sich erheben.

ihrer Seele ist, wie sehr sie sich auch dagegen sträuben mag, eingetreten, die Welt hat die heilige, von Gott gesandte Jungfrau angeweht, welche die eitle Standeserhöhung ohne Widerspruch angenommen hat, und sich leidenschaftlich hinreißen läßt, um dem Könige gegenüber ihre heilige Sendung zu vertheidigen, von deren reiner Höhe sie, was sie sich nicht gestehn will, schon gewichen. Sie redet sich jetzt selbst ein, daß sie, wenn sie den König nach Rheims geführt, nach Hause zurückkehren werde, wogegen sie sich noch eben zweifelhaft geäußert hatte.

In leidenschaftlicher, von banger Ahnung nicht freier Unruhe stürmt sie sofort in die Schlacht, um noch den letzten Widerstand gegen ihres Königs Einzug in Rheims zu bekämpfen. Schiller läßt auch den König sich daran betheiligen, wogegen dieser nach der Geschichte sich stets vom Kampfe fern hielt. Schon ist Talbot gefallen, die Schlacht gewonnen, als die Jungfrau ihrem Schicksal verfällt. Jetzt, wo die Reinheit ihrer Seele getrübt ist, sie sich fast selbst betäubt, um dem Kampfe ihres Innern sich zu entziehen, erscheint sie nicht mehr als Gottesstreiterin, sie ist die leidenschaftliche Kriegerin, die von Haß und Grimm gegen den Feind erfüllt ist, die es für eine Ehrensache hält, ihr Werk, bei dem die Sendung Gottes fast ganz zurücktritt, zu vollenden. So wird sie von bitterstem Grolle gegen den schwarzen Ritter erfüllt, der sie um die Ermordung so mancher Feinde gebracht, indem er, wie Apollo bei Homer vor Achilleus, immer vor ihr her geflohen und sie zu seiner Verfolgung gereizt hat. Wir sehen sie hier von persönlichem Hasse gegen den Unbekannten entflammt, der ihr sagen soll, wer er sei. Die Stimmen, denen sie sonst folgt, schweigen ihr; sie läßt sich von einem bösen Geiste verleiten, ihn fern von der Schlacht

zu verfolgen. Als er nun gar sie auffordert, den Kampf zu verlassen, da beruft sie sich nicht allein auf ihr Gelübde, das sie lösen müsse, sondern sie geht weit über ihre Sendung hinaus und spricht das übermüthige Wort, sie werde das Schwert nicht eher aus den Händen legen, bis das stolze England niederliege. Böttiger führt unter den Bemerkungen, die er aus Schillers Munde vernommen haben will, auch die an, Johanna müsse für den Uebermuth dieses Wortes, das die Nemesis beleidige, gestraft werden*); aber nicht dieses Wort ist es, was ihre Schuld begründet, wie ähnliche gotteslästerische Worte in der griechischen Tragödie sich finden, sondern es ist dies nur ein Ausfluß ihrer ganzen durch den Einfluß der Sinnenwelt schon getrübten Stimmung. Die zur irdischen Kriegerin gewordene Jungfrau verfällt nun auch der Macht der Liebe, die bisher ihrem jungfräulichen Busen ganz fremd geblieben, und zwar ist es der Blick in das Antlitz des überwundenen schönen Gegners, der sie wie ein Blitzstrahl trifft, und es ihr unmöglich macht, ihn zu tödten, wodurch sie ein doppeltes Gelübde bricht.

Kotzebue spottete darüber, daß an der zu schwach befestigten

---

*) Wenn er den zweiten Vers unrichtig anführt:

Als bis das stolze England untergeht,

da Schiller nicht untergeht, sondern niederliegt hat, so ist dieser Irrthum an sich nicht so bedeutend, wie Fielitz S. 86 meint; denn mit dem Niederliegen ist ja die Besiegung Englands in ganz Frankreich gemeint, welche über den Auftrag Johannas hinausgeht, die hier im Eifer eine Verlängerung ihrer Theilnahme am Kampfe gelobt Freilich spricht Johanna auch in der Ueberlieferung zuweilen von der Vertreibung der Engländer aus ganz Frankreich. Vgl. S. 72. 76. Voxberger meint (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1868, 86), dieses sei nicht mehr, als wenn die Himmelskönigin ihr im Prolog (gegen Ende) verspreche, sie solle „die stolzen Ueberwinder niederschlagen“, aber dort ist nur von einer Wendung des Glückes die Rede, welche Frankreichs Heldensöhne errette und Rheims befreie.

Schnalle von Lionels Helm die ganze Entwicklung des Stückes hänge, und selbst Platen fand es zu stark, daß sogar die begeisterte Jungfrau sich noch verliebe „furchtbar schnell in den britischen Lord“. Hauff erklärt die plötzliche Liebe zu Lionel für das Verfehlteste, was Schiller je geschrieben; freilich sei diese motivirt, aber schwach und ungenügend; denn die Motivirung liege darin, daß die Versuchung des schwarzen Ritters, obgleich sie dieselbe überwunden, doch mitwirke. Ganz ähnlich sagt Hettner, der Dichter habe der unmotivirten Unbegreiflichkeit durch den schwarzen Ritter abzuhelfen gesucht, der sie von ihrem Heldengange ablenken, versuchen und verwirren wolle; diese Szene solle die Darstellung der eigenen schwankenden Gedanken, der bangen Zweifel sein, die sich aus dem Abgrunde des ringenden Innern der gottgesandten Jungfrau erheben; Uein dieses Schwanken ihrer Seele selbst bleibe ein unerklärter, ja unlösbarer Widerspruch, da (hier tritt denn wieder Hettners leidige Vorstellung von Schillers Antikisiren hervor) er zwischen zwei durchaus unvermittelbaren Dingen, zwischen antiker und moderner Weltanschauung, zwischen fatalistischer Prädestination und freier, verantwortlicher That, vermitteln müsse. Wir vermissen eine Motivirung nicht im geringsten. Ist denn nicht überhaupt jedes Entflammen der Liebe ein ungelöstes Seelenräthsel? sehen wir hier nicht Wirkung, ohne ihren Ursprung verfolgen zu können? den Blitzstrahl erst, nachdem er gezündet? ist nicht das Einschlagen ein urplötzliches? Und ist es nicht gerade die gewaltsame Unterdrückung des Gefühls, die in einem Augenblicke, wo wir am wenigsten es ahnen, sich rächt? Die Liebe ist so motivirt, wie sie nur immer sein kann; Johannas Seele ist längst nicht mehr die der ganz von ihrer göttlichen Sendung

erfüllten Jungfrau, diese ist nicht mehr die bloße Magd des Herrn: die Reize des Lebens haben auf sie zu wirken begonnen, Ruhm, Ehre, Ansehen und Liebe haben ihre Anziehungskraft auf sie geübt, wie sehr sie sich auch immer auf die Reinheit ihrer göttlichen Sendung zurückziehen möchte. Und gerade die Königin aller Triebe, die Liebe, wie sollte sie im jungfräulichen Herzen, das aus seiner frommen Begeisterung allmählich erwacht und sich dem wirklichen, die Gottesstreiterin so glänzend umgebenden Leben zuwendet, gebunden bleiben, dem Sorels Liebe zum Könige so reizend und beglückend erschien! Es bedarf nur des Mannes, aus dessen Auge ihr das edle, treue, große Herz entgegenleuchtet, um sie zu entzünden, und gerade der Gegensatz wirkt hier so unendlich bedeutend. In dem Augenblicke, wo sie, von grimmem Hasse getrieben, dem letzten der Fürsten des englischen Heeres, der sie eine Verfluchte gelästert, mit Verleugnung aller weiblichen Gefühle den Todesstoß geben will, trifft sie das seelenvolle Auge des edlen Gegners, sie kann den Blick nicht von ihm wenden, unbeweglich bleibt sie stehn, die unwiderstehliche Gewalt der Liebe hat sie ergriffen — und so bricht sie ihr doppeltes Gelübde, was sie dann als fürchterliche Schuld empfindet*). Wenn aber Hettner meint, diese Schuld sei für

*) Manches Richtige hat Fr. Weineck 1877 in Herrigs Archiv, LVIII, 171—176 bemerkt, ohne meines Vorganges zu gedenken. Er entwickelt ausführlich, daß es an der nöthigen Begründung nicht fehle, so weit diese verlangt werden könne; doch meint auch er, der hier genommene Anstoß sei in gewissem Grade berechtigt, da es erst eines genauern Eindringens in die Oekonomie des Stückes bedürfe, um diesen so wichtigen Umschwung zu erkennen. Aber wir glauben, daß jedes sich lebendig der Dichtung hingebende Gemüth die innere Begründung erfassen werde, eine schärfere Hinweisung die reine dichterische Wirkung trüben würde. Schlimm genug, daß es bei unsern gewöhnlichen Lesern und Zu-

unsere moderne Denk- und Empfindungsweise gar keine, wir betrachteten die Jungfrau auch nach ihr noch als Heilige und Reine, so wäre dies nur dann der Fall, wenn uns der Dichter nicht hinrisse, daß wir nur mit seinem Auge schauen. Hettner selbst hat die hohe Genialität hervorgehoben, mit welcher Schiller hier uns das Wunderhafte und Uebernatürliche als ganz verständlich darzustellen verstanden; so wenig wir einem Zweifel an die Wirklichkeit der wunderbaren Erscheinung und der himmlischen Sendung der Gottesstreiterin Raum geben können, eben so wenig kann uns hier der nüchtern verständige Gedanke beschleichen, das sei alles leere Phantasterei; wir fühlen und empfinden mit der Jungfrau. Wer dem Dichter die Macht abspricht, uns wider Willen hinzureißen, der zerstört damit den Boden jeder höhern dramatischen Dichtung. Dafür ist der Dichter eben Dichter, daß er wie ein Zauberer Macht über uns gewinnt. Goethes ganzer Faust fiele zusammen, wenn bei ihm unsere moderne Denk- und Empfindungsweise maßgebend sein sollte.

Einer noch weit schlimmern Verkennung macht sich Fielitz schuldig, wenn er (S. 77) behauptet, „die innere Zusammenhanglosigkeit der Liebe Johannas und ihres Charakters“ liege in der entschiedenen Absicht des Dichters, ihre Liebe sei eine Ver-

schauern deutlicherer Winke bedarf. Wenn aber Weineck weiter bemerkt, das Unbehagen steigere sich dadurch, daß der Dichter in dem vorhergehenden Auftritte eine andere Entwicklung andeute, wie Johanna durch Ehr- und Ruhmsucht zur Ueberschreitung ihres himmlischen Berufs getrieben werde, so ist ja das Erwachen derselben nur ein Zeichen der Trübung ihrer früher ganz ihrem heiligen Gelübde folgenden Seele, und diese Trübung begründet gerade die Möglichkeit, daß die unterdrückte Sinnlichkeit nun Gewalt über sie gewinne und sie zur Liebe des mit solcher Wuth verfolgten Gegners hinreiße, aus dessen Augen ihr zum erstenmal der glühende Strahl einer edlen Heldenseele entgegengeleuchtet.

suchung des Himmels. Seltsam! der Himmel soll ihr eine Liebe in die Seele legen, die nicht bloß eine Versuchung ist, sondern schon den entschiedenen Bruch ihres Gelübdes in sich schließt. Daß Fielitz hierbei sich selbst widerspreche, hat schon Hauff bemerkt; denn einmal sagt er (S. 81), diese „Schickung aus einer andern Welt“ müsse sie tragen, und wenn sie zuletzt in ihrer ärgsten Noth den Arm dessen, der ihr Rettung, Liebe und Leben zugleich biete, verschmähe, dann habe sie die Prüfung bestanden und werde im Himmel groß sein, wogegen es zehn Seiten später heißt, sie hätte durch eine mehr als menschliche Anstrengung sich retten können, wenn sie mit eigener Kraft, der plötzlichen Liebe zum Trotz, Lionel erschlagen hätte, wobei völlig übersehen ist, daß die Liebe allein schon ein Bruch ihres Gelübdes ist, freilich im Grunde keines, da dieselbe Macht, die ihr das Gelübde aufgelegt, auch die Liebe in ihrer Brust entzündet. Man muß billig staunen, wie ein verständiger Kritiker zu einer solchen in sich selbst zwiespältigen, das Wesen der nur aus eigener Verschuldung hervorgehenden tragischen Schuld verkennenden Ansicht sich verirren und in der Jungfrau von Orleans gar eine Blutsverwandtschaft mit Faust finden, in beiden eine Leitung des Geschickes durch Gott erkennen konnte, „dort ein Erziehungswerk zum Bessern hin, also einen rein psychologischen Vorgang, hier ein von vorn herein übernatürlich gutes (?) Wesen, das für den Himmel nicht erst erzogen, sondern nur geprüft zu werden braucht, dort ein tief menschliches Bedürfniß und ein echt göttliches Amt, hier übermenschliche Natur und in gewissem Grade Laune der Gottheit“. Also eine Laune der Gottheit wäre der Kern der Jungfrau! Nicht glücklicher ist Vorbergers Auskunft, der sich durch Fielitz hat irren lassen.

„Ihre Schuld ist keine wirkliche“, erklärt er*); „sie ist nur eine Versuchung, die auch der Heiligsten nicht fern ist, eine Gedankenschuld, die sie sich nur durch Grübeln zu einer wirklichen ausmalt.“ (Als ob sie nicht wirklich Lionel liebte und dadurch ihr heiliges Gelübde, dessen sie so oft gedenkt, bräche, als ob nicht Lionel wirklich ihrer Hand entginge, mit der sie alle Feinde in der Schlacht zu tödten sich verpflichtet hatte!). Ja wir hören gar, Johanna habe fallen oder ein Engel sein müssen: die Versuchung sei vor aller dramatischen Handlung schon im Rathe der Gottheit beschlossen gewesen; ihr Fall sei so gewiß Gottes Wille gewesen, wie daß das erste Menschenpaar vom Baume der Erkenntniß kosten sollte. Schiller habe etwas ähnliches vorgeschwebt, wie Wieland im Oberon, und gewiß sei es Einfluß von diesem, daß, nachdem Johanna die schwerste Prüfung bestanden, sie wieder Prophetenkraft in ihren Adern fühle, wie Hüon das Horn an seiner Seite. So weit kann man irre gehn, wenn man den Spuren der Dichtung selbst sorgfältig zu folgen versäumt und sich willkürlich gewählte einzelne Züge herausgreift. Johannas Schuld ist eben so unleugbar, als daß es schwer hielt, derselben zu entgehn, und die äußern Begebnisse dazu führten. Dadurch wurde sie gerade eine echt tragische Heldin, wie Schiller sie brauchte, dessen glückliche Knüpfung und Lösung des dramatischen Knotens sein unschätzbares Eigenthum ist.

Unübertrefflich ist der Seelenkampf in der vergebens der süßen Macht der Liebe widerstrebenden Jungfrau dargestellt, welche die über sie hereinbrechende Anklage ihres Vaters als Strafe für ihre Schuld ruhig trägt, da auch der Donner des

---

*) In Schnorrs Archiv VI, 270 f.

Himmels sie als solche zu bestätigen scheint. Nur das Tragen der Fahne vor dem König, das Knicen in der Kirche neben ihm und die Zusammenkunft Johannas mit ihren Verwandten zu Rheims, später die Gefangenschaft, sind geschichtlich begründet, alles übrige bis zu ihrem Tode freie, sehr glückliche Dichtung; nur könnte man meinen, zu der Anklage Thibauts habe das Erscheinen des alten Schäfers, ihres Vaters, im Lager des Herzogs von York in Anjou vor ihrer Wegführung zum Scheiterhaufen bei Shakespeare von fern Veranlassung gegeben. Der Dichter läßt nach der Entfernung der von allen bis auf ihren treuen Liebhaber verlassenen Jungfrau die Engländer wieder Macht gewinnen. Johanna erhebt sich über die Schuld, der sie verfallen ist, und bekämpft die Liebe, ja sie besteht auch die härteste Probe, da der Zufall sie in Lionels Hände liefert. Und welchen Schmerz soll sie empfinden, als sie, die auf den Sieg Frankreichs vertraut, von der Niederlage der Ihrigen, ja von der Gefangenschaft des Königs (jede örtliche Bestimmung und nähere Bezeichnung fehlt hier absichtlich) *) Kunde erhält. In diesem Augenblicke faßt sie all ihr glühendes Gottvertrauen und ihre unendliche Liebe zu König und Vaterland zum innig dringlichsten Wunsche zusammen, und der Himmel, dessen Zorn gesühnt ist, erhört sie, er läßt ein Wunder geschehn, den König durch sie aus der drohenden Gefahr befreien, und sie so ihr Werk vollenden; denn durch ihr Erscheinen hat sie nicht bloß den König befreit, sondern eine vollständige Niederlage der Feinde herbeigeführt.

*) Im zweiten Aufzuge ist die Ortsbezeichnung gleich am Anfange gegeben; eben so war es ursprünglich am Anfange des dritten Aufzugs, aber da der Dichter die erste Szene einfügte, folgt diese jetzt etwas spät.

Johanna scheidet mit der frohen Ueberzeugung, daß sie ihr Werk treu vollbracht, daß sie überwunden hat, ja sie sieht die Mutter Gottes, welche ihr das schwere Werk auferlegt hat, ihr freundlich die Arme entgegenstrecken. Dies ist keine bloße Vision, sondern der Dichter stellt dies als wirklich dar, und er darf es, da der Glaube an die wirkliche göttliche Sendnng durch die ganze Darstellung im Zuschauer lebhaft erregt ist.

Freilich steht die Grundanschauung des Dramas nicht auf dem Boden unserer modernen Denk- und Anschauungsweise: aber hat der Dichter nicht das Recht, uns eine sagenhafte Geschichte der Vergangenheit im Lichte der Zeit erscheinen zu lassen, aus der sie hervorgegangen, wenn er dichterische Kraft genug besitzt, uns wirklich in jene Denk- und Anschauungsweise hineinzuversetzen? Wie Goethes Faust uns lebendig in den Zauberglauben zu versetzen weiß, so hat unser Dichter die romantisch-christliche Anschauung von Gottes unmittelbarer Sendung und wunderbarer Einwirkung zu dichterischem Leben erhoben. Man sage nicht, das Göttergebot sei ein äußerliches; hier ist von keiner Aeußerlichkeit die Rede. Die Jungfrau hat ihre Sendung in innerster Seele ergriffen und das Gelübde gethan, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen, und die Art, wie sie dies thut, gelangt zur lebendigsten Darstellung, wie die Persönlichkeit des von vollem Vertrauen auf seine göttliche Sendung getriebenen Hirtenmädchens zu fester Gestalt sich ausprägt. Wenn Hettner das Ausbrechen aus dem Thurm und das Zerreißen der unzerreißbar schweren Bande als ein völlig unkünstlerisches Hinübergreifen in die phantastische Wunderwelt bezeichnet, so übersieht er, daß eben das Ganze in der christlichen Wunderwelt spielt und auf ihr beruht, die der Dichter,

wie Hettner anerkennt, mit so hoher Genialität uns zur Anschauung gebracht hat. Aber auch untheatralisch soll es sein, weil es unmittelbar vor unsern Augen geschehe. Ist etwa das Versinken von gespenstischen Erscheinungen, das Herabschweben von feeischen Wesen und manches Zaubertreiben, das unsere Bühne kennt, theatralischer? Freilich könnte man meinen, der Dichter hätte besser durch die Kraft ihrer Bitten, wie bei dem gefangenen Petrus, die Ketten von selbst abfallen lassen, aber das gewaltsame Durchbrechen der Pfosten und der Ketten entspricht mehr der ungeheuren Aufregung des begeisterten Heldenmädchens, und die Maschinisten können stärkere Dinge als das Zerreissen scheinbar unzerreißbarer Ketten und das Zerbrechen von Pfosten möglich machen.

Die durch göttliche Kraft wunderbare Dinge vollendende Jungfrau, die das ihr aufgetragene himmlische Werk glücklich, wenn auch einen Augenblick von irdischer Neigung bestrickt, zu Ende führt, ist der eigentliche Gegenstand des Dramas; nur von diesem Gesichtspunkte aus erhält es seine wahre Beleuchtung, erscheint in seiner hohen dichterischen Vollendung, in seiner das Ganze belebenden und hebenden Einheit. Der Standpunkt wird völlig verrückt, wenn man ein Hauptgewicht auf die Befreiung des Vaterlandes legt, ja meint, das Stück ruhe mit allen Wurzeln in der Zeit seiner Entstehung und in der Sehnsucht nach der Befreiung unseres von Frankreich unterdrückten Volkes. Schiller dachte so wenig wie Goethe an eine Befreiung des Vaterlandes von dem übermüthigen Volke, das damals Deutschland und Italien überschwemmte; jeder Gedanke an eine Einigung Deutschlands unter einem mächtigen Kaiser lag ihm fern, da Preußen und Oesterreich ganz verschiedene Bahnen verfolgten. Noch in

Schillers nach dem lüneviller Frieden fallenden Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ spricht sich keine derartige Hoffnung aus, vielmehr klagt dort der Dichter, daß die Herrschsucht der Franzosen und Engländer der Welt jede Aussicht auf Ruhe und Frieden raube. Das Gedicht Deutschlands Größe, das er gleich nach unserm Drama entwarf, ohne es vollenden zu können, setzte die Größe des Vaterlandes in die geistigen Errungenschaften, und der Tag in der Geschichte, wo jedes Volk in höchstem Lichte strahle und mit hohem Ruhme sich kränze, wird Deutschland erst in Aussicht gestellt, „wenn der Zeiten Kreis sich füllt“. Schiller ergriff die begeisterte Vaterlandsliebe von Johannas gottgetriebener Natur mit feurigem Schwunge und war mit vollem Herzen dabei, aber ohne irgend eine Rücksicht auf das eigene bedrängte Vaterland, obgleich so manche Aeußerungen des Dichters auf dieses wunderbar paßten, und daher während der französischen Besetzung Berlins die Aufführung des Stückes hinderten.

Den weit auseinander liegenden Stoff hat der Dichter glücklich in den beschränkten Raum eines freilich für unsere jetzige Bühne langen Dramas gefaßt. Dazu mußte manches, wie es auch die dramatische Wirksamkeit forderte, zusammengedrängt, vieles in die Zwischenakte verlegt werden. Zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge liegt der Aufbruch nach dem belagerten Orleans und das Eindringen der die Engländer in die Flucht schlagenden Jungfrau, zwischen dem zweiten und dritten die weitern Unternehmungen Johannas und der Zug des Königs nach Rheims bis zur Ankunft in Chalons, zwischen dem dritten und vierten der Einzug in die Krönungsstadt, zwischen den beiden letzten die drei Tage des Herumirrens der aus Rheims

ausgewiesenen Jungfrau. Der Szenenverwandlungen innerhalb der Akte hat sich Schiller mit einsichtiger Maßhaltung bedient, so daß an die Einbildung des Zuschauers keine besondere Zumuthung gemacht wird. Störend dürfte nur im dritten Aufzuge der Uebergang vom fünften zum sechsten Auftritt sein, da zwischen diesen der Beginn der Schlacht, das Zurückweichen der Engländer vor der Jungfrau und Talbots tödtliche Verwundung liegen; doch hat der Dichter diesen Uebergang, der schon dadurch weniger schroff erscheint, daß im sechsten Auftritt ganz andere Personen auftreten, durch ein Musikstück des Orchesters, das von kriegerischen Instrumenten hinter der Szene begleitet wird, zu vermitteln gesucht, was wir als eine glückliche Ausgleichung anerkennen, da einmal an dieser Stelle ein neuer Akt nicht beginnen konnte. Gern lassen wir es uns gefallen, daß unterdessen der Kampf hinter der Szene beginnt und die Engländer von dem unter der Führung der Jungfrau einbrechenden Franzosen zurückgeschlagen werden. Das ist freilich kein dramatisches, aber doch ein theatralisches Auskunftsmittel, das wir uns gern gefallen lassen.

Aber mit den herkömmlichen fünf Akten hat Schiller nicht ausgereicht, er konnte ohne ein kurzes Vorspiel nicht auskommen, wie er ein ausgeführtes bereits in der Trilogie Wallenstein sich gestattet hatte. Daß ein solches Vorspiel überhaupt dem Dramatiker nicht erlaubt sei, können nur diejenigen behaupten, welche die dramatische Form nach einer Schablone zurichten, wogegen Schiller, wie wir oben hörten, für den Dramatiker die freiste Bewegung der äußern Form mit Recht fordert, wie sehr man sich auch zu unserer Zeit darüber entsetzt, wo man die „Technik des Dramas“ nach selbstbeliebigen Vorstellungen

beschränken zu dürfen glaubt. Die Eintheilung des Dramas in fünf Aufzüge ist im Wesen desselben keineswegs begründet, sondern nur aus der zufälligen Entwicklung hervorgegangen und hieraufhin von Horaz als Gesetz hingestellt. Wir können uns ebensowohl ein dreiaktiges Drama denken; zerfallen ja selbst die fünf Aufzüge in drei größere Abschnitte, von denen die Mitte eben drei Aufzüge umfaßt, deren Mittelpunkt der mittlere ist. Schon die Alten kennen einen Prolog, der aber nur in einer einzigen Rede besteht; diesen zu einer kleinen Szenenreihe auszudehnen kann den Dichter nichts hindern, wenn der Stoff ihn fordert. Als unkünstlerisch können nur die Prologe gelten, welche eine lange Zwischenzeit bis zum eigentlichen Drama voraussetzen, eine Reihe von Jahren, in welchen eine längere Entwicklung der Dinge erfolgt. In unserm Falle findet zwischen dem Drama und dem Prolog kein längerer Zwischenraum statt, als zwischen zwei Aufzügen. Die Frage ist nur: forderte der Stoff ein solches Vorspiel, konnte nicht das, was er enthält, in die Exposition des ersten Aufzuges aufgenommen werden? Das letztere müssen wir entschieden leugnen. Um die Erscheinung der Jungfrau zu lebendiger Darstellung zu bringen, mußten wir sie aus ihrem häuslich-ländlichen Kreise hervorgehn sehn; der Versuch, bei ihrem ersten Auftreten am Hofe über ihr Herkommen und die Stellung unter den Ihrigen genügende Auskunft zu geben, würde diese Szene zu sehr belasten; und nicht weniger wäre dies der Fall, ja die Spannung würde zu sehr hingehalten, wenn dies durch den Erzbischof geschehn sollte. Dazu konnte dies in lebendiger Weise nur durch das dramatische Hervortreten des Gegensatzes zu ihren Geschwistern und ihrem Vater erreicht werden. In den Theaterbearbeitungen hat Schiller

den Prolog ohne weiteres als ersten Aufzug bezeichnet. Fragen muß man, ob der Prolog nicht ursprünglich zum ersten Aufzug gehört habe und erst später von diesem getrennt worden. In den uns vorliegenden Aeußerungen über die Entstehung des Stückes findet sich zur Entscheidung der Frage kein Anhaltspunkt, aber es scheint uns eine spätere Hinzufügung des Prologs kaum denkbar, vielmehr muß das Stück mit ihm begonnen haben.

Der durchgängig verwendete Vers ist auch in der Jungfrau der fünffüßige Jambus. Wie in Maria Stuart sind dem Dichter hier eine große Zahl von Sechsfüßlern untergelaufen, von denen er nur wenige im Jahre 1805 weggeschafft hat; wir zählen ihrer jetzt noch 59, deren einige leicht zu ändern wären. Auch der vierfüßigen Verse giebt es eine ziemliche Anzahl, mehr als 20, von denen nur wenige weiblich schließen; sie stehen meistens am Ende von Reden, aber auch sonst, selbst in der Mitte des Satzes. Zweimal hatte die Theaterbearbeitung den vierfüßigen Vers glücklich vervollständigt (III, 10, 16. 13, 7), während Schiller bei der neuen Ausgabe diese Verbesserungen übersah. Dreifüßler zählen wir elf, von denen nur drei männlich schließen; auch sie finden sich fast sämmtlich am Ende von Reden, oft in kurzen Ausrufen. Eine am Schlusse unterbrochene Rede schließt mit dem Verse „So schwach mich sehn“ (V, 6, 12). Zweimal bilden die Worte „Da kommt der König“ einen Vers. Aehnlich stehen „Gebt acht! Sie kommen!“ „Auf, ihm entgegen!“ „Gebt ihr die Fahne!“ Der dritte Aufzug schließt mit dem Verse „Hinströmen!“ dessen Kürze andeuten könnte, daß der ohnmächtig hinsinkenden Jungfrau die Rede versagt. Aber Dunois oder La Hire hätte leicht ein Wort hinzufügen können. Anapäste liebt der Dichter besonders am Anfang des

Verses. So beginnen Verse mit den als zwei Kürzen gesprochenen Worten dieser, eine, deiner, seine, unser, euer, alle, mit der, zu den, da die, doch der, dich zum, wir sind, konnt' ich, haltet, mit auseinander, es geschehe. Auch im letzten Fuße steht der Anapäst nicht selten. Verse schließen mit den Worten unnatürlichen Mutter, engländischen Lager, fliegenden Fahnen, fürchtet die Gottheit, lebe der König, werde gesehn. Aber auch in der Mitte des Verses findet sich der Anapäst, wie die beiden letzten Silben von göttlichen, Zauberin, verkündigen, Fierboys, Louison, den Anfang des zweiten oder vierten Fußes, uns! Noch stets den dritten, die Worte kein französisch Blut den dritten und vierten Fuß bilden. Einmal beginnt der Vers: „Gott schütze den König!"*) Sehr hart lautet der auf drei Redende vertheilte Vers IV, 9, 36:

Schwermüthig worden. Schwermüthig! Tröste dich!

wo im zweiten schwermüthig die erste Silbe kurz sein muß. Sehr häufig werden die beiden letzten Silben von Königin als zwei Kürzen genommen, ein paarmal auch in Königen (so schon in der Maria Stuart) und in den Namen Orleans, Dunois, Louison. Vollmer will in der Anmerkung zu 1495 Dunois und Louison in den betreffenden Stellen zweisilbig gelesen wissen; aber zu dieser Annahme sind wir nirgendwo gezwungen, da auch der Vers I, 4, 14:

Nun, Dunois? Nun, du Chatel? Bin ich euch,

sich ohne diese lesen läßt, wenn wir denselben mit einem Ana-

---

*) Die Theaterbearbeitung hatte dafür wohl glücklicher: „Gott sei uns gnädig!"

päst schließen. Richtig bemerkt derselbe, daß Chatillon II, 1, 73 nach der Aussprache Chatillion viersilbig zu lesen ist. Dieselbe Aussprache findet sich schon im Karlos nach Boxbergers Bemerkung in Pavillon, Medaillon und Billet. In den französischen Namen auf ein stummes e wird dieses bald gesprochen, bald unterdrückt; ebenso das es in Saintrailles, das in dem Verse:

Saintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr

viersilbig (Saintrallies) zu lesen. In Salisbury elidirt Schiller das i auch in der Schrift nach der englischen Aussprache. Der gedehnten, schon in der Maria Stuart sich findenden Formen Engelländer, engelländisch bedient sich Schiller meist. Bei Zusammensetzungen schließt der erste Vers nur dreimal mit dem ersten Theil der Zusammensetzung in Länder-Gewaltige, miß-Gebornen und Gott-Gesendeten (Prolog 3. I, 5. 9). An schwachen, leicht zu verbessernden Versen fehlt es nicht; der schwächste dürfte I, 9, 60 sein:

Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier sein.

Gern und oft mit großer Wirkung hat der Dichter auch in unserm Stücke den Reim zur Anwendung gebracht. So schließt der dritte Auftritt des Prologs mit acht Reimversen, von denen die vier ersten unmittelbar aufeinander, die vier andern in der Form abba reimen, der erste Aufzug, IV, 3 und V, 5 mit vier verschlungenen, V, 8 mit vier unmittelbar aufeinander folgenden Reimen, II, 2. III, 9. V, 4 mit zwei unmittelbar aufeinander reimenden, III, 5 und das ganze Stück mit zwei durch einen andern Vers getrennten Reimversen. Der letztern

ganz eigenthümlichen Reimform bediente sich Schiller auch schon in der Maria Stuart. Längere Reden schließen ein paarmal mit Reimen (Prolog 3, 208 f. I, 10, 105. 107. II, 10, 91—94), mehrfach kürzere (Prolog 2, 36 f. I, 10, 131 f. II, 4, 26 f. III, 2, 48 f. IV, 2, 80—83. 11, 15 f.)*). Eigenthümlich ist die Rede, worin der König I, 2, 22—31 die Würde des Sängers ausspricht; denn sie ist mit Ausnahme des ersten Verses ganz gereimt, und zwar haben die sieben letzten Verse die Stanzenform. Schiller wollte damit wohl andeuten, daß der König selbst in den künstlichen Formen des Minnesanges geübt sei. Einmal findet sich die Reimform auch im Gespräche (I, 10, 117—124); ein andermal (IV, 3, 73 f.) reimen zwei Verse in der Mitte einer Rede unmittelbar aufeinander.

Des alten jambischen Trimeters hat sich Schiller in den auf einer Nachahmung Homers beruhenden Szenen II, 6—8 bedient. Vgl. oben S. 18. Gar wunderlich wäre es doch, wenn er, wie man wohl gemeint hat, mit dem alten Versmaße seine Benutzung eines alten Dichters hätte andeuten wollen; er bediente sich des Trimeters, weil hier der Heroismus der Jungfrau auf dem Gipfelpunkte steht, sie als „die Fürchterliche" erscheint, wie sie Montgomery nennt, dem vor ihrem Anblicke graust, die, wie sie selbst sagt, ein furchtbar bindender Vertrag verpflichtet, alle Feinde im Kampfe zu tödten. Der Trimeter, wie die ganze Haltung, hebt diese Stelle vor den vorausgehenden und folgenden Szenen hervor. Auch in der Braut von Messina findet sich nur eine Szene in Trimetern (IV, 8). Im Ganzen ist der Trimeter mit Geschick behandelt. Sechsmal

---

*) Prolog 3, 109 f. schließen die Verse auf Stunde und entzünde.

steht der Anapäst im ersten, zweimal im fünften Fuße, obgleich in letzterm das alte Drama ihn nur bei Eigennamen zuläßt. Zweimal ist ein Siebenfüßler untergelaufen (7, 1. 44, wo leicht so zu tilgen wäre), dreimal ein fünffüßiger, und zwar zweimal ein weiblich auslaufender (7, 52. 8, 1. 7) Vers.

Neuerer lyrischer Versmaße hat sich Schiller am Ende des Prologs und am Anfange des vierten Aufzugs bedient, um die leidenschaftliche Erregung seiner romantischen Jungfrau in zwei bedeutenden, ihr Wesen mächtig ergreifenden Augenblicken darzustellen. Das den Prolog abschließende Selbstgespräch, worin Johanna tiefbewegt von ihrer Heimat scheidet und die Gewalt des an sie ergangenen Rufes ausspricht, besteht aus fünf Stanzen, denen eine stanzenartige Strophe aus zehn Versen, von denen nur die beiden letzten reimen, vorausgeht; denn als einfache fünffüßige Jamben sind sie nicht zu fassen, da weibliche und männliche Verse regelmäßig wechseln. Es fällt auf, daß Schiller nicht auch dem Anfange die Stanzenform gab. Im Anfange des vierten Aufzugs hat der Dichter sich wechselnder Versmaße bedient, um die schmerzliche Erregung der mit sich zerfallenen Jungfrau auszusprechen. Auf drei Stanzen folgt eine Strophe von neun um einen Fuß kleinern Versen, von denen die vier ersten verschlungen, die vier folgenden unmittelbar auf einander reimen, der letzte reimlos bleibt. Darauf ergießt sich die liebende Sehnsucht unter Begleitung der Musik in drei kleinern trochäischen Strophen; in den beiden ersten aus vier Versen bestehenden reimen bloß die männlichen Verse (in der ersten 2 und 4, in der zweiten 3 und 4), in der dritten aus fünf, mit Ausnahme des zweiten weiblich endenden Verses die beiden letzten. Dann folgen gewöhnliche jambische Fünffüßler, zuerst

11, von denen die beiden letzten reimen, dann 7, von denen der letzte mit dem fünften reimt. Auch hier läuft ein Sechsfüßler unter. Den Schluß bilden vier Strophen aus acht trochäischen Versen mit abwechselnder Reimstellung; mit Ausnahme der dritten, wo regelmäßig Vers auf Vers reimt, verschlingen sich die Reime, aber in den ersten und vierten bleiben 1 und 3, in der dritten 5 und 7 ohne Reim. Man wünschte, daß der Dichter wenigstens in diesen Strophen die gleiche Reimform befolgt hätte. Es fehlt leider hier, wie auch sonst im Metrischen, die letzte sorgfältig glättende Hand, welche dem Drama auch bei der Bearbeitung für das Theater nur an einigen Stellen zu Theil ward.

Sprache und Ausdruck sind überall anschaulich klar, treffend bezeichnend uud frisch belebt, oft schwungvoll erhaben oder von reizender Anmuth oder kräftig durchschlagend, da dem Dichter eben alle Töne zu Gebote standen; besonders hat er die Jungfrau selbst auch in der Wärme, Feierlichkeit und Entschiedenheit des Ausdrucks immer auf ihrer Höhe zu erhalten gewußt. Man halte die Reden der Jungfrau neben die der Sorel und des Königs, neben die des heldenhaften Freidenkers Talbot, des alten Landmanns Thibaut im Prolog und im vierten Aufzuge, neben die Verkündigung des Herolds und die Jammerklagen der Rathsherren von Orleans und man wird den wunderbar dem Charakter und der Stimmung sich stets anschmiegenden Ton immer mehr bewundern. Nur an wenigen Stellen sähe man auch hier noch gern die letzte Feile angelegt; aber Schiller hatte sich am Stücke abgearbeitet, und zur spätern Durchsicht fehlte leider die nöthige Ruhe und Sammlung.

IV. Entwicklung der Handlung.

Prolog.

Johannas Stellung zu ihrer Familie und ihre Sendung. Der Vater*), hier ein begüterter Landmann, während er nach der Ueberlieferung nur spärlichen Ackerbau und Viehzucht trieb, willigt in die Verbindung seiner beiden ältern

*) Schiller gibt ihm den ihm wohllautender scheinenden Vornamen Thibaut (Theobald) statt des überlieferten Jakob. Sonst wählte er regelmäßig die französische Form der Vornamen, so auch bei der Königin Isabeau; nur bei der Jungfrau (die der Vater einmal Jeannette anredet), dem Könige und dem Herzoge von Burgund hat er die deutschen Vornamen. In der Histoire du siege fand Schiller einen Thibaut de Termes. Wie schon S. 41 bemerkt, hat sich eine ursprünglichere Fassung des Stückes in einer Handschrift erhalten, die der Kammerherr Graf von Lepel auf Nassenheide besaß. Sie wird in dem zum Zwecke des öffentlichen Verkaufes im Oktober und November 1827 angefertigten Verzeichnisse aufgeführt als: „Vollst. Druckmanuscript von Schillers Jungfrau von Orleans, worin Titel, sämmtl. Abänderungen, Verbesserungen und Noten von Schillers eigener Hand sind“. Die Abweichungen dieser Fassung gab W. von Maltzahn nach einer, wie er sagt, getreuen Abschrift in der Hempelschen Ausgabe von Schillers Werken. Die meisten, in später gestrichenen Versen und verändertem Ausdruck bestehenden Abweichungen finden sich im Prolog und im ersten Aufzug. Die Bezeichnung als „erstes Druckmanuscript“, bei Vollmer „das dem Drucke von 1802 zu Grunde gelegte Manuscript“, ist irrig, da die Abweichungen vom ersten Druck zu bedeutend sind und Schiller keine Korrektur der Bogen hatte. Die Abtheilung in Auftritte zeigt, daß sie das früheste uns erhaltene Theaterexemplar ist, das vor die Abschrift fällt, die Schiller zum Drucke an Unger schickte. In dieser Abschrift, deren Lesarten wir mit der Bezeichnung ursprünglich anführen werden, stand hier (nicht in dem spätern Personenverzeichnisse) Thibaut von Arc (statt D'Arc). Von dieser ursprünglichen Bezeichnung hat sich noch die Anrede Vater Arc (statt D'Arc) erhalten, wofür sich im vierten Aufzuge Vater Thibaut findet.

Töchter mit ihren Freiern und spricht seine bange Sorge um die dritte, um Johanna*), aus. Diese sieht in dem wunderbar in Bertrands Hand gekommen Helm, da sie zugleich von der wachsenden Noth des Vaterlandes und dem in der Nähe stehenden, dem König zu Hülfe ziehenden Baudricour vernimmt, ein Zeichen des sie berufenden Himmels, und entschließt sich, sofort die von Gott ihr aufgetragenen Sendung anzutreten. Statt der drei Brüder der Jungfrau gibt ihr Schiller zu seinem Zwecke zwei Schwestern. Von den drei Freiern hatte er Etienne ursprünglich Dieudonné, Raimond Blaise genannt. Die Szene verlegt er in eine höher gelegene ländliche Gegend vor dem Dorfe, obgleich wir uns die Vergebung der Töchter natürlicher vor, noch lieber in dem Hause denken; aber der Dichter wollte Johanna eben von dem Wunderbaume aus, an dem sie ihre Sendung erhalten, scheiden und den Zuschauer diesen bedeutsamen Baum selbst schauen lassen**). Er bezeichnet ihn als Eiche, abweichend von der Ueberlieferung, die ihn eine Buche nennt. Diese Buche befand sich unfern vom Dorfe an der Landstraße in der Richtung nach der Mariencapelle, welche auf der

*) Johanna heißt in den französischen Darstellungen immer Jeanne, in den lateinischen überlieferten Zeugenaussagen Johanneta oder Johanna. Sie selbst sagte nach den lateinischen Prozeßakten aus, sie sei zu Hause Johanneta, als sie nach Frankreich (im Gegensatze zu Lothringen) gekommen, Johanna genannt worden.

**) Gyssel in der den Prolog erörternden Abhandlung „Schillers Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalt gewürdigt" (Gymnasialprogramm von Hersfeld 1870) S. 75 bemerkt mit Recht gegen Viehoff, Thibaut habe seine Töchter und zukünftigen Eidame nicht zu der Eiche geführt, so wenig wie zur Kapelle; es ist eine freie Höhe wohl in der Nähe der Besitzungen Thibauts, was dieser passend hervorheben könnte.

Höhe des bei Domremy sich erhebenden Hügels am Saume eines Eichenwaldes liegt. In unserm Prolog steht die Eiche der Kapelle gegenüber, was der Dichter weiter unten zu seinem Zweck geschickt benutzt. Man könnte meinen, Thibaut habe Johanna mit den Schwestern und den Freiern an ihrem gewohnten Aufenthaltsorte aufgesucht, doch müßte dieses angedeutet sein. In der Theaterbearbeitung wurde in dem dritten Auftritt bemerkt, sie habe in den beiden frühern „auf ihren Hirtenstab gelehnt“ (jetzt bloß „an der Seite“) gestanden, was darauf deutet, daß man sie eben hier aufgesucht.

Erster und zweiter Auftritt. Der Vater vergibt die ältern Schwestern an ihre Freier; Johannas Freier vertheidigt diese gegen die Beschuldigung des um ihr Seelenheil ängstlich besorgten Thibaut. Schon hier treten die Noth Frankreichs und die stille Zurückgezogenheit der ahnungsvollen Tochter, sowie der Zauberglaube der Zeit hervor. Der Vater läßt sich gerade durch die drohende Kriegsnoth bestimmen, seine Töchter zu versorgen, die deshalb schon morgen heiraten sollen. Das Gespräch über die drohende Zeit gibt ihm Veranlassung, seinen Entschluß zu begründen. Mit großer Freiheit stellt der Dichter die Sache so dar, als ob erst vor kurzem die Engländer Paris in Besitz genommen, da doch der englische König, der damals erst neun Monate alte Heinrich VI., nach der durch das Parlament bestätigten Bestimmung Karls VI., der schon volle sieben Jahre vor der Belagerung von Orleans gestorben war, rechtmäßiger König von Frankreich und im Besitze von Paris war. Wenn es hier heißt, Paris schmücke mit der alten Krone Dagoberts*) den

*) Des I. dieses Namens, der 613 die Abtei Saint Denis stiftete, wo er begraben lag.

Sprößling eines fremden Stammes, so denkt sich der Dichter wohl daß dies eben erst geschieht. In Wirklichkeit wurde Heinrich VI. erst mehr als acht Monate nach unserm Auftritt, am 6. November 1429, in Westminster zum Könige von England, am 17. Dezember 1431 zu Paris gekrönt. Daß Isabeau sich an die Spitze des englischen Heeres gestellt habe, ist freie, sehr wirksame Erfindung. Vgl. S. 100. 135. Domremy war keineswegs wirklich verschont geblieben, die Einwohner hatten sich schon einmal genöthigt gesehen, nach dem benachbarten Neufchateau zu flüchten. Die drei Freier bilden einen glücklichen Gegensatz; der eine ist begütert, der zweite unbemittelt, Johannas Freier, Raimond*), der sich schon drei Jahre um sie bewirbt, nicht bloß wohlhabend, sondern in jeder Beziehung ausgezeichnet, wie es sich auch in seinen von inniger Liebe und einsichtiger Beurtheilung zeugenden Worten an den die Tochter tadelnden Vater verräth. Des Vaters Ansprache an die Tochter zeigt herzliche Liebe**); aus seinen weitern besorgten Auslassungen an den von ihm so sehr geschätzten Raimond, den besten aller Jünglinge des Dorfes***), spricht ein leicht erregter, im Aberglauben der Zeit befangener Geist, den Schiller mit künstlerischer Berechnung schon hier hervortreten läßt, da die Anklage im vierten Akte gerade aus diesem und dem innigen Antheil, den er am Seelenheil seiner Tochter nimmt, hervorgeht. Schiller soll ihn nach

---

*) Einer der beiden Pagen, die der König Johanna gab, hieß Raymond.

**) Er nennt sie im Anfange seiner Rede Jeanette (vgl. S. 127*); im vierten Aufzuge redet er sie namentlich nicht an. — Statt jüngre schrieb Schiller erst 1805 jüngste. — Noch (2, 11) steht für und nicht.

***) Ursprünglich folgte auf der Treffliche noch:

Den ich mit Freuden mir zum Eidam wählte.

dem von Böttiger gedichteten Briefe einen „schwarzgalligten“, d. h. leicht erregbaren, Menschen genannt (seiner ahnungsvollen Seele wird IV, 9 gedacht), auch hervorgehoben haben, daß er nach der im mittelalterlichen Christenthum lebenden Vorstellung lieber ein übermenschliches Böses als ein Gutes annehme. Daß der Dichter Johannas Mutter nicht auftreten läßt, bedingte die Vereinfachung des Auftritts, doch wäre es nicht unpassend gewesen, wenn der Vater dieser, obgleich sie in Wirklichkeit ihn noch überlebte, als längst gestorben erwähnt hätte, da dieser Zug für das Versinken Johannas in sich nicht unbedeutend sein dürfte. Ihr Tod ergibt sich auch aus dem vierten Aufzug, wo die Tochter nach ihr nicht fragt. Daß Johanna die Einsamkeit liebt, bildet sich der Vater grillenhaft aus, wogegen der Liebhaber dies im edelsten Sinne deutet.*) Den Baum, der im Dorfe Feenbaum oder Schönmai hieß, nennt Thibaut Druidenbaum**), indem er ihn von der alten Heidenzeit herleitet. Die Sage wollte wissen, daß vor Alters unter ihm ein Ritter mit einer Fee Umgang gepflogen. Eine Frau des Ortes versicherte, sie habe dort noch Feen gesehen, was der Dichter geschickt verwendet. Raimonds Hindeutung auf das in der nahen Kapelle befindliche Gnadenbild (wir hätten hier schon die erst I, 10 gegebene nähere Bestimmung gewünscht, daß es „ein uralt Muttergottesbild“ sei***), bringt Thibaut auf einen schon dreimal

---

*) Ursprünglich stand nach auf den Bergen noch der etwas auffallende Vers: Und mit dem Adler in der Wolken Raum,
und statt „engen Sorgen wohnen“ das auch noch in die Theaterbearbeitung übergegangene „enge Sorge wohnt“.

**) Statt Hier schrieb Schiller erst 1805 Dort.

***) Nach um sich streut folgte ursprünglich:

gehabten Traum. Die Ueberlieferung weiß von einem Traume des Vaters, seine Tochter werde einst mit Kriegsleuten von dannen ziehen. Seit diesem etwa zwei Jahre vor Johannas Aufbruch fallenden Traume bewachte sie der Vater mit höchster Sorgfalt. Alle diese Züge nahm Schiller aus De L'Averdy. Thibaut legte sich seinen für die Folge so wichtigen Traum gar wunderlich als eine sinnbildliche Hindeutung auf den Hochmuth Johannas aus, der sie, wie einst die Engel, ins Verderben locken werde*). Selbst Raimonds Hinweisung auf Johannas für ihren Charakter bezeichnende Bescheidenheit und ihre dienstwillige Demuth kann den Vater nicht umstimmen; ja der Segen, der all ihr Thun begleitet, erregt ihm Grauen, da er diesen höllischen Mächten zuschreibt. In der Nähe des Feenbaumes sollte unter einer Haselstaude eine Alraunwurzel sich befinden, deren Ausgrabung der Seele gefährlich war. Der Aberglaube schreibt solchen Wurzeln die Kraft zu, Schätze zu heben und überhaupt ihren Besitzer zu bereichern. Bei De L'Averdy sagt Johanna: On dit encore à Domremy qu'on a caché en terre, auprès de l'arbre, une mandragore qui feroit découvrir des tresors; mais je n'en

---

Bricht aller höllischen Gewalten Macht.
Die fromme Andacht zu der Heiligen,
Nicht Satans Werk u. s. w.

*) Throne statt Stuhle war bloßes Versehen des zweiten Druckes. Vgl. oben S. 40. — Der Traum kann doch eigentlich nur darauf deuten, daß Johanna zu Hohem bestimmt, daß sie in Begleitung des Königs in Rheims geehrt sein werde, nicht auf die thörichten Einbildungen dieser selbst. Für den Zuhörer ist die Hauptsache, daß Thibaut neben ihrer Schönheit auch ihre „hohen Wundergaben" anerkennen muß. — Bei dem sich neigen vor ihr hat man an die Träume Josephs (1 Mos. 37, 7. 9) erinnert. — Den Vers „Vor allen Hirtenmädchen dieses Thals" strich die Theaterbearbeitung.

fais rien de plus. Neben ihr gedenkt Thibaut der Zaubertränke, die aus mancherlei Kräutern und thierischen Bestandtheilen besonders an Dreiwegen bereitet wurden. Endlich erwähnt er des Beschwörens der Geister, wozu man eine oder mehrere Kreise mit einem Stabe oder einem Degen auf dem Boden zieht, wie es Faust im Volksbuche thut. Bei der ängstlichen Aeußerung: „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister u. s. w.“ schwebt wohl Wagners Rede im Faust vor: „Berufe nicht die wohlbekannte Schaar u. s. w.“ Thibaut fürchtet nur, daß die bösen Geister, gelockt durch Johannas Hochmuth, ihr nachstellen, und so beschwört er sie, die ihr so liebe Einsamkeit zu fliehen.*)

Dritter Auftritt. Johanna erkennt in dem von Bertrand gebrachten Helme das ihr vom Himmel gesandte Zeichen zum Aufbruch, worin sie durch die geschilderte dringende Noth und die Mittheilung, daß ein dem König zu Hülfe eilender Ritter ganz in der Nähe sich befinde, noch bestärkt wird. Hat Johanna, in sich versunken (vgl. S. 128), alle bisher an sie gerichteten Worte ohne Antheil und Erwiederung vernommen; ja auf die mit einer liebevoll herzlichen Umarmung an sie gerichtete Aufforderung der überbeglückten Margot, ihrem guten Beispiele zu folgen, nichts erwiedert, so erregt jetzt der von Bertrand gebrachte Helm ihre vollste Aufmerksamkeit.**) Daß der Helm

*) Zur Versuchung Christi vgl. Matth. 4, 1 f.

**) Nach Verwundert stand ursprünglich und noch in der Theaterbearbeitung die Anrede Nachbarn, die erst im Drucke dem Verse zum Opfer fiel. — Für Saget an — Friedensgegend hat die Theaterbearbeitung bloß: „Sagt, Wie kamt ihr zu dem Helm?“ — Nach in die Hand gerieth stand ursprünglich noch Urtheile selbst! Dann hatte Schiller auf dem freigelassenen Raume „Ich hatte eisernes“ eingefügt; nach Vaucouleurs fand sich noch als besonderer Vers: „Gedachte schon des Rückwegs.“

durch eine Zigeunerin*) Bertrand aufgenöthigt wird**), ist freilich bei einem vom Himmel gesandten Zeichen etwas auffallend. Aber das Wunderbare ist für Johanna ein desto sicherer Beweis, daß der Helm für sie bestimmt sei, was sie mit der bei ihrem bisherigen Stillschweigen um so bedeutsamern Entschiedenheit ausspricht; ja sie greift nicht blos nach ihm***), sondern entreißt ihn dem widerstrebenden Bertrand mit Gewalt. Raimond tritt auch hier für die Jungfrau ein, deren heldenmüthige Tapferkeit†) einen neuen bezeichnenden Zug ihres Bildes bringt. In den Memoires secrets (II, 70. 79) wird ihrer Besiegung von Wölfen gedacht. Die Neugierde, wie es sich mit der von Bertrand erwähnten „bösen Kriegespost" von Orleans verhalte, läßt Thibaut nicht weiter darauf achten. Bertrand erzählt nun, in welche Noth Frankreich ganz neuerdings gerathen, wobei er den Feind in Folge zweier aufeinander folgenden Schlachten alles Land bis zur Loire überschwemmen und seine ganze Macht auf Orleans wenden läßt††). Die beiden neuen

---

*) Ein Bohemerweib, frei nach der französischen Bezeichnung Bohémien gebildet.

**) Lanzenknecht, eine mißbräuchliche, damals gangbare Form für Landsknecht, wovon das französische und englische lansquenet.

***) In Bertrands Frage: „Was frommt euch dies Geräthe?" stand ursprünglich und noch in der Theaterbearbeitung kriegerische nach dies.

†) Tigerwolf braucht Schiller ganz eigenthümlich zur Bezeichnung eines furchtbaren Wolfes; denn auf die gefleckte Farbe, wie bei Tigerhund, Tigerpferd, kann das Tiger nicht gehn, weil Wölfe nicht getigert sind. Eigentlich führt eine Hyänenart diesen Namen. — Löwenherzig, wohl nicht nach dem homerischen θυμολέων, wie Peppmüller will. Richard Löwenherz lag näher. Sonst schwebt vor, was David 19 Sam. 17, 34 f. dem Saul erzählt.

††) Statt der im ersten Drucke stehenden Rede Thibauts:

Schlachten sind eine Erfindung Schillers. In Wirklichkeit hatte sich Karls Sache durch die Beilegung des Streites zwischen den Herzogen von Burgund und von Glocester und das Bündniß des Herzogs von der Bretagne mit den Engländern so ungünstig gestaltet, daß diese den aus England mit 6000 Mann gekommenen Oberbefehlshaber, den Grafen von Salisbury, mit einer großen Macht gegen Orleans senden konnten.*) Burgund besaß damals noch keineswegs alle die Lande, welche ihm der Dichter in seiner glänzenden Schilderung zuschreibt. Lüttich stand unter einem

---

Was! Gnügt ihm nicht in Mitternacht zu herrschen,
Und soll auch noch der friedliche Mittag
Des Krieges Geißel fühlen?

hat die Theaterbearbeitung bloß Gott sei uns gnädig! 1805 schrieb Schiller dafür das einfachere: „Gott schütze den König!"

*) Das Bild von den Bienen ist aus der Ilias II, 87 ff., wie schon Peppmüller in dem Aufsatze „Biblisches und Homerisches in Schillers Jungfrau von Orleans" (in Gosches Archiv II, 178—197) bemerkt hat. — Dunkelnd von der großen Anzahl, wie Homer κυάνεος braucht (Ilias IV, 282), wir häufig schwarz. Aehnlich steht gleich darauf geschwärzt. — Das Bild von den Heuschrecken findet sich in anderer Wendung Ilias XXI, 12 ff., ist auch biblisch (1. Richter 6, 5. Judith 2, 11). Die Alten wissen von Heuschreckenschwärmen, welche die Sonne verfinstern. — Die Theaterbearbeitung hat statt der vier Verse von „Und wie die Bienen" bis Herunterfällt nur: „Und wie die Heuschreckwolke niederfällt Aus schwarzer Luft". — Bei der Sprachen unverständlichem Gemisch schwebt wohl die Stelle der Ilias IV, 437 f. vor. — Die Theaterausgabe läßt Und von der Sprache — Lager ganz weg. — Auch in der Aufzählung der einzelnen Völkerschaften herrscht homerischer Ton. — Statt sie alle folgen schrieb Schiller 1805 sie folgen alle. — Anstößig ist die Wiederholung des gewaltig in der Bezeichnung des Herzogs von Burgund (Burgund statt Burgunder; Schiller hat auch Burgundier) in ländergewaltig (mit bezeichnendem Uebergreifen in den folgenden Vers) und gewaltig herrschend.

zum deutschen Reiche gehörenden Bischofe. Namur kam erst 1429, Hennegau, Holland, Seeland und Brabant 1430, Luxemburg noch elf Jahre später an Burgund. Westfriesland hielt sich frei, bis es sich 1457 dem deutschen Reiche unterwarf; erst Karl V. vereinigte es mit Burgund. Was von Isabeau (auch Isabel), der Königin Mutter, einer Tochter des Herzogs Stephan II. von Baiern-Ingolstadt, gesagt wird, wie ihre ganze Erscheinung im Drama selbst, ist Schillers Erfindung.*) Mit ihrer an Heinrich V. vermählten Tochter Katharina war sie früher dem englischen Heere gefolgt und mit ihm in Paris eingezogen. Nach dem Tode ihres Gatten 1422 lebte sie unbeachtet im Palast Saint Paul zu Paris, den sie nie wieder verließ. Die Engländer ließen ihr nur ein geringes Gefolge und kümmerlichen Unterhalt; auch der Herzog von Burgund kümmerte sich nicht mehr um sie. Neben Salisbury**) läßt der Dichter gleich Talbot***) und den von ihm ersonnenen Lionel sich bei der Belagerung betheiligen. Vgl. oben S. 100. Der freche Schwur, der vor allem Johanna aufregen muß, ist eine Zuthat des Dichters oder auch der alles noch schrecklicher ausmalenden Furcht. In Bezug auf die vier von den Engländern erbauten Warten bemerken wir, daß diese die von den Bürgern verlassenen beiden Thürme der Brücke (les Tournelles du pont) und die Schanze

---

*) Ueber Jesabel, die Gattin des Königs Ahab, welche diesen zum Götzendienst verleitete und ihr frevelhaftes Leben durch einen jämmerlichen Tod büßte, vgl. 1 Könige 16—21. 2, 9, 30—34.

**) Maurenzertrümmrer, wie Voß das homerische τειχεσιπλήτης (Ilias V, 31) übersetzt hatte.

***) Das Niedermähen in der Schlacht ist auch homerisch. Vgl. Ilias XIX, 221 ff., auch das Gleichniß XI, 67 ff.

dabei herstellten, auch eine Schanze im Süden aufwarfen. Bei den „viel tausend Kugeln von Centners Last“ schwebt wohl die Stelle in der Histoire du siege vor, wonach die Engländer gleich am Anfang 24 Steine aus Bombarden und grobem Geschütz in die Stadt warfen, von denen manche 1600 Pfund wogen. Der Notre-Dame-Kirche in Orleans gedenkt diese Beschreibung nicht, aber eines „Thurms Notre Dame“.*) Als tapfere Vertheidiger von Orleans werden Saintrailles, La Hire und der Bastard genannt, nicht der Marschall von Saint Sévère u. a., deren die Belagerungsgeschichte gedenkt. Den Uebergang zu Baudricour, der hier als Ritter bezeichnet wird**), gewinnt der Dichter dadurch, daß nur dieser allein eine Mannschaft aufzubringen vermocht hat.***) Die Kunde, daß dieser Ritter, von dem sie mit freudigstem Antheil hört, beim nahen Vaucouleurs sich aufhält, erregt Johanna noch mehr. Was von der Sendung an Burgund gesagt wird, ist von Orleans auf Vaucouleurs übertragen. Die Schrift Jeanne d'Arc und die Histoire du siege gedenken der Sendung an den in Paris weilenden Herzog von Burgund; die erstere bemerkt, man habe beschlossen, sich dem Herzoge anzubieten, weil er ein

*) Die Theaterbearbeitung strich die zwölf Verse: Vier hohe Warten — sich entzünde. — Statt des allgemeinen den schnellen hat Körner willkürlich die schnellen eingeführt. — Ursprünglich hieß es vier Verse später: „Von Notre Dame küßt seines Grundes Steine.“

**) Schiller schreibt mit den Memoires secrets Baudricour statt Baudricourt. Er wird gewöhnlich Capitain, in den Memoires Gouverneur von Vaucouleurs genannt. Schiller läßt ihn bloß bei Vaucouleurs stehn.

***) Bleiche Furcht, ein homerischer Ausdruck (χλωρὸν δέος). — Die vier Verse Was nützt — ergriffen fehlen in der Theaterbearbeitung. — In dem Bilde von den Schafen bildet die Aengstlichkeit den Vergleichungspunkt; im Stalle, wo sie den Wolf hören, drängen sie sich zusammen. — Unter den Burgen sind hier befestigte Städte zu verstehn.

Franzose sei, und sein Bündniß mit England nicht immer dauern werde. Höchst glücklich wird durch die Erwähnung jenes Antrages die schwungvolle Verkündigung Johannas eingeleitet, daß vor Orleans das Glück der Feinde scheitern, diese in kurzem von dort zurückweichen werden.*) Der Retter naht, ist allgemein zu fassen, wie wir vom Retter in der Noth sprechen; nicht Gott, sondern sich selbst hat sie dabei in Gedanken. Treffend sind die in biblischer Weise gehaltenen Hindeutungen auf die Befreiung durch eine Jungfrau, bei welcher die in Johannas Heimat bekannte Weissagung vorschwebt, Frankreich werde durch ein Weib zu Grunde gerichtet und durch eine Jungfrau von den Marken Lothringens wiederhergestellt werden. Vgl. zu I, 4.**) Bertrands Einspruch, es geschähen keine Wunder mehr, reißt die Begeisterte noch lebhafter hin, und sie führt nun den Untergang der freveln-den Reichsfeinde durch ein schwaches, aber reines Weib in einem andern Bilde aus, dem Gegensatze zu einem homerischen (Ilias XXI, 492 ff.), um mit der wirklichen Bezeichnung, daß eine zarte Jungfrau dieses Werk vollenden werde, zu enden.***) Wenn Johanna hier den Talbot „den himmelstürmend hundert-

*) Johanna hatte Baudricourt gesagt, sie müsse vor Mittefasten beim Könige sein.

**) Vgl. Joel 3, 18: „Schlaget die Sichel an! denn die Ernte ist reif.“ Offenb. Joh. 14, 15: „Schlage an mit der Sichel und ernte; denn die Zeit der Ernte ist gekommen.“ — Sonderbar meint Eyssel S. 92, unter der Jungfrau könnte in diesem Zusammenhange auch Maria verstanden werden. — Statt prächtig strömenden stand ursprünglich silberströmenden; die Theaterbearbeitung hat silbern strömenden. Vorschwebte wohl das homerische ἀργυροδίνης.

***) Bei dem zitternden Geschöpf schwebt wohl noch der Vergleich mit der Taube vor. Bei Homer heißt die Taube τρήρων, was Voß schüchtern oder bebend übersetzt hatte.

händigen"*) nennt, so schweben ihm die hundertarmigen Söhne der Erde und des Himmels, Kottos, Briareos und Gyges (Hesiod Theogonie 148 ff.) vor, die von ihrem Vater unter die Erde gebracht wurden, aber, von Kronos befreit, mit ihm den Himmel stürmten (daselbst 617 ff.) Salisbury wird als Tempelschänder bezeichnet nach der Angabe der Histoire du siege, er habe alle Klöster und Kirchen, in die er eindringen konnte, geplündert, wie besonders die Kirche Notre Dame zu Clergy, so daß man seinen plötzlichen Tod für eine Strafe des Himmels gehalten habe. In ihrer weitern durch Raimond und Thibaut glücklich unterbrochenen Rede spricht sich die begeisterte Freude aus, daß Gott ihr Vaterland, das stets der Vorkämpfer des Christenthums gewesen, vor allem liebt.**) Bei dem „Scheitern der Macht der Heiden" denkt der Dichter an Attila, dem, was das Vorwort des Verlegers der Histoire du siege rühmend hervorhebt, Orleans widerstand, worauf er dann bei Chalons besiegt wurde. Daß in Frankreich das erste Kreuz erhöht***) wurde, bezieht sich darauf, daß das Christen-

*) Es müßte freilich heißen den hunderthändgen Himmelstürmenden oder Himmelsstürmer.

**) Der erste Druck hat: „Dieser alte Thron soll fallen? Dieses Land des Ruhms"; ursprünglich stand tausendjährige statt alte, wodurch der Vers um einen Fuß zu lang war. In der Theaterbearbeitung begann Johannas Rede

Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das u. s. w.

Erst 1805 trat die jetzige Lesart ein. — Wie den Apfel seines Auges (Psalm 37, 8), sprichwörtlich gewordener Ausdruck.

***) Das Kreuz — erhöhet, wie man auch Kreuzerhöhung sagt. Wielands Oberon V, 61:

Erhöh' das heilge Kreuz, das edle Christenzeichen.

thum in Gallien vor dem übrigen Europa, mit Ausnahme von Italien und Griechenland, Eingang fand. Des durch Peter von Amiens veranlaßten Kreuzzugs, durch welchen Gottfried von Bouillon Jerusalem eroberte, gedenkt Johanna erst nach dem Tode Ludwigs IX., der auf dem letzten Kreuzzuge in Gefangenschaft gerieth. Dem Erstaunen über eine solche wundervolle, christliche und vaterländische Begeisterung, die Thibaut nur schweigend anhören kann, da sie seinem Verdachte satanischen Einflusses schnurstracks widerspricht, gibt jetzt Bertrand Ausdruck, der darin die Kraft göttlicher Offenbarung erkennt. Ergreifend spricht sich Johannas Drang nach einem einheimischen Könige*) aus, wobei sie das Ideal eines wahren Königs begeistert ausführt**). Wenn Böttiger als Aeußerung Schillers aufzeichnete, er glaube darin einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß sich Johanna, die das Reich sich als Abstraktum gar nicht denken könne, nur immer den guten liebenswürdigen König bei allen ihren Anstrengungen als letzten Zweck denke, so kann Schiller dieses kaum in solcher Weise geäußert haben. Sie will nur einen einheimischen König, dessen Ideal in ihrer Seele lebt, wodurch sie das vom Himmel zu

*) Die Theaterbearbeitung strich die elf Verse Hier scheiterte — eingebornen Herrn.

**) „Der König, der nie stirbt", nach dem bekannten Worte beim Tode eines französischen Königs: „Der König ist gestorben, der König lebt". — „Und scherzet mit den Löwen um den Thron", wie Vorberger bemerkt hat, Anspielung auf die Löwen um Salomos goldenen Thron (1 Könige 7, 29. 36. 10, 20). Er fürchtet sich nicht vor dem Throne, trotz der Löwen, die ein Sinnbild ihrer Macht sind. In dem Gedichte Die schlimmen Monarchen (1781) sagt Schiller (Str. 5) mit derselben Beziehung, die Löwen ruhen. Erst seit 1818 trat der Druckfehler dem Löwen ein.

ihrer Sendung trefflich ausgerüstete Werkzeug war.*) Im entschiedensten Gegensatz zu Johannas mächtigem vaterländischen Sinne begnügt sich der Vater mit der von ihnen unabhängigen Entscheidung des Krieges; wen diese ihnen zum Herrn bestimmen wird, den wird er, wenn er als König feierlich in Rheims gesalbt und gekrönt ist, als solchen anerkennen.**)

Thibaut aber bricht das Gespräch ab, indem er mit der Mahnung an die Arbeit die beiden Freunde auf die Sorge um das Nächste hinweist. Die Art, wie der mit Gütern gesegnete und an dem Besitz sich freuende Thibaut seine Sorglosigkeit in Bezug auf den Krieg ausspricht, steht doch mit der besorgten Aeußerung am Anfange des Prologs in Widerspruch. Mag der Landmann auch auf die Unzerstörbarkeit seines Bodens sich selbstbewußt berufen, der Sorge um den Untergang seiner Saaten und die Zerstörung seines übrigen Besitzthums kann er sich nicht leicht entschlagen, abgesehen von der Frage, ob man ihm sein Eigenthum lassen, wie man ihn drücken und belasten werde. Auch erwartete man zum Schlusse noch ein besonderes

*) Ursprünglich stand vor der den heilgen noch:

der das Schwert hält und die Wage

Der Könige.

In der Theaterbearbeitung fehlen die neun Verse von Der dem Schwachen an.

**) Der erste Druck hatte:

Empfängt zu Rheims in unsrer lieben Frauen
Und sich die Kron' aufsetzt zu Saint Denis.

Die Reichskleinodien waren freilich in Saint Denis, wurden aber von dort immer nach Rheims gebracht. Schiller hatte sich wohl durch den Bericht Amelgards (vgl. oben S. 14 f.) verleiten lassen, der behauptet, die französischen Könige seien in Saint Denis gekrönt worden, und auch Karl VII. habe in Saint Denis sich krönen lassen. Thibaut läßt hier den König selbst sich die Krone aufsetzen. Vgl. S. 143*. Die Verbesserung trat erst 1805 ein.

Wort an Johanna, deren Auftreten den Vater jetzt doppelt besorgt machen müßte, etwa den Befehl, sich nun wieder zur Herde zu begeben und früh am Abend zurückzukehren.

Vierter Auftritt. Johannas Abschied und begeisterter Antritt ihrer Sendung. Zur Reimform vgl. oben S. 124 f. Mit der ihr eigenen rührenden Empfindung für die Natur nimmt Johanna von allen ihren geliebten Plätzen Abschied*). Es ist bezeichnend, daß sie hier von sich in der dritten Person spricht, da ihr früheres Dasein ihr gleichsam als ein fremdes vorkommt; erst beim Uebergange auf das ihr bevorstehende, sie von hier treibende neue Leben geht sie zur ersten Person über. Ueberliefert ist, daß Johanna in Domremy auf Nimmerwiedersehen von einigen Abschied nahm. Wenn sie hier ihrer Lieder gedenkt, so wissen wir aus der Ueberlieferung, daß sie lieber sang als tanzte. Zuletzt wendet sie sich an die Weideplätze, wo sie so zufrieden in sich gewesen, und ihre dort weidende Heerde; denn als Hirtin faßt sie Schiller der Sage gemäß, während geschichtlich feststeht, daß sie sich in den letzten Jahren mehr den häuslichen Geschäften widmete. Der Gedanke, daß sie eine andere Heerde jetzt weiden müsse, liegt nahe; heißen ja die Könige selbst bei Homer „Hirten der Völker". Dagegen ist die Bezeichnung der Krieger als einer Heerde auf dem Schlachtfelde schwungvoll kühn. So kommt sie am Schlusse der zweiten Stanze auf ihre neue Sendung, die eine höhere Stimme, der zu ihr sprechende Geist, ihr aufgetragen. Wenn sie der beiden aus Hirten zu Heerführern gewordenen alttestamentlichen Helden gedenkt, so

*) Nur entfernt ähnlich ist Philoktets Abschied am Ende des nach ihm benannten Stückes von Sophokles.

lag dem Dichter hier wohl die Rede im Sinne, welche sie nach der Histoire du siege 152 f. an den König gehalten haben soll, um diesen zum Zuge nach Rheims zu bewegen. „Hoffnung und Glaube an die zweifelhaftesten und unerwartetsten Dinge", sagt sie hier, „hat die Staaten der Könige und Fürsten glücklich gemacht. Denn was bewaffnete die schwachen Arme Davids gegen die gewaltige Leibesstärke des Philisters als die Hoffnung, die er auf seinen Gott setzte? — Hat Gott nicht dem Moses den Weg durch das rothe Meer und die unfruchtbare Wüste bereitet?" Daß sie hier Gott selbst aus den Zweigen der Eiche zu ihr sprechen und ihr seine Sendung verkünden läßt, steht in Widerspruch mit ihrem eigenen Berichte I, 10. IV, 1. 3. Schiller hat sich diese Abweichung wohl mit Absicht gestattet, indem er später die Erscheinung wählte, die dort seinem dichterischen Zwecke am besten entsprach.*) In der Histoire admirable heißt es, Gott habe durch die Jungfrau Maria und die heilige Katharina und Agnes sich ihr offenbart; nach der Histoire du siege erschien ihr der Herr (notre Seigneur) mehrmal. Am nächsten kommt Schiller der Bericht von Alain Chartier, wonach eine Stimme aus einer überaus glänzenden Wolke also zu ihr gesprochen haben soll: „Johanna, du sollst einen andern Weg gehn und wunderbare Thaten verrichten; denn du bist die, welche der König des Himmels erwählt hat zur Errettung Frankreichs wie zum Schutz und Schirm des aus seinem Reiche vertriebenen Königs Karl.

---

*) Anderer Ansicht ist freilich Eysell S. 66 ff., der die im Stücke selbst erwähnten Erscheinungen der Mutter Gottes dem Befehle Gottes vorausgehn läßt und auf künstliche Weise darin eine Steigerung nachweisen will. Wie aber kommt es denn, daß Johanna später dieses Auftrags von Gott selbst keine Erwähnung mehr thut?

Männerkleider wirst du anziehen, Waffen nehmen und das Haupt des Königs sein!" Eine reine Jungfrau zu bleiben an Leib und Seele hatte Johanna mehrfach ihren Heiligen gelobt. Auffallend ist es, daß der Herr hier der Jungfrau verspricht, sie „mit kriegerischen Ehren (Siegesruhm) zu verklären", da sie vielmehr ihre Sendung als reine Gottesstreiterin, ohne Streben nach Ruhm und Ehre, vollbringen muß. Auch ist es nicht ohne Anstoß, wenn Schiller ihr verkündigen läßt, sie solle seine Oriflamme tragen. Die Oriflamme (aurea flammula), eigentlich die Kirchenfahne der Abtei Saint Denis, wurde seit Philipp I. von den französischen Königen im Kriege getragen. Johanna hat ihre eigene Fahne. Das Niederschlagen der stolzen Ueberwinder wird näher bestimmt durch die Umkehr seines Glückes, welche Frankreich die Rettung bringt; der Zielpunkt aber ist die Krönung des Königs im wiedergewonnenen Rheims.*) Daß jetzt die Zeit für sie gekommen ist, hat ihr der wunderbar ihr zugekommene Helm gezeigt, der sie mit göttlicher Kraft und Begeisterung erfüllt und sie lebhaft in den Krieg versetzt, dem sie sich entgegensehnt, und so eilt sie, ohne daß sie ein Wort für die Trennung von den Ihrigen haben könnte, Vaucouleurs zu, auf welches sie Bertrands Bericht hingewiesen. Die Begeisterung, welche die Jungfrau zuletzt lebhaft in den Krieg versetzt, tritt ergreifend am Schlusse hervor.

Wenn der Prolog die durch Schönheit, Geist, Stärke und Willenskraft ausgezeichnete, für das Vaterland, das edelste Reich der Christenheit, und ihre göttliche Sendung begeisterte Seherin

---

*) Deinen König krönen, in so fern die Krönung nur durch sie ermöglicht wird. Ganz so steht krönen I, 10. III, 9, mit der Krone schmücken IV, 2. Vgl. S. 140** zu Ende.

uns zeigt, entschlossen allen irdischen Neigungen zu entsagen, um als Streiterin Gottes für dessen Macht zu zeugen (eines himmlischen Lohns wird hier gar nicht gedacht), so hat Eysell seltsamer Weise aus den im Stücke selbst gegebenen Angaben über ihre Erscheinungen und aus der spätern Anklage der Reuigen gegen sich selbst (IV, 9), sie habe sich eitel überhoben, etwas durchaus Fremdes herausgesponnen, auf das keine Spur des Prologs deutet: sie habe in eitler Selbstüberhebung sich Stärke genug zugetraut, „jeder Versuchung der sinnlichen Liebe Stand zu halten“, welche Forderung ja der Herr selbst an sie gestellt hatte — und darin bestehe ihre — Schuld. Daraus folgt ihm denn: „Von diesem Hochmuth muß die Jungfrau durch strengen Dienst geläutert werden, wenn sie ohne Straucheln und Fallen ihrer großen Aufgabe genügen soll.“ Das wäre also der „christliche Gehalt“, dem Schillers schwungvolle Dichtung hier zum Opfer fallen muß. Eine ästhetisch eindringende Auffassung muß sich von einer solchen Vergewaltigung mit Bedauern abwenden.

Erster Aufzug.

Im ersten Theile des Aufzugs (Auftritt 1—7) tritt, in Folge der durch sein eigenes empfindsames Wesen erhöhten Bedrängniß des Königs, dessen entschiedener Wille hervor, über die Loire zurückzugehn, wobei sich uns ein Blick in die traurige Lage der Dinge eröffnet. Der zweite Theil führt die Jungfrau ein, deren wunderbares Auftreten ihr sofort allgemeines Vertrauen erwirbt. Der König überträgt ihr die Leitung des Heeres, womit sie in Orleans siegreich einzuziehen und die

Stadt zu entsetzen verspricht. Die durch einen Herold die Uebergabe der Stadt fordernden Engländer mahnt sie im Namen Gottes, wenn sie ihr eigenes Unheil verhüten wollen, Frankreich sogleich zu räumen.

Erster bis vierter Auftritt. In der dringenden Noth, welcher der junge König nicht gewachsen ist, fühlt dieser sich durch den Edelmuth seiner Geliebten gehoben.

Dunois*) zeigt sich ganz verzweifelt über das tändelnde Leben, dem sich der König in Chinon**) während der dringenden Noth des Landes überläßt.***) Nach der Geschichte hatte der Connetable dessen Berufung an den Hof durchgesetzt, wie auch in den Memoires secrets I, 35 angenommen wird; 1426 hatte er bei Montargis in der Orleanois seine erste Heldenthat verrichtet. Schon hat der Connetable, der Graf von Bretagne, im Unmuth seine Stelle niedergelegt (vgl. oben S. 67), auch er selbst will jetzt den König, seinen Jugend- und Altersgenossen, aufgeben. Daß er eben aus der Normandie gekommen, um

*) Im ersten Drucke ist das u aller französischen Namen der Aussprache nach ü geschrieben. Erst 1805 wurde dies geändert.

**) Daß er in Chinon Hof hält, wissen wir aus dem Vorspiel; es hätte aber hier noch einmal in der Rede von Dunois gelegentlich erwähnt werden können; daß es in der szenarischen Bemerkung steht, genügt nicht.

***) Auch hier folgte Schiller den Memoires secrets. Dort heißt es I, 36, der König habe sich durch das Unglück seines Reiches nicht hindern lassen, zuweilen Feste zu geben, um einen jungen Hof zu vergnügen, der dessen sehr bedurft habe. I, 143 wird nach Erwähnung der Belagerung von Orleans bemerkt, der König, dessen Fall doch so nahe geschienen, habe sich bloß der Liebe zu Agnes hingegeben, und ihr diese durch eitle Unterhaltungen (divertissements) zu bezeigen gesucht. — Gaukelspiele, die sogenannten jongleurs (ioculatores). Ueber sie und die Minnesänger (die Troubadours) hatte Schiller sich genauer unterrichtet. Vgl. S. 5. 16*.

Orleans, die Stadt seines Vaters, zu entsetzen, ist Schillers Dichtung. Gleich beim Anfang der Belagerung, am 25. Oktober, war er dieser mit dem Marschall Saint Sévère zu Hülfe gekommen.

Der König, statt des Connetables Verlust zu würdigen, freut sich, daß er diesen mürrischen Meisterer los geworden, wogegen Dunois, hatte er auch von seinem anmaßenden Wesen zu leiden, doch diesmal dessen für den König verhängnißvollen Entschluß billigt. Schiller läßt, um die Neigung des Königs zu tändelnden Liebesspielen auch in dieser drückenden Zeit anzudeuten, diesen an der Cour d'amour des Grafen René (Reignier) von Guise sich betheiligen, worüber er seine Nachrichten aus dem oben S. 16 angeführten Buche Eichhorns schöpfte.*) Mit der Person Renés verfuhr er aber ganz frei; denn dieser war damals so wenig ein „Greis“ (er zählte erst 20 Jahre) wie Titularkönig. Sein älterer Bruder Ludwig nahm nach dem Tode seines zu Avignon von Papst Clemens VII. zum Könige von Neapel gekrönten Vaters den Königstittel an und trat, nachdem ihn die Königin Johanna II. adoptirt hatte, die Regierung an. René ward erst 1430 Herzog von Bar, 1431 Herzog von Lothringen, aber noch in demselben Jahre von einem andern Bewerber um Lothringen gefangen genommen.

*) Im ersten Drucke fand sich folgende in die ursprüngliche Handschrift von Schiller selbst eingetragene, erst 1805 gestrichene Anmerkung: „René der Gute, Graf von Provence aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tod Anspruch auf dieses Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provençalische Poesie und die Cour d'Amour wieder herzustellen und setzte einen Prince d'Amour ein, als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geist machte er sich mit seiner Gemahlin zum Schäfer.“

Erst nach dem zu Ende des Jahres erfolgten Tode seines Bruders ward er Graf von der Provence und Herzog von Anjou, und von der Königin Johanna zum Erben ihrer Reiche eingesetzt. Als diese 1435 starb, befand er sich noch in Gefangenschaft, so daß er seine Gattin als Regentin einsetzen mußte. Sein eigener im November 1437 unternommener Zug in sein Königreich, dessen sich unterdessen Alfons von Aragonien bemächtigt hatte, endete unglücklich. Karls Befehl an Du Chatel*), die von René gesandten Troubadours nicht bloß wohl zu bewirthen, sondern auch mit goldenen Ketten zu beschenken, veranlaßt diesen zum Bekenntniß der äußersten Geldnoth; die weitere Ausführung derselben wird durch des Königs Dringen glücklich eingeleitet, der seine von Schiller ihm zugeschriebene begeisterte Verehrung der Dichter (zur Reimform vgl. oben S. 123) in schwungvoller Weise ausspricht.**) Die große Geldnoth Karls VII. ist geschichtlich begründet; der Schatz soll fast erschöpft gewesen sein.***) Dunois unterbricht die immer schlimmern Eröffnungen Du Chatels durch scharfe Bemerkungen über des Königs sorglose Unthätigkeit, die aber diesen so wenig treffen, daß er sich in

---

*) Daß Du Chatel damals nicht mehr am Hofe war, sondern La Tremouille den König leitete, ist oben S. 99 bemerkt.

**) Den „unsterblich grünen Zweig", wie Goethe im Tasso den Lorbeerkranz „den grünen Zweig" nennt, den Kranz als „unverwelklich" bezeichnet. Im Vorspiel zum Faust heißt es, der Dichter flechte „die unbedeutend grünen Blätter" zum Ehrenkranze jeder Art.

***) Die Memoires secrets berichten (I, 105): „Man hatte kein Geld und die wenigen Truppen, die Karl im Felde hatte, waren schlecht bezahlt und jeden Augenblick bereit abzuziehen." — Die Theaterbearbeitung hat nach Sire noch den ungemein prosaischen Vers:

Es ist kein Geld in deinem Schatze mehr.

einem schwärmerischen Preise von Renés Versuch ergeht, die alte Minnezeit wieder herzustellen, und sich darauf etwas zu Gute thut, daß dieser ihn zum Prince d'Amour erwählt habe. Mit treffendem Uebergange, indem er auch sich als der Liebe nicht fremd darstellt (sei er ja der natürliche Sohn des durch seine Liebesabenteuer bekannten Herzogs von Orleans), weist Dunois darauf hin, daß die alten Ritter nicht bloße Liebesschwärmer waren, sondern auch tapfere Helden; und als solcher müsse sich auch der König eben jetzt bewähren. Zunächst gelte es, wolle er sich der auch durch ihre ritterliche Liebe berühmten alten Helden, wie sie an der Tafel Karls des Großen saßen, würdig zeigen, tapfer zu kämpfen; denn die Pflicht des Ritters sei vor allen der Schutz der Frauen. Zuerst habe er seine ritterliche Kraft in der Wiedergewinnung des an den Fremden verlorenen Landes und der ihm entrissenen Krone zu bewähren, dann erst dürfe er sich der Liebe zuwenden.

Wie hoch die Noth gestiegen, ergibt sich immer deutlicher. Drei Rathsherrn von Orleans bitten dringend um Hülfe. Ueber die von Orleans an den König gesandten Bürger vgl. oben S. 79. Die Rathsherrn nahm Schiller von deutschen Städten her. Orleans sei so bedrängt, melden sie, daß es den Engländern die Ue ergabe versprochen habe, werde es in zwölf Tagen nicht entsetzt. Die wirkliche Sendung von Orleans an den Herzog von Burgund hat Schiller im Prolog auf Vaucouleurs übertragen, dagegen läßt er Orleans einen Vertrag auf Uebergabe schließen, ganz ähnlich demjenigen, den Graf Suffolk am 13. Juni den Jargeau unter der Führung der Jungfrau belagernden Franzosen anbot, wo ein Waffenstillstand auf vierzehn Tage

geschlossen werden sollte.*) Gouverneur der Stadt war De Gaucourt, nicht der von Schiller, wohl mit Rücksicht auf die Bedeutung des Namens, erfundene Rochepierre. Auch der Tod des heldenhaften Saintrailles in Orleans (er überlebte viele Jahre die Befreiung der Stadt) ist bloße Erfindung Schillers, um die Noth von Orleans und dem König zu steigern.**) Dazu kommt die Drohung der schottischen Hülfstruppen, sie würden noch heute, wenn man den Sold nicht zahle, den Dienst verlassen. Der hier als Führer jener Hülfstruppen genannte Graf Douglas, dem Karl das Herzogthum Touraine geschenkt hatte, war schon vor mehrern Jahren bei Verneuil gefallen. Auch der Befehlshaber der Reste der schottischen Hülfstruppen in Orleans Johann Stewart war bei Rouvrai geblieben. Eben verhandelte man wegen einer Sendung von 6000 Schotten, die aber zur Zeit der Noth von Orleans weder zur Hand noch sicher waren, was die Memoires secrets II, 5 hervorheben.***) Du Chatel muß leider die Unmöglichkeit erklären, den Sold zu zahlen. Die Verzweiflung, welche die fußfällige Bitte der Rathsherrn noch bitterer macht, spricht der König bezeichnend

---

*) Boxberger durfte hier nicht die Erzählung Rapins von der Belagerung Ivrys im Jahre 1424 anführen, der Kommandant Giraut habe die Uebergabe der Stadt versprochen, wenn bis zum 15. August kein Heer derselben zu Hülfe käme. — Die beiden Verse Denn rastlos — wieder fielen in der Theaterbearbeitung nicht zum Vortheil der Stelle aus.

**) Die Theaterbearbeitung ließ die achtehalb Verse Saintrailles — ein Heer fallen.

***) Ganz irrig verweist Boxberger auf die Stelle Rapins, wo er der 1423 unter Karls Schwiegervater Archibald Graf von Douglas angekommenen 5000 Schotten gedenkt. — Erst 1805 schrieb Schiller die Stadt zu retten für das den Vers zum Sechsfüßler machenden ein Treffen anzubieten.

aus*), aber kaum sieht er seine Agnes, so scheint alle Noth vergessen; so wenig ergreift die Bedrängniß seines Reiches das Herz des leichtlebenden Königs. Diese, welche von dem völligen Geldmangel und der Drohung der Hülfstruppen vernommen, erscheint als Retterin in der Noth. Sie bringt ihr Juwelenkästchen, das Du Chatel verkaufen soll, bietet all ihr Silberwerk, alle ihre Schlösser und Güter an. In den Memoires secrets II, 51 fand Schiller berichtet, daß die Königin, um den Zug der Jungfrau zu ermöglichen, ihre Kleider und das Silberwerk ihrer Kapelle verkaufte, und das daraus gelöste Geld hergab. Andere schrieben dies, wie Schiller, der Geliebten zu, die aber nachweislich nicht vor dem Ende des Jahres 1431 an den Hof kam.**) Statt durch diese Großmuth beschämt zu sein, rühmt sich der König derselben besonders gegen Dunois, der ihm die Tändelei der Liebe ernst vorgeworfen hatte. Dessen Verzweiflung an der Rettung des Königs, für welchen die Geliebte

*) Hier schwebt ein Wort des Pompejus vor (Plut. Caes. 33), der Senat brauche sich nicht um die Vorbereitung des Krieges zu bemühen; trete er nur irgendwo mit dem Fuße auf die Erde, so würde er Italien mit Heeren anfüllen. — Bei der Aufforderung, ihn in Stücke zu reißen, ist die Stelle Shakespeares Timon III, 4 eigenthümlich verwandt. Dort sagt Timon: „Schlagt mich damit (mit den Rechnungen) zu Boden! spaltet mich bis an den Gürtel! — Münzt mir mein Herz zu Gold — zieht mirs am Blut ab!"

**) Daß ihr Blut so edel sei, wie das der Valois, ist eben so wenig begründet als ihr Reichthum. Sie war die Tochter adeliger Eltern im Dorfe Fromentan in der Touraine. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou kam sie an den Hof Karls VII., der, von leidenschaftlichster Liebe zu ihr hingerissen, sie zur Ehrendame der Königin ernannte. Die Herrschaften und Schlösser, welche sie später besaß, waren Geschenke des Königs. Unrichtig sind die Angaben von Monstrelet III, 25, deren Schiller sich gar nicht bediente, da er das Bild der Geliebten in allerfreiester Weise ausbildete.

sich vergebens zu Grunde richte, benutzt diese*), Karl zu dem tapfern Entschlusse zu bewegen, alles zur Errettung der Krone zu wagen; sie selbst erklärt sich bereit, die Mühen und Gefahren des Krieges mit ihm zu theilen. Der König, statt durch ihre begeisterte Aufforderung zu tapferm Widerstande hingerissen zu werden, erinnert sich nur an die alte Weissagung einer Nonne, ein Weib werde ihn zum Sieger machen, wobei er bisher immer an seine Mutter gedacht habe; jetzt sehe er, wie sehr er sich geirrt, da es die Geliebte sei, welche ihn zu seiner Krönung führen werde. Auf den Zuschauer muß diese Weissagung besonders wirken, da er nicht zweifeln kann, daß sie auf Johanna gehe, was nicht der Fall wäre, wenn der Prolog fehlte. Vergebens erinnert ihn Agnes, die eine solche Deutung ablehnen muß, mehr auf die Kraft seiner Freunde sich zu verlassen als auf sie selbst**),

*) Unter allem, was sie ihm froh geopfert, versteht sie wohl ihren Ruf allein, da man ihr Schuld gab, sie habe sich willig dem König überlassen.

**) Bei der Untersuchung über die Zulassung Johannas äußerte nach Barlins Bericht Erault, Professor der Theologie, er habe von einer Maria von Avignon gehört, welche zum Könige gekommen, dem sie die ihr gewordenen Visionen mitgetheilt und auch verkündet habe, nach ihr werde eine Jungfrau kommen, welche die ihr selbst erschienenen Waffen tragen und Frankreich vom Feinde erretten werde. Vgl. Eysell, Johanna d'Arc S. 37. Boxberger führt aus Rapin an, daß der König, als er die erste Kunde erhielt, Johanna wolle zu ihm kommen, bemerkt habe, daß eine Nonne Maria von Avignon ihm einmal vorausgesagt, der Himmel werde eine Person ihres Geschlechts zu Gunsten Frankreichs bewaffnen; vielleicht sei das Mädchen, das zu kommen im Begriffe stehe, diejenige, die der Himmel ausgewählt. Da habe es nichts weiter bedurft, den ganzen Hof von der wunderbaren Sendung Johannas zu überzeugen. Woraus Schiller die Sage genommen, wage ich nicht zu entscheiden; Rapin, der doch aus andern schöpfte, braucht es nicht nothwendig gewesen zu sein. Statt Avignon setzte Schiller wohl mit Absicht den Ort, auf welchem der erste Kreuzzug unter ungeheurer Begeisterung, nicht ohne den Einfluß von Wundererscheinungen, beschlossen wurde.

indem sie an Dunois und auch wohl an den Connetable denkt: er hofft eben, den Herzog von Burgund wieder zu gewinnen*), an den er La Hire nach Paris abgesandt hat, da er vernommen, dieser stehe mit den Engländern auf gespanntem Fuße.**) Dieser Versuch stimmt kaum zu dem sonstigen Verhalten des Königs; der Dichter benutzt ihn aber, um durch das Fehlschlagen desselben die Verzweiflung des Königs noch zu steigern. La Hires Zurückkunft wird von Du Chatel eben durch das Fenster bemerkt.

Fünfter Auftritt. La Hires Bericht schlägt den Muth des Königs nieder, von dem Glauben an die Weissagung, die er so spielend gedeutet hatte, ist weiter keine Rede. Verzweifelnd räth er der Stadt Orleans, sich an den Herzog von Burgund zu wenden. Vergebens sprechen Dunois und Agnes ihm zu; er glaubt, das Schicksal wolle den Untergang seines Geschlechts, und so bleibt er dabei, er müsse Orleans aufgeben nnd über die Loire zurückgehn. Dunois aber eilt weg, um persönlich Orleans Hülfe zu bringen.

Was La Hire ihm von der Aufnahme beim Herzog von Burgund, von dem neuen Parlamentsbeschlusse, von dem schmählichen Betragen seiner Mutter bei der nach der Krönung zu Saint-Denis

---

*) In dem Verse:

Du wirsts durch deiner Freunde tapfres Schwert,

hatte sich Feinde von der ursprünglichen Abschrift an durch alle Drucke und die Theaterbearbeitung erhalten, bis Körner den offenbaren Fehler beseitigte.

**) Die „englischen Lords" sind der Regent, der Herzog von Bedford, und dessen Bruder, der Herzog von Glocester, die Schiller sich beide in Paris anwesend denkt. — Den La Hire, wie Schiller auch sonst den Artikel vor den Namen setzt. — Den erzürnten Pair. Schon unter Hugo Capet gehörte der Herzog von Burgund zu den sechs weltlichen Pairs. Das neue Herzogthum Burgund wurde 1361 gegründet.

dem jungen Heinrich VI. im Palais geleisteten Huldigung berichtet, ist Schillers Erfindung. Geschichtlich steht fest, daß Du Chatel entlassen wurde, ehe der Connetable sich mit dem Könige versöhnte, und daß, als die Königin Isabeau den erst am 2. Dezember 1431 in Paris einziehenden König Heinrich VI. (daß sie dessen Großmutter war, läßt Schiller ganz bei Seite) vom Fenster ihres Palastes aus sah, das königliche Kind seinen Hut abnahm und sie herzlich grüßte. Auffallend scheint, daß Karl wie wir hören, den Herzog dadurch für sich gewinnen wollte, daß er ihn zu einem Zweikampf auf derselben Brücke herausforderte, auf welcher sein Vater durch Du Chatel*) getödtet worden, und könnte man dies als eine Art Reinigung von dem Verdachte seiner Mitwissenschaft betrachten, so widerspricht diesem geradezu die Angabe, er wolle wegen seines „Reiches“ mit ihm kämpfen, was selbst nicht ohne Anstoß ist, da es sich nur um die Anerkennung des Königs als Oberherrn handelt. Des Herzogs Antwort auf die Weigerung der Auslieferung ist leidenschaftlich scharf bis zum Widersinne, die auf den angebotenen Zweikampf**) übermüthig verächtlich. Wenn Dunois bei Erwähnung des Parlementsbeschlusses auf den frechen Stolz des Bürgers schmäht, so hatten im Parlement jetzt die bürgerlichen Räthe, die beim Eintritt Ritter wurden, das Uebergewicht,

---

*) Schiller braucht die erste Silbe von Chatel lang, mit Ausnahme von I, 2, 14, wenn man nicht da, wo auf den vierten Fuß noch Du Chatel folgt, den Namen anapästisch lesen will. — Eine Schmachbedingung nennt Karl die verlangte Auslieferung, weil er weiß, daß er diesem seinem treuesten Freunde, von dessen Unschuld er überzeugt ist, dadurch den grausamsten Tod bereiten würde.

**) Statt anbefahl hat die Theaterbearbeitung anbefohlen. — Zur Brücke zu Montereau vgl. S. 64.

was dem adeligen Helden ein Greuel ist.*) Der Haß Isabeaus gegen ihren eigenen Sohn ist in greller Weise ausgeführt, so daß alle von Abscheu ergriffen werden und der König, um das Uebermaß des Schmerzes zu verbergen, sich verhüllt. Wenn Dunois Isabeau eine Wölfin nennt, so deutet dies nur auf ihren blutigen Haß.

Jetzt ist es diesem unzweifelhaft, daß des Himmels Hand wider ihn ist, und alle Versuche, Orleans zu retten, nur zu vergeblichem Blutvergießen führen werden, und so entbindet er die Stadt Orleans ihres Eides, gestattet ihr, sich dem Herzog von Burgund**) zu übergeben. Er hört nicht auf den Rathsherrn Berufung auf die altbewährte Treue der unglücklichen Stadt, nicht auf den Unwillen von Dunois; er bleibt fest entschlossen, vor den Engländern über die Loire zurückzuweichen. Wenn ihn Agnes darauf hinweist, er müsse dem Schicksal Widerstand leisten***), so geht er darauf gar nicht ein, sondern in seinem tiefen Schmerz sucht er den Grund des über seinem Geschlechte waltenden Verhängnisses in dem Laster-

---

*) Das biblische deinen Samen hat Schiller 1805 in dein Geschlecht umgeändert. — Die Theaterbearbeitung läßt die auf das Parlament bezüglichen sechs Verse weg. — Nach des Königs Ausruf „Unwürdger Vetter!" folgten ursprünglich noch die schönen Verse:

So tief vor einem Fremdling kannst du sinken,
Dich über deinen König zu erheben! —

Die Theaterbearbeitung läßt sonderbar nach des Königs Nun? alles Weitere weg, so daß unmittelbar darauf die szenarische Bemerkung folgt: „Er verhüllt sich ꝛc."

**) Er bezieht sich hier auf dessen Beinamen der Gute (vgl. auch II, 2), den dieser erst später von seiner im Frieden segensreichen Regierung erhielt.

***) Die Berufung auf Karls Tapferkeit und Heldenmuth (dies Wort — gebrochen) strich die Theaterbearbeitung, die vorher kehren statt wenden hat.

leben seiner Mutter. Freilich überließ diese sich allen Lüsten, aber sie wurde durch das die Schranken des Anstandes und ehelicher Treue frech überspringende Treiben ihres Gatten dazu verleitet. Daß der König an seiner wirklichen Abkunft von Karl VI. Zweifel hegte, fand Schiller bei De l'Averdy. Die Geschichte weiß nur von zwei ältern Brüdern Karls VII., die vor diesem starben. Der freilich durch lichte Zeiten unterbrochene Wahnsinn Karls VII. dauerte nicht zwanzig, sondern dreißig Jahre.*) Vergebens stellt Agnes dem Könige vor, das Schicksal habe ihn deshalb allein von allen seinen Brüdern erhalten, um durch seine zarte Seele die Parteien zu versöhnen und ein neues Reich des Friedens heraufzuführen; er fühlt sich zu schwach, in dieser wildgährenden Zeit die Leidenschaft eines Volkes zu bezähmen, das ihn hasse.**) Jene tröstet ihn damit, daß die den Franzosen angeborene Liebe zu ihrem heimischen Könige sich wieder heben und der Haß gegen die Engländer von neuem in Folge ihres Uebermuths sich entflammen werde; deshalb dürfe er durchaus nicht verzweifelnd über die Loire zurückgehn.***) Allein der schwache König meint alles versucht zu haben, da er sich ja dem Gegner selbst habe stellen wollen (der eigentliche Gegner ist aber nicht der burgundische Herzog, sondern England), und sein Herz schaudert vor dem Gedanken, da doch das Schicksal einmal gegen

---

*) Die geschichtliche Wahrheit könnte man leicht im Texte herstellen, aber Karl VII. sollte gerade nicht während des Wahnsinns seines Vaters gezeugt sein.

**) Die Theaterbearbeitung strich die leicht entbehrlichen beiden Verse Nicht mir — verschließen.

***) Das Wasser der Loire ist „stygisch", wenn er es überschreitet, da über den Styx niemand zurückkehrt. — Den leidenschaftlichen Schluß der Rede der Sorel von „Laß alle Führer lieber" an strich die Theaterbearbeitung.

ihn sei, durch vergeblichen Widerstand sein eigenes Land allen Greueln des Krieges auszusetzen. Der Vergleich mit der vorgeblichen Mutter beim Urtheilsspruche Salomons, welche das Kind umbarmherzig tödten lassen wollte, um dessen Hälfte zu erhalten, paßt um so weniger, als der König ja wirklich die Hälfte seines Reiches aufgeben will, jenes Weib nur das Kind zertheilen lassen wollte, das ihr nicht gehörte.*) Auch sieht man nicht, wie der König sagen kann, er wolle, um das Reich vor solchen Schrecknissen zu bewahren, ihm entsagen, da er einen Theil desselben noch behält**) und die Schrecken des Krieges von diesem nicht abhalten wird; denn eine Andeutung, daß die Engländer auf das Land südlich von der Loire verzichten wollen, ist nicht gegeben, ja an sich unwahrscheinlich. Dunois versucht nun noch das Letzte, indem er Karl an seine Pflicht gegen das Land erinnert, das er als König gegen den fremden Eindringling schützen müsse***), und er setzt seinem Mitleid mit dem Volke dessen Bereitwilligkeit entgegen, für seinen König und seine eigene Ehre Gut und Blut zu opfern. Aber Karl, der, statt ihm, was er nicht vermag, zu antworten, sich an die Rathsherrn wendet, bleibt auf seinem Entschlusse, weshalb denn Dunois ihn mit Verachtung seines Kleinmuths und seiner Feig-

*) Eigentlich müßte es heißen: „Soll ich jener unnatürlichen Mutter gleichen, die ihr Kind (?) mit dem Schwert theilen lassen wollte?"

**) Auch Dunois spricht von dem „Aufgeben der Krone", obgleich Karl den Süden für sich bewahren will.

***) Auffallend ist der Gegensatz der Götter und der Götzen, da nach der christlichen Vorstellung, worauf das erstere gehn muß, es doch nur einen Gott gibt. Aber diesen dichterischen Gebrauch der Mehrheit gestattet sich sogar Johanna selbst, wenn sie V, 5 bemerkt: „Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen." Karl braucht ähnlich I, 9 den Ausdruck ein Götterarm.

heit aufgibt*), den von ihm abgewiesenen Rathsherrn aber sich zum Schutze der Stadt seines Vaters anbietet.**) Agnes versucht vergebens, mit den herzlichsten Worten den Streit zwischen Dunois und dem König zu vermitteln und den letztern zu bestimmen, den treuen Helden durch Aenderung seines Beschlusses zurückzuhalten: sein Muth ist völlig gebrochen, da er sich vom Schicksal aufgegeben glaubt, und, ohne Dunois, dessen freie Rede ihn bitter getroffen hat, eines weitern Wortes zu würdigen, befiehlt er Du Chatel, alles zur Fahrt über die Loire zu bereiten. Der durch des Königs Schweigen noch erbittertere Dunois nimmt bloß von Agnes Abschied, die in der vollsten Verzweiflung ihres Herzens La Hire absendet, um zu versuchen, den Enteilenden noch zurückzuhalten.

Sechster und siebenter Auftritt. Auch Du Chatels Versuch, den König zu einem Vergleiche mit dem Herzog von Burgund zu bestimmen, schlägt fehl; Agnes steht verzweifelnd von jedem weitern Versuche auf des Königs Herz ab.

Karl spricht zunächst seinen Unmuth über das harte Wort von Dunois aus; es thut ihm wohl, von ihm und dem Connetable befreit zu sein, trotz des Verlustes, den seine Sache dadurch erleidet. Der eigenwillige König erkennt nicht die Stimme der Wahrheit, sondern nur eigensüchtige Herrschsucht in dem Rathe derselben. Der wiederholte Befehl an Du Chatel, der

---

*) „Du bist unkriegerisch gezeugt", nach homerischem Gebrauch. Vgl. Ilias XIII, 777, auch IV, 500.

**) Daß er unter ihren Trümmern sich begraben (man erwartet begraben lassen) wolle, bildet den schärfsten Gegensatz zu dem unkriegerischen Kleinmuth des Königs. Geschichtlich hatte der Bastard sich mit La Hire, Saintrailles u. a. im vorigen Jahre in die Stadt geworfen. Vgl. oben S. 68.

noch immer geblieben ist, läßt dessen Liebe nun das Aeußerste wagen: er räth dem Könige, ihn an den Herzog von Burgund auszuliefern, um diesen für sich zu gewinnen, da er sonst unrettbar verloren sei. Aber Karls zartes, für Liebe und Freundschaft geschaffenes Herz muß eine solche Aufopferung des Freundes für die größte Schmach halten (vgl. S. 153*), und so besteht er mit dem ihm zur Natur gewordenen Eigensinn auf seinem Willen.*) Nach dessen Entfernung sucht der König auch die treue, heftig weinende Sorel zu beruhigen; diese aber klagt verzweiflungsvoll, daß mit diesem Schritt des Königs ihr schönstes Glück auf immer verloren sei; hat sie ja in ihm nicht den edlen König geliebt, sondern das höchste Ideal ihres Herzens. Die allseitige Noth ist hier auf den höchsten Gipfel gestiegen, nur der König schwebt noch in heitern Träumen.

Achter und neunter Auftritt. La Hire meldet die wunderbare Märe von einem Siege, die darauf durch den Erzbischof von Rheims, der auch in Folge der unerwarteten Hülfe die Versöhnung mit Dunois bewirkt hat, und einen lothringischen Ritter bestätigt wird. Die allgemeine Erwartung ist auf die eben ankommende Jungfrau gerichtet.

Der in freudiger Aufregung zurückkehrende La Hire bringt statt des ersehnten wieder versöhnten Dunois die Kunde von einem Siege, an welchen der König gar nicht glauben will; aber dieser verweist auf den eben nahenden Erzbischof, der auch

*) Unter dem Heergeräth, das er er einschiffen soll (im fünften Auftritt war nur vom Geräth die Rede), ist alles zu verstehn, was zu seiner ritterlichen Ausrüstung gehört. — Du Chatels Antwort ist etwas sonderbar, auch daß er erst vom Boden sich erhebt auf den ausgesprochenen Befehl, alles einzuschiffen.

Dunois zurückbringe, worüber die Sorel sich ganz besonders erfreut zeigt.*) Nachdem der Erzbischof die beiden fürstlichen Verwandten versöhnt hat, läßt er auf des Königs dringende Frage durch einen lothringischen Ritter über den wunderbaren Sieg unter der Führung einer Jungfrau berichten.**) Der Dichter weicht hier völlig von der Geschichte ab und ersinnt ganz frei einen wunderbaren Sieg.***) Er läßt die Jungfrau den Baudricourt mit seinen sechszehn Fähnlein (Compagnien) nicht mehr bei Vaucouleurs treffen, wohin sie zunächst geeilt ist. Das ist freilich auffallend, da der Himmel ihr dies offenbart haben mußte. Sie muß ihm einen weiten Weg in südwestlicher Richtung auf Chinon hin folgen, bis sie ihn endlich hinter Vermanton trifft. Vermanton ist ein an der Eure in der alten Grafschaft L'Auxerrois gelegenes Städtchen, nahe bei dem durch seine Tropfsteinhöhlen bekannten Bois d'Arcy.†) Bei Vermanton sind sie eben über den Fluß gegangen und die über dem Yonnethal sich erhebenden Höhen heraufgestiegen, als sie beide Heere unten stehn sehen. Auffallend ist es, wie der Dichter den lothringischen Ritter ohne weiteres der „beiden Heere" gedenken

---

*) Ursprünglich stand nach glauben noch der Vers La Hires:

Du hast gesiegt, und wie du siegtest, wie! —

Die Theaterbearbeitung strich die letzte Rede der Sorel und ließ den Erzbischof und Dunois schon vor den Worten „Da kommt der Erzbischof" erscheinen. Auch hatte sie die Mehrheit deine Arme, wenn dies nicht etwa Versehen des Abschreibers ist.

**) Raoul ist eigentlich Vorname.

***) Vorberger verweist auf eine ähnliche wunderbare Schlacht in den Memoiren der Anna Comnena im ersten 1790 erschienenen Bande der von Schiller herausgegebenen allgemeinen Sammlung historischer Memoires.

†) Wie Schiller auf Vermanton gekommen, weiß ich nicht.

läßt. Sollen hier darunter das englische und das burgundische Heer verstanden sein, oder muthet der Dichter uns zu, uns der „zwei Heere" zu erinnern, die nach dem Berichte Bertrands (Prolog 3) Baudricour auf den Fersen folgen, von denen man doch zu Chinon nichts weiß? Hier tritt nun Johanna aus der Tiefe eines Gehölzes zu den an der Rettung verzweifelnden Soldaten. Die Situation ist höchst wirksam erfunden und geschildert. Unter ihrer Führung werden die unten in großer Anzahl stehenden Feinde vernichtet, von denen, wie bei Patay, 2000 auf dem Schlachtfelde fallen, die übrigen im Flusse getödtet werden oder ertrinken, während kein einziger Lothringer verloren geht*). Die Jungfrau wird dann weiter von Raoul als von Gott gesendete Prophetin bezeichnet, wie sie sich selbst nenne**), und der allgemeine Glaube des Volkes an sie nicht bloß durch Raouls Wort, sondern dramatisch durch den Tumult des Volkes, das Glockengeläute, das Aneinanderschlagen der Waffen der von ihr begeisterten Ritter und Soldaten, endlich

*) In dem ausgezeichneten Berichte Raouls tritt die Gestalt der von Gottvertrauen und Kriegsmuth erfüllten Jungfrau in großer Anschaulichkeit hervor. Haben die Zuschauer sie auch bereits selbst gesehen, so mußte doch ihre Wirkung auf die Soldaten durch die lebhafte Schilderung ihres Auftretens möglichst begründet werden. — Die „dunkeln" Ringel ihrer Haare setzte Schiller 1805 statt der frühern „goldnen", um sich selbst in der Schilderung der Jungfrau gleich zu bleiben. — Bei Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen! schwebte wohl die Stelle des Curtius von der Schlacht bei Arbela (IV, 15) vor: Jamque non pugna, sed caedes erat, kaum das, was Livius von der Besiegung des Hasdrubal (XXVIII, 16) sagt: „Inde non iam pugna, sed trucidatio velut pecorum fieri". Livius hat auch sonst mehrfach caedes als Gegensatz von pugna oder proelium.

**) Schon im Prolog versprach sie noch in diesem Monate Orleans zu befreien. Vgl. S. 137.

durch die nähern Stimmen der Ritter veranschaulicht. Der König ist in seiner schrecklichen Noth sehr geneigt, der wundervollen Sendung der allgemein als Retterin begrüßten Jungfrau zu trauen; seine Frage an den Erzbischof deutet nur einen schwachen Zweifel an dem vernommenen Wunder an, doch zur Antwort läßt er diesem nicht Zeit, da er sofort, als die Stimmen der die Jungfrau begleitenden Ritter in der Nähe erschallen, auf deren Ankunft sich vorbereitet. Er will sie gleich auf die Probe stellen, wie sehr dies auch nach dem, was sie schon geleistet, unnöthig erscheint. Ganz anders ist dies in der Ueberlieferung (vgl. S. 71 f.) und bei Shakespeare, wo sie noch nichts gethan hat. Der König läßt Dunois den königlichen Sitz einnehmen, wie er bei Shakespeare Reignier (René), den Herzog von Anjou, auffordert, sie als König anzureden.

Zehnter und elfter Auftritt. Johanna bewährt sich so wunderbar als gottgesandt, daß alle an sie glauben, der König und die Feldherrn sich getrost ihrer Führung überlassen. Durch den englischen Herold, der die Uebergabe von Orleans zu fordern gekommen, läßt sie den Feinden schmählichen Untergang drohen, wenn sie nicht alles Land in Frankreich aufgeben; sie selbst tritt dann sofort den Rettungszug nach Orleans an.

Nachdem sie den unschuldigen Betrug von Dunois gleich erkannt hat*), benutzt sie des Königs verwunderte Frage, woher sie diese Kenntniß habe, um durch die Mittheilung seiner nur ihm bekannten drei Gebete ihm jeden Zweifel an ihrer Sendung

*) Die Anrede von Dunois entspricht fast ganz der Reigniers bei Shakespeare, auch der Anfang ihrer Erwiederung.

zu benehmen. Ueber das Geschichtliche vgl. oben S. 74 f. Auch daß Johanna den König immer Dauphin anredet, ist geschichtlich begründet. Vgl. S. 80. 83. Schon daß sie in rascher Anknüpfung an seine Frage ihm sagen kann, er habe in vergangener Nacht brünstig zu Gott gebetet, muß ihn in Erstaunen setzen, noch mehr, daß sie ihm den Inhalt seines Gebetes anzugeben sich bereit erklärt. Dadurch, daß der Dichter sie dem König nicht geheim, sondern vor allen seine Gebete mittheilen läßt*), wird die dramatische Wirkung erhöht; es fällt zugleich die Nothwendigkeit weg, den übrigen erst die wunderbare Enthüllung zu berichten. Die vortrefflich benutzten überlieferten Gebete vgl. oben S. 75. Schiller hat zwei Bitten in eine verbunden, eine ganz neue hinzugefügt; die dritte auf den ihn quälenden Zweifel bezügliche, wird geschickt umgangen, was der Würde dieses ersten Auftretens der Jungfrau entspricht.**) Wird der König bei der Entdeckung des ersten Gebets mit Schrecken erfüllt, da ihn eine solche Erschauung seines geheimsten Thuns vor der in ihr wirkenden Allmacht Gottes schaudern läßt, so erregt die Enthüllung der zweiten Bitte seine innigste Wehmuth, da er jetzt erkennt, daß ein Werkzeug der unendlichen Güte Gottes vor ihm stehe, der sich seiner so offenbar annehme, und so erläßt er ihr die Nennung des dritten Gebetes. Daß darauf gerade

*) Nach den Worten: „Ich sah dich, wo dich niemand sah als Gott" hieß es bis 1805 einfach „wieder Pause"; erst damals ließ er statt dessen die Jungfrau sich dem König nähern und geheimnißvoll zu ihm sprechen.

**) Nach von deiner Väter Zeiten her stand ursprünglich noch der Vers: Wenn deines Volkes eigene Missethat. — Statt sein hoher Schluß und Wille hat die Theaterbearbeitung sein Schluß und hoher Wille. — Die Schale des Zorns ausgießen ist biblischer Ausdruck (Offenb. 16, 1).

der Erzbischof hervortritt, um gleichfalls seinen entschiedenen Glauben an die Jungfrau an Tag zu geben, ist durchaus sachgemäß, da es keine stärkere Bestätigung ihres Berufes gab als die Anerkennung des höchsten Kirchenfürsten; weniger möchte man mit dessen Frage nach der Heimat und den Eltern des „heilig wunderbaren Mädchens" einverstanden sein, wobei dem Dichter homerische Erinnerungen vorschwebten. Odysseus preist die Eltern der Nausikaa glücklich (Odyssee VI, 154); ähnlich sagt Priamos: „Du stammst von glücklichen Eltern" (Ilias XXIV, 377), und die Fragen nach Heimat und Eltern sind bei Homer stehend. Der Dichter erhält dadurch Gelegenheit, Johanna vor dem Könige erzählen zu lassen, wie sie früher vom Unglück ihres Vaterlandes tief ergriffen worden*), wie sie nach der Einnahme von Paris**) sich an die Mutter Gottes mit der Bitte gewandt, dasselbe zu erretten, wie sie besonders gern unter einer heiligen Eiche***) geweilt und geschlafen, in deren

) Daß sie die Lage ihres Heimathsdorfes nicht nach der politischen Eintheilung, sondern nach der geistlichen angibt, ist ein glücklicher Zug. Vgl. oben S. 69. Schiller schrieb Dom Remi oder Domremi.

**) Diese wird hier früher angenommen als im Prolog. Vgl. S. 129.

***) Das ursprüngliche Wundereiche änderte Schiller 1805 des Verses wegen in das einfache Eiche. — Nach Johannas Bericht wäre die Eiche selbst wunderthätig gewesen, was nach ihrer Andeutung durch die Mutter Gottes bewirkt wurde, deren Gnadenbild in der Nähe stand. Der Dichter nimmt dies hier zur größern Wirksamkeit seiner Darstellung an. Im Prolog ist von Wallfahrten nach diesem Orte gar nicht die Rede; hätte der Dichter sie dort angenommen, so mußte Raimond ihrer bei der Erwähnung des Gnadenbildes gedenken. Auch wird daselbst nicht hervorgehoben, daß die Eiche als wunderthätiger Baum guten Christen gegolten. Der Dichter überträgt die Wallfahrten nach der kleinen Kirche unserer lieben Frau auf das Muttergottesbild bei der Eiche. Daß Johanna unter dem Baume geschlafen habe, ist seine Erfindung. Vgl. S. 130.

Nähe ein von Wallfahrern vielbesuchtes Muttergottesbild gestanden, wie, als sie eine Nacht dort in frommem Gebete geweilt, ihr die Muttergottes selbst als Hirtin mit Schwert und Fahne erschienen und ihr drei Nächte hintereinander im Namen des Herrn geboten habe, die Feinde des Königs zu vernichten und diesen selbst zur Krönung nach Rheims zu führen*); in der letzten wiederholte sie zürnend als Himmelskönigin ihren Befehl und forderte Gehorsam, wobei sie auf den himmlischen Lohn hinwies.**) Dieser Bericht (über die überlieferten Züge vgl.

*) Das dreimalige Erscheinen im Traume lag so nahe, daß kaum anzunehmen, die hier von Boxberger herangezogenen bekannten Träume des Xerxes, wodurch dieser nach Herodot (VII, 12—19) zum Kriege gegen Griechenland bestimmt worden, schwebten dem Dichter vor, besonders da dort der zweite Traum drohend, der dritte, als der König schon zum Zuge sich entschlossen, glückverheißend ist.

**) Vertilgen ist hier nur ein starker Ausdruck für die Niederlage des Feindes, der des Königs (deines Herren) Sohn von der Krönung zurückhält. — Krön' ihn, wie auch im Prolog. Vgl. S. 143*. — Nach der ersten mit königlichen Krone endenden Anrede der heiligen Jungfrau folgten ursprünglich noch folgende, nicht zum Vortheil der Darstellung später ausgeschiedene Verse:

> Ich aber sprach: „Welch Wort hast du geredet!
> Wie kann ich Frankreichs gute Hirtin sein
> Und meine Schafe lassen in der Wüste?"
> Sie aber sagte: „Geh! Ich selber weide sie."
> Und wieder trat die Heilige zu mir
> Und rief: „Steh auf, Johanna. Laß die Heerde.
> Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!"

Hier wurde also das dreimalige Erscheinen ausgeführt, wobei jedesmal derselbe Aufruf: „Steh auf — Geschäft". Zweimal erwiedert die Jungfrau, während nach der dritten Erscheinung sie jeden Widerspruch fahren läßt. — Bei den Worten „Wie kann ich solche That — Magd" schwebte die Erwiederung der Jungfrau Maria bei Lucas 1, 34. 38 vor: „Wie soll das zugehn? Siehe, ich bin des Herrn Magd". — Maria macht die Wirksamkeit Johannas, wenn auch nicht ausdrücklich, doch der Sache nach davon abhängig, daß sie der irdischen Liebe ent-

oben S. 142.) stimmt einestheils nicht mit der Erzählung am Ende des Prologs*), wiederholt anderntheils, für den Zuschauer unnöthig, das dort Erzählte; der Dichter aber glaubte dieser Bekundung ihrer Sendung am Königshofe nicht entbehren zu können, um dort nach dem Staunen über ihre wunderbare Begabung auch die allgemeine Rührung über die so ganz offenbar durch die schwache Hand eines von Gott auserwählten, von der Jungfrau Maria aufgerufenen, in kindlicher Unschuld eines gläubigen Herzens strahlenden Mädchens vom Himmel ins Werk gesetzte Rettung des am Rande des Verderbens stehenden Reiches zu bezeichnen. Sonst hätte sich die folgende mit „Vor solcher göttlichen Beglaubigung" beginnende Rede des Erzbischofs ohne weiteres an die Worte des Königs „Genug — Gott gesendet!" unmittelbar anschließen können, wodurch auch der offenbare Widerspruch schwände. Man sollte fast glauben, dies sei ursprünglich der Fall gewesen, da die „göttliche Beglaubigung" und die Bewährung der Wahrheit durch „die That" viel besser

sage; ihr Gelübde wird erst später hervorgehoben, als sie es gebrochen hat. — Welchen Lohn Maria als keusche Jungfrau im Himmel erhalten, wie sie dadurch nach mittelalterlicher Anschauung selbst göttlich geworden, deutet die Erscheinung der sie umgebenden Engel an Zuletzt fordert Johanna von ihr die Erfüllung ihrer Sendung als Pflicht des Gehorsams gegen Gottes Befehl, und verspricht ihr dafür den himmlischen Lohn, was jedenfalls hier besser ist als das Versprechen des Herrn im Prolog, sie mit kriegerischen Ehren zu verklären. Dabei tritt sie als Himmelskönigin hervor, deren Befehl Gehorsam fordert, wie schwer auch immer der aufgelegte Dienst fallen möge, wobei besonders das Weib als zu schwerem Dulden bestimmt bezeichnet und dadurch die bange Scheu, welche sie bisher vom Befolgen ihres Befehls zurückgehalten, mißbilligt wird.

*) Außer mehrern schon erwähnten Punkten wird dort der Mutter Gottes gar nicht gedacht. Auch bei Shakespeare erscheint der Jungfrau die Mutter Gottes in vollem Glanze, aber die Erzählung davon ist ehr einfach gehalten.

auf die Enthüllung der Gebete des Königs als auf die jetzt vorhergehende Erzähluug von Mariens Erscheinung sich bezieht. Schiller läßt schon hier die Jungfrau einen tiefen Eindruck auf das Herz von Dunois machen, welcher ihrem Auge und der aus ihrem Blicke sprechenden Unschuld mehr als „ihren Wundern", der eben vernommenen Enthüllung, glaubt. Da der König sich in tiefster Demuth vor Gottes wunderbarer Gnade beugt, so bemerkt ihm Johanna, gerade seine fromme Unterwerfung unter Gottes Willen habe des Himmels Gnade auf ihn herabgerufen. Die Fragen des Königs, der sich noch immer nicht in das ihm versprochene Glück finden kann, rufen das entschiedene Versprechen Johannas hervor, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen, wodurch dieser*) und alle Anwesenden ermuthigt werden, was die Ritter durch ein Getöse der Lanzen und Schilde zu erkennen geben. Das letztere, das sich bald darauf wiederholt, fiele hier wohl besser weg, jedenfalls ist es nach den Erklärungen von Dunois und La Hire, ihr freudig folgen zu wollen, als Zustimmung eher an der Stelle. Der König will „der heiligen Prophetin" sofort das vom Connetable, dem ersten Würdeträger des Reiches, ihm zurückgesandte Schwert übergeben; sie aber bittet, nach dem Schwerte zu Fierbois**) zu senden und ihr eine Standarte machen zu lassen, gleich derjenigen, mit welcher die Mutter Gottes ihr erschienen sei. Das erstere hat ihr der Geist, die innere göttliche Stimme, der sie folgt, offenbart. Die Jungfrau hatte ihr nur

*) Bei den Worten: „Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?" schwebt das von Raoul erwähnte Versprechen vor, Orleans noch vor dem Wechsel des Mondes zu retten.

**) Schiller schrieb Fierboys.

gesagt:

Nimm diese Fahne! dieses Schwert umgürte dir!

Ueber die glücklich verwandten geschichtlichen Züge vgl. oben S. 72. f. 80 f. Durch Johannas Angabe, wo ein von ihr bestimmt bezeichnetes Schwert zu finden sei, wird das Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Verkündigung noch gesteigert.*) Ihr frommer Glaube tritt uns in dem Verlangen nach der heiligen Fahne und ihrer Bitte um den erzbischöflichen Segen entgegen.**) So steht sie ganz als christliche Streiterin vor uns.

Hat die Jungfrau sich beim Könige, am Hofe und beim Heere als Gottes Streiterin eingeführt, so muß sie es auch bei den Feinden thun. Geschichtlich steht fest, daß sie von Blois einen in Poitiers geschriebenen Brief an den König von England, dessen sogenannten Reichsverweser von Frankreich, den Herzog von Bedford, und dessen namentlich angeführte Stellvertreter vor Orleans sandte. Nach der Anrede an diese heißt es***): „Werdet dem Könige des Himmels gerecht wegen des königlichen Blutes.†) Gebet die Schlüssel aller guten Städte zurück, die ihr erobert habt. Sie ist von Gott gekommen, um das königliche

*) Durch ein Versehen fehlt nach dem Befehle des Königs, man möge nach Fierbois senden, die szenarische Bemerkung, daß einer der Anwesenden hinausgehe, wie auch gleich darauf das Eintreten eines Edelknechts nicht bezeichnet ist.

**) Die Theaterbearbeitung ließ die Bitte an den Erzbischof und dessen Erwiederung weg.

***) Der Brief steht schon in der Schrift Jeanne d'Arc und in der Histoire du siege. Nach der letztern, kürzern Fassung, der Schiller folgte, geben wir die betreffenden Stellen.

†) Faites raison au Roi du Ciel. Schiller übersetzt irrig: „Gebet Rechenschaft." Das allen Briefen der Jungfrau vorausgehende „Jesus, Maria!" ist absichtlich weggeblieben.

Blut zurückzufordern, und ist gern bereit, Frieden zu machen, wenn ihr ihr gerecht werden wollt, also daß ihr abzieht und alles herausgebt, was ihr genommen habt."*) Nachdem sie ihnen das schlimmste gedroht hat, wenn sie ihrer Aufforderung nicht gehorchen sollten, fährt sie fort: „Und denket ja nicht, Frankreich zu erhalten vom Könige des Himmels, dem Sohne der heiligen Maria, sondern dieses wird König Karl, der wahre Erbe, erhalten, dem Gott es gegeben hat, der einziehen wird in Paris in guter Begleitung." Nach wiederholter Drohung schließt der Brief: „Höret auf die Worte Gottes und der Jungfrau!" Da Schiller den Brief nicht brauchen konnte, so fiel er auf den glücklichen Gedanken, dessen Inhalt einen nach Chinon gesandten englischen Herold den belagernden Heerführern als Antwort überbringen und bei dieser Gelegenheit auch diesen einen Beweis ihrer Weissagungsgabe geben zu lassen. Des Herolds Anrede, der den König wie es die Engländer besonders nach der eben erfolgten Krönung thun mußten, nur als Karl von Valois und Graf von Ponthieu anreden kann, erregt den grimmigen Zorn von Dunois, den der König selbst beruhigt. Ehe aber der Herold den vom Grafen von Salisbury als englischem Feldherrn vor Orleans gebotenen Vergleich mittheilt, erbittet die Jungfrau sich vom Könige**) die Erlaubniß, an seiner Statt zu erwiedern. So tritt sie hier gleich als Leiterin des ganzen Krieges zwischen Frankreich und England mit sicherster Entschiedenheit hervor. Sogleich gibt sie einen Beweis ihres

*) Paierez ce que vous l'avez tenu.

**) Die Jungfrau spricht ihn hier zuerst mit Sire an, später bezeichnet sie ihn als ihren Herrn und Dauphin; den letztern Namen gibt sie ihm immer mit Bezug darauf, daß ihm noch die Weihe der Krönung fehlt. Vgl. S. 162.

Seherblickes, indem sie den Herold versichert, Graf Salisbury, der ihn abgesandt hat, sei gleich nach seiner Entfernung auf dem Thurme La Tournelle*) todt niedergestreckt worden. Der plötzliche Tod des Grafen erfolgte einige Zeit früher; auch starb dieser nicht sofort nach der Verwundung, wie es hier Schiller darstellt, und vor ihm Shakespeare. Vgl. oben S. 68. 81 f. Die entschiedene Zuversicht, womit Johanna den in weiter Ferne erfolgten Tod Salisburys verkündet, macht den Herold bestürzt, und er hält es für unnöthig, seinen Auftrag mitzutheilen, der ja der Seherin nicht unbekannt sein werde. So wird der Dichter glücklich der Mühe überhoben, einen Vergleichsantrag der Belagerer zu erfinden, der an sich unwahrscheinlich ist, da wegen der Uebergabe der Stadt bereits abgeschlossen war, falls in bestimmter Zeit kein Entsatz erfolge. Johanna indeß rühmt sich keineswegs der Kenntniß dessen, was der Herold mitzutheilen habe; sie bedarf dieser nicht, da sie ja auch ohne diese weiß, was sie den Fürsten, die ihn gesandt, zu melden hat. Sie sollen Frankreich verlassen, sie selbst werde gleichzeitig mit dem Herold vor Orleans eintreffen und siegreich dort einziehen. Aber ihr Auftrag geht über die Feldherrn vor Orleans weg, er wendet sich geradezu an den, in dessen Namen sie handeln, an den jungen König von England, dessen Krönung in St. Denis für sie nichtig ist, und Bedford und Glocester, die Schiller zusammen Frankreich verwesen läßt, aber nicht vor Orleans sich denkt; er bezieht sich ja nicht auf Orleans, sondern auf ihre Eroberung Englands und verkündet im Namen des Sohnes der heiligen Jung-

---

*) In den Berichten ist nur von les Tournelles du pont (vgl. S. 135) die Rede, auf denen der Graf, als er durch ein Fenster sah, verwundet worden.

frau, daß ihr Dauphin als König in Paris einziehen werde. Der Zug setzt sich sofort gegen Orleans in Bewegung, obgleich sie ihr Schwert und ihre Standarte, die sie oben näher bezeichnet, noch nicht hat, diese auch nicht augenblicklich zur Stelle sein können. Ueber derartige Bedenken setzt sich der Dichter hinweg, überzeugt, daß bei der hinreißenden Gewalt, die er auf den Zuschauer übt, solche gar nicht bei diesem aufsteigen werden.

Zweiter Aufzug.

Johanna hat nicht allein in glänzendster Weise den ersten Theil ihres Versprechens erfüllt, Orleans entsetzt, sondern sie weiß auch durch die Gewalt ihrer begeisterten Beredtsamkeit die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige zu erwirken.

Erster bis dritter Auftritt. Daß Johanna siegreich in Orleans eingezogen ist, tritt in der Unterredung der darüber außer sich gerathenen englischen Feldherrn zu Tage, welche die entschiedene Lossagung des Herzogs von Burgund zur Folge hat. Isabeau weiß diesen so schmerzlich sie berührenden Zwist klug auszugleichen, aber die ausgesöhnten Parteien wenden sich nun beide gegen sie und bewirken ihre Entfernung. Dabei treten uns das Bild Isabeaus, der Herzog von Burgund und die englischen Feldherrn gegensätzlich scharf umrissen entgegen.

Wir treffen die letztern nach der erlittenen Niederlage beim Anbruch der Nacht jenseit der Loire bei dem von Felsen geschützten*) Lager der Belagerer. Talbot befiehlt, zunächst die

*) Ursprünglich stand 1, 1 diesem Ufer statt diesen Felsen.

flüchtigen Truppen möglichst zu sammeln und sich gegen einen Ueberfall zu sichern. In Lionels, des jüngern Feldherrn, Rede spricht sich der Ingrimm über die erlittene Niederlage scharf aus.*) Dagegen theilt der Herzog von Burgund die Ansicht seiner Soldaten, die Jungfrau stehe mit der Hölle im Bunde. Der freigeisterische Talbot aber will davon nichts wissen; er wirft die Schuld auf die Feigheit der Burgunder, die zuerst mit dem Rufe, die Hölle sei los, geflohen**), was der für Englands Ehre begeisterte Lionel bestätigt. Burgunds nahe liegende Vertheidigung weist Talbot höhnisch zurück, worauf Lionel geradezu

---

*) Schiller hat seine weit sich ergehende Rede vor dem Drucke um mehr als die Hälfte verkürzt. Nach von einem Weibe! folgten noch die Verse:

O ihr erhabnen Schatten Eduards,
Des schwarzen Prinzen und des edeln Monmouth,
Ruhmvoller Salsbury, im Tode selbst
Der Liebling noch der falschen Glücksgöttin,
Die auf des Sieges höchstem Gipfel dich
Ergriff und diesem Schreckenstag entrückte,
Wenn ihr von euren Sternenwohnungen
Herunterschaut, wie dieser einzge Tag
Ein Königreich aus unserm Wappen reißt
Und alle Früchte eures Schwerts vernichtet!

Eduard III. besiegte die Franzosen unter ihrem Könige Philipp IV. 1346 in der großen Schlacht bei Crecy oder Cressy (Schillers Crequi hier und V, 10 beruht auf einer um so auffallendern Verwechslung, als er Cressi bei Shakespeare fand), wo schon dessen sechzehnjähriger Sohn, der sogenannte schwarze Prinz, das erste Treffen führte. Vgl. Shakespeares Heinrich V. II, 4. Derselbe Prinz schlug 1355 die französische Uebermacht bei Poitiers und nahm König Johann gefangen. Seltsam wird Heinrich V., der Sieger bei Azincourt oder (wie Shakespeare hat) Agincourt (1415), der edle Monmouth genannt, da Schiller aus seinem Shakespeare (Heinrich V. IV, 7) wußte, daß er dort geboren war.

**) Statt unsern schrieb Schiller 1805 andern.

die ganze Schuld des Verlustes von Orleans der Verbindung mit dem Herzog von Burgund zuschreibt. Dessen Berufung, daß nur die Vereinigung mit ihm den Engländern alle erreichten Erfolge möglich gemacht habe, weist Lionel als Großsprecherei zurück, was dieser mit Recht als eine ungerechte, aus bloßem Aerger über das Mißlingen ihres Planes auf Orleans hervorgerufene Aeußerung bezeichnet. Auf seinen Vorwurf, sie hätten ihm aus Habsucht die Besetzung von Orleans mißgönnt, bemerkt Talbot, nicht deshalb hätten sie die vielen Anstrengungen bei der Belagerung erduldet, daß die Stadt in seine Hände komme. Nach Monstrelet äußerte man von englischer Seite auf das Verlangen der Bürger von Orleans, sich dem Herzoge von Burgund zu übergeben, sich in ähnlicher Weise. Die Schrift Jeanne d'Arc berichtet, der Herzog von Bedford habe geantwortet, nicht wolle er auf den Busch geklopft haben, damit ein anderer die Vögel fange. Die Drohung des Herzogs, sich von ihnen zu trennen, wird von Lionel scharf zurückgewiesen*), nicht weniger von Talbot seine Berufung, daß es dem Herzog von Bedford sehr daran gelegen gewesen, ihn zum Bundesgenossen zu erhalten, mit höhnischer Mahnung an die Schmach vergolten, welche diese Verbindung heute den Engländern bereitet habe.**) Und als er ihnen Undankbarkeit vorwirft für den schweren Verrath, zu dem sie ihn verleitet***), deutet Talbot auf die eben von Karls Seite mit ihm angeknüpften Verhandlungen, gegen die sie sich vorsehn müßten. Je weniger gegründet dieser Verdacht ist, um

*) Johann von Burgund stand bei Azincourt auf Frankreichs Seite.

**) Die Theaterbearbeitung kürzte hier den Streit mit Burgund, indem sie die vierzehn Verse von Ihr seid unlustig — unsrer Ehre strich.

***) Den Vers Lud — Verräthers ließ die Theaterbearbeitung weg.

so bitterer fühlt sich der Herzog dadurch beleidigt, weshalb er sofort seinem Ritter Chatillon Befehl zum Rückmarsch seiner Truppen gibt. In Wirklichkeit ließ er seine Truppen von Orleans abberufen. Vgl. S. 79. Lionel fühlt sich durch die Trennung wahrhaft erleichtert, da diese Verbindung ihm als einem auf die Tapferkeit seines Volkes eingebildeten Engländer immer zuwider gewesen ist.

Indessen weiß die alte Königin, der Chatillon Kunde von dem Vorgefallenen gegeben, Talbot und den Herzog, wenn auch Lionel die Vermittelung ablehnt, durch die Hinweisung auf den gegenseitigen Vortheil zur Versöhnung zu stimmen. Talbot erkennt mit der ihm eigenen offenen Geradheit seines Charakters, daß er sich im Eifer zu einer Beleidigung des ihnen unentbehrlichen Bundesgenossen hat hinreißen lassen. Burgund wird durch die Erinnerung an die Ermordung seines Vaters aufgeregt. Lionel kann, nachdem Isabeau die Geschiedenen die Erneuerung ihres Bundes durch eine Umarmung hat besiegeln lassen*), für sich seinen Spott über diese friedenstiftende Furie nicht unterlassen, von der nichts Gutes kommen könne. Als sie aber, durch diesen Erfolg gehoben, es wagt, sich den Verbündeten als Führerin anzubieten, wie es jene jungfräuliche Prophetin auf der Gegenseite sei**), wobei sie die ganze Abscheulichkeit

*) Mögen die Winde das Gesprochene verwehen, nach Odyssee VIII, 408 f. — Ursprünglich folgten auf die Umarmung noch die Worte Isabeaus:

So! So! In dieser herzlichen Umarmung
Seh' ich die Brut, die meine Seele haßt, erstickt,

worauf Lionels „Glück zu dem Frieden u. s. w." besser paßt. Der zweite Vers wäre leicht auf sein Maß zurückzuführen, schriebe man die mir verhaßt.

**) Auch sie denkt hier an die Wirkung der Höllenmächte, denen sich ihr Sohn hingegeben; daß sie Johanna als im Bunde mit der Hölle stehend be-

ihres Hasses des eigenen Sohnes verräth, da weist der edle Lionel das widernatürlich den leiblichen Sohn bekämpfende Weib*) barsch zurück, und in gleichem Sinne äußern sich Talbot und Burgund. Am meisten erstaunt sie, daß selbst dieser, der von seinem Herrn abgefallen ist und sich zuerst ihrer angenommen hat, gegen sie spricht, aber auch er besteht fest darauf, daß sie gehn müsse, da ihre Gegenwart den Soldaten den Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache raube. Seine Verachtung Isabeaus spricht der derb kriegsmännische Talbot, der sie jetzt auch Madame anredet, in den Worten aus, sie fürchteten keinen Teufel mehr, dem sie selbst den Sieg ihres Sohnes zugeschrieben hatte, wenn sie nur weg sei. Ihre Hinweisung auf ihre Vereinigung zu demselben Zwecke und die von ihr geleisteten treuen Dienste weisen Talbot und Burgund entschieden zurück; ihre Sache sei eine gute, dagegen Isabeaus Bekämpfung des eigenen Sohnes Frevel vor Gott und den Menschen. Dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, den Ursprung des Zwistes mit ihrem Sohne in lebendigem Wechselgespräche darzustellen und den Charakter dieser rachedürstenden, allen Leidenschaften fröhnenden Megäre darzustellen, wozu er die Züge aus der Geschichte nahm (vgl. S. 58 f.), nur daß sie zur Zeit, worin unser Stück spielt, schon längst in Dürftigkeit zurückgezogen lebte (vgl. oben S. 135). Auch benutzt er Isabeau dazu, die Ungerechtigkeit dieses Krieges

---

trachte, geht aus ihrer Rede hervor, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagt. Was Johanna den Franzosen, will sie den Verbündeten sein. Das ist freilich auffallend, wenn sie Johanna im Bunde mit der Hölle glaubt. Schon ihr erstes Wort zeigt, daß sie an den Einfluß der Planeten denkt.

*) Spottend nennt er sie, wie schon oben, Madame, was freilich auch die förmliche Anrede an die französische Königin ist.

von Seiten Englands und Burgunds hervorzuheben. Nachdem sie dann noch ihre Verachtung der Engländer und des Herzogs bezeichnend ausgesprochen, die nur heuchelten, während sie sich zeige, wie sie sei, erklärt sie, nach ihrem Schlosse zu Melun gehn zu wollen, wo sie während der Zeiten ihrer Macht so oft geweilt und sich allen Lüsten hingegeben hatte. Daß sie auch jetzt dort ihrer Liebesgier fröhnen möchte, deutet der Dichter am Schlusse der Szene an, wo sie den schönen jungen Lionel, dem sie aus vollster Seele zuwider ist, gern mit sich zu nehmen in bitterm Spott erklärt; dieser vergilt ihr den Spott, sie aber kann nicht unterlassen, noch einmal zurückzukehren, um dem groben Witz des Engländers im Gegensatze zu den feinen französischen bon mots eines zu versetzen. Die Franzosen stellt der Dichter hier durchweg feiner und gebildeter als die Engländer dar, die aber als tapfer und tüchtig sich bewähren.

Nach Isabeaus Entfernung bringt Lionel wieder die Rede auf das, was Noth thue. Gar zu gern möchte der tapfere Ritter die heute erlittene Schmach gleich auswetzen. Burgunds Meinung, daß augenblicklich nichts auszurichten sei, vermag nichts gegen Talbots entschlossenen Muth und Lionels Drang, die Schmach zu rächen. Am frühen Morgen wollen sie das Heer über die Loire zurückführen. Der Wahn der Soldaten, daß die Hölle gegen sie kämpfe, werde bald schwinden, wenn die Feldherrn selbst den Kampf mit der Jungfrau wagten, da diese sich demselben entziehen oder unfehlbar von ihnen besiegt werden würde. Auch in den daran sich knüpfenden Aeußerungen der drei Feldherrn prägt sich ihre Persönlichkeit entschieden aus. Talbots Charakter hebt sich neben dem Lionels so klar umschrieben heraus, daß es kaum begreiflich ist, wie A. W. Schlegel

gerade diesen gegen Shakespeare schwach gezeichnet finden konnte. Wenn Lionel den Bastard als Buhlen der Jungfrau bezeichnet, so liegen die von Schiller in den Memoires secrets II, 11 gefundene, auch bei Shakespeare angenommene Annahme einer Neigung des Bastards zu ihr und die Meinung zu Grunde, daß dieser gar die ganze Täuschung mit der Jungfrau ins Werk gesetzt habe. Die Engländer nannten sie nach der Schrift Jeanne d'Arc und der Histoire du siege eine Buhlerin (une ribaude), und so schmäht auch bei Shakespeare Burgund sie eine schamlose Buhlerin, Talbot spricht von ihren geilen Buhlern.

Vierter und fünfter Auftritt. Johanna führt die Franzosen über den Felsenweg*) unter dem Schutze der Nacht in das feindliche Lager, das sie anzünden läßt. Der allgemeinen Flucht vermag auch Talbot nicht Einhalt zu thun.

Johanna, die mit Helm, Schwert und Harnisch, die Fahne in der Hand erscheint, befiehlt sofort, unter dem Rufe „Gott und die Jungfrau!" das englische Lager, vor welchem sie eben angelangt sind, zu überfallen und anzuzünden.**) Dunois und La Hire wollen sie vergeblich bestimmen, sich vom Kampfe zurückzuhalten und nicht selbst das Schwert zu ziehen; die Gottesstreiterin muß ja ihrer göttlichen Stimme, dem Geist, folgen, der sie willenlos treibt, wie die Hand des abschnellenden Schützen den Pfeil; sie darf nicht ruhen bis sie ihr Wort erfüllt hat, sie den König in Rheims gekrönt sieht. Auch weiß sie, daß der Ritter Furcht für ihr Leben unbegründet ist, da sie nicht fallen wird, bis sie ihre göttliche Sendung vollbracht hat. Der Weg-

*) Ursprünglich stand Wall.

**) Unter dem Abwerfen der Hülle der verschwiegenen Nacht versteht sie das laute Rufen.

eilenden folgen La Hire und Dunois, um ihr jedenfalls in der Noth zur Seite zu stehn; denn dem Gedanken daß sie durch Gott geschützt werde, können sie sich nicht völlig hingeben.

Mehrere hintereinander über die Szene fliehende Soldaten stellen die allgemeine entsetzte Flucht vor. Ihnen folgt Talbot in verzweifeltem Unwillen, daß er vergebens die Fliehenden zu halten gesucht, nicht vermocht habe, auch nur eine kleine Schaar zum Widerstand zusammenzuhalten, da die Furcht vor den Mächten der Hölle*) alle ergriffen, als wären sie vom Irrsinn ergriffen. Er kann es nicht begreifen, wie jetzt alle vor diesen weichlichen Franzosen fliehen, die sie so oft besiegt haben. Wie Lionel oben II, 1 drei Hauptsiege der Engländer nennt, so Talbot im allgemeinen eine runde Zahl, wie ganz so V, 10. Wer kann sie denn sein, die so plötzlich die Engländer umgewandelt hat? Der Vergleich mit den Rehen stammt aus Homer (Ilias IV, 243 ff. XIII, 101 ff.); sehr häufig vergleicht derselbe Helden mit Löwen.**) Bei Shakespeare I, 5 ruft Talbot, die Engländer sollten nach dieser schmählichen Flucht Schafe statt Löwen in ihr Wappen setzen, und IV, 2 sagt er, sie seien wie eine kleine Heerde scheues Wild, angebellt von einer Koppel französischer Hunde. Talbot sieht in der Jungfrau nur eine Gauklerin, die ihm durch ihre vorgebliche göttliche Sendung den Sieg entreißt, doch ihn soll sie nicht in Schrecken versetzen. Den fliehenden Soldaten, der ihn selbst zur Flucht anruft, sticht er erbittert nieder. Man vergleiche mit

*) Bei den Legionen der Hölle schwebt wohl die Aeußerung des Teufels Marc. 5, 2 vor: „Legion heiße ich; denn unser ist viel."

**) Die Worte und ein schüchtern — umgewandelt läßt die Theaterbearbeitung weg.

unserer Szene bei Shakespeare II, 5, wo die Jungfrau selbst mit Talbot kämpft, ihn aber unverwundet stehn läßt, weil seine Stunde noch nicht gekommen sei.

Sechster bis achter Auftritt. Das Lager zeigt sich in vollem Brande. Die Jungfrau erscheint als furchtbare Streiterin des Herrn, die alles in Schrecken setzt und unerbittlich die Feinde niederstößt; denn Gott lenkt ihren Geist und Arm zur Vernichtung der Feinde.

Im folgenden ist Schillers Vorbild die Szene der Ilias XXI, 34—136, wo der von Rache für seinen gefallenen Patroklos getriebene Achilleus den die Waffen wegwerfenden, sein Erbarmen anflehenden Lykaon, einen Sohn des Priamos, mit gezogenem Schwerte tödtet. Daß diese Szenenreihe auch durch den antiken Trimeter hervorgehoben wird, ist oben S. 123 bemerkt. Den jungen Engländer, der hier ihrem Schwerte verfällt, läßt Schiller aus Nordwales stammen, vom Flusse Severn; er braucht die französische Form Saverne, und gibt ihm den Namen der Stadt Montgomery, von welcher die vom Severn durchströmte Grafschaft Montgomeryshire den Namen hat. Das schönste Thal des Severn ist nicht in Montgomeryshire, sondern zwischen Gloucester und Worcester. Den Namen Montgomery nahm Schiller wohl aus dem dritten Theil von Shakespeares Heinrich VI., wo Sir John Montgomery tapfer für Eduard VI., den Prinzen von Wales, kämpft. Nach den Aeußerungen des Unglücklichen von der ausgedehnten Herrschaft seines Vaters scheint Schiller ihn sich als einen jungen Grafen von Montgomery zu denken, wovon aber in der Personenbezeichnung keine Spur sich findet. Wie Montgomery zwischen Talbot, der keinen fliehen läßt, und die furchtbar vom Brande beleuchtet er-

scheinende Jungfrau*) sich gedrängt sieht und sich vergebens zu verbergen sucht**), ist lebhaft dargestellt. Bitter bereut er jetzt, daß er sich durch eitlen Ruhm bethören ließ, Heimat, Vater, Mutter und Braut zu verlassen. Da sieht er die Jungfrau näher kommen; immer schrecklichere Angst ergreift ihn, die seine Füße erstarren macht und ihn zwingt, unverwandt auf sie hinzuschauen, ihm die Fürchterliche noch fürchterlicher erscheinen läßt. Als sie wieder einige Schritte näher tritt, faßt er den Entschluß, sie um Schonung anzuflehn. Bei dem (sich) schlängelnden Silberstrom könnte man an den Axios denken, der am schönsten das Land mit der Welle befruchtet (Ilias XXI, 158), und an das Beiwort *ἀργυροδίνης*, das Voß durch Silbergewässer, Silberstrudel wiedergibt (XXI, 8. 130). Vgl. oben Prolog 3 (S. 137**). In schrecklicher Weise verkündet ihm die Jungfrau, daß sie dem Himmel gelobt habe, keines Feindes zu schonen.***) Vergebens beschwört er sie bei ihrem Geschlecht, bei ihrer Liebe, bei ihren Eltern; ja durch die Erwähnung der letztern erinnert er sie an den Verlust so vieler Mütter ihres Landes†), wie die Klage, daß er in fremden

*) In der Theaterbearbeitung lautet die szenarische Bemerkung: „Johanna erscheint auf einer Anhöhe, von Flammen beleuchtet."

**) Schwebte hierbei etwa Ilias XXI, 556 f. vor, wo Agenor nach dem Ida fliehen will, um in einem Dickicht sich zu verbergen?

***) Auffällt die Bezeichnung des Himmels als des Geisterreiches. Der Ausdruck „der Schlachten Gott", dessen sich auch La Hire II, 4 bedient, wie „der Siegesgott" I, 5, „der Gott des Sieges" I, 10 steht, könnte im Munde der Jungfrau weniger passend scheinen. Freilich spricht auch der Erzbischof III, 3 von der „Gottheit des Schwertes", aber in anderm Sinne. Der Dichter braucht diese Bezeichnungen eben als allgemein dichterische.

†) In Shakespeares Johann II. heißt es umgekehrt (II, 2), der Herzog von Bretagne habe den brittischen Müttern viele Thränen verursacht.

Lande unbeweint sterben solle, ihren vollen Grimm über die Verwüstung ihrer blühenden Heimat durch das übermüthige Seevolk hervorruft, das in seiner Thorheit sich angemaßt habe, das vom Himmel geschützte Frankreich zu unterjochen, dem nach Gottes Willen nicht das geringste Dorf genommen werden solle. Aber die Stunde der Rache für diesen Frevelmuth ist gekommen, und keiner von ihnen wird lebend nach England zurückkehren.*) Jetzt erkennt Montgomery, daß er sterben muß. Die Jungfrau aber bittet ihn, nicht vor dem Tode zu zittern, da diesem niemand entgehn könne. Ganz eigenthümlich wendet Schiller hier die Anrede des Achilleus an Lykaon XXI, 106 ff. Auch sie, welche nicht aus eigenem Willen als Würgengel den Engländern entgegentritt, sondern als Gottesstreiterin zu schwerem Kampfe berufen ist, wird den Tod auf dem Schlachtfelde finden, nicht wieder heimkehren.**) Bereits im Prolog sagte Johanna, sie werde nicht wiederkommen. Schiller läßt sie schon hier ihren von ihm erfundenen Tod in der Schlacht ahnen, wie ihn Achilleus voraus weiß. Der geschichtlichen Jungfrau war nur offenbart, daß sie verwundet, später, daß sie gefangen genommen werden würde; auch sagte sie, daß sie nur etwas mehr als ein Jahr dauern werde. Diese rührende Vorhersagung ihres Todes wirft einen tragischen Schatten über ihr Geschick. Doch wehrlos,

*) Nicht bloß beim Beiworte des Meers (heilig) schwebt der homerische Ausdruck ἅλα δῖαν vor, sondern auch bei zurückmessen (Odyssee XII, 428. vgl. III, 179). Die Römer brauchen so remetiri. — In der Theaterbearbeitung wurden die siebzehn Verse O schwer ist — überschritten habt gestrichen.

**) Erfüllen mein Geschick, homerische Redeweise (πότμον ἐφέπειν), wie auch den Tag der Heimkehr wiedersehn. — Vgl. Odyssee V, 220. Goethe bildete hiernach „des Vaterlandes Tag wiedersehn“ (Iphigenie II, 2). — Vorher läßt die Theaterbearbeitung die Worte ich muß — Gelüsten weg.

wie Achilleus den Lykaon, will sie den jungen Walliser nicht tödten. Auch hier schwebt eine homerische Stelle vor, das Wort des von Achilleus bedrohten Agenor, Ilias XXI, 568 f. Vgl. IV, 510 f. Zwar glaubt er, wie alle Engländer, Johanna stehe mit der Hölle im Bunde, er aber verläßt sich auf Gott, welcher deren Macht zu Schanden machen könne, wie bei Shakespeare Talbot II, 1 dem Zauber gegenüber auf Gott vertraut: God is our fortress. Nachdem er gefallen, spricht Johanna in eigenthümlicher Weise aus, daß sein Geschick ihn getroffen. Bei Homer steht so: „Die Götter riefen dich zum Tode" (Ilias XVI, 693). Dann aber wendet sie sich an die heilige Jungfrau, in deren Namen und durch deren Kraft sie alles vollendet, wovor ihr selbst schaudert. So tritt sie hier entschieden als Gottes Streiterin hervor, der in ihr stark ist, aber doch regt sich der menschliche Sinn in ihrer Seele, welche sich von Mitleid für den schönen Jüngling ergriffen fühlt.

Neunter und zehnter Auftritt. Johannas gottbegeisterte Seele vermag aber nicht allein die fremden Eindringliche zu vernichten, sondern auch das Werk des Friedens zwischen dem Herzog von Burgund und dem Könige, seinem rechtmäßigen Herrn, zu stiften. Die geschichtliche Johanna schrieb vergeblich Briefe an den Herzog, um ihn zu gewinnen. Shakespeare läßt sie III, 3 bei Rouen durch ihre Ueberredungskunst den zu einer Unterredung mit Karl aufgeforderten Herzog wiedergewinnen. Bei Schiller ist die Zusammenkunft dramatisch eingeleitet, und die Wiedergewinnung erfolgt allmählicher und in bezeichnenderer Weise.

Die Heerführer hatten sich II, 3 verbunden, selbst der Jungfrau entgegenzutreten. Hier trifft sie der mit geschlossenem

Visier erscheinende Herzog von Burgund, nachdem er lange nach ihr gesucht hat, die er für eine Ausgeburt der Hölle hält. Johanna ist gewiß, daß auch dieser von ihr fallen werde, aber da sie ihn als Burgunder durch seine Binde bezeichnet sieht, senkt sie das Schwert, das keinen Franzosen tödten darf; sie ahnt, daß ein vornehmer Ritter, wohl gar der Herzog selbst, vor ihr stehe. Nur dasjenige wird ihr wunderbar enthüllt, dessen sie zu ihrer Wirksamkeit bedarf. Der Herzog, welcher sich zu erkennen gibt, droht ihr, die freilich eines solchen Todes nicht würdig sei, sogleich ein Ende zu machen, da ihre Höllenkünste ihr gegen ihn nichts helfen werden. Als dann Dunois und La Hire, welche der Jungfrau von weitem gefolgt sind, diese zu vertheidigen sich anschicken, schmäht der Herzog sie wegen ihrer so tapferer Ritter unwürdigen Unterwerfung unter eine höllische Dirne, die sie, gleich einer Circe, umgewandelt habe, und er will sich zunächst gegen Dunois wenden. Sie aber wirft sich, ohne auf Burgunds Schmähung zu achten, gottbegeistert zwischen sie, da Gott, der sie treibe, nicht wolle, daß Franzosen einander tödten, sondern zu wechselseitiger Hülfe sich verbinden. Zuerst ruft sie ihnen zu, vom Kampfe abzulassen, und fordert La Hire auf, beide zu trennen; denn des Himmels Wille sei, daß Franzosen sich einander nicht tödten sollen. Und dringender fordert sie dann diese selbst auf, auseinanderzugehn und auf die höhere Stimme zu hören, die aus ihr spreche. Da aber Dunois nur mit Widerwillen sich zurückgehalten sieht, tritt sie zwischen beide und befiehlt ihnen weit voneinander zutreten; auch La Hire soll an seiner Stelle stehn bleiben, da sie zu Burgund reden müsse. Diesem gibt sie zunächst zu bedenken, daß sie alle Kinder eines Landes seien, daß die, welche

er als Gegner vernichten wolle, bereit seien, ihn freundlich zu empfangen und als französischen Prinzen zu ehren.*) Doch von ihren schmeichlerischen Worten und von ihrem tiefdringenden seelenvollen Blicke will der Herzog sich nicht bestechen lassen, sondern den Kampf blutig ausfechten; Dunois dagegen bezeichnet es als Feigheit, daß er die Jungfrau nicht ausreden lasse. Diese hebt dann hervor, der Sieg gehöre ja den Franzosen; nicht Verzweiflung lasse sie den Frieden ihm antragen, er solle nur als Freund an ihrem Siege Theil nehmen. Den dadurch Ergriffenen bittet sie mit herzlichsten Worten, auf ihre Seite zu treten, wo nicht allein der Sieg, sondern auch das Recht sei, das zu vertheidigen und ihn selbst für ihre reine Sache zu gewinnen sie von Gott gesandt sei. Die Engel umschwebten Frankreichs Fahnen, fügt sie hinzu, indem sie diese mit Lilien, wie auf ihrer Fahne, um sie fliegen sieht. Rein sei ihre Sache, schließt sie mit freudiger Erhebung, wie ihre Fahne, und wie die keusche Jungfrau, die sie zu ihrem Sinnbilde gewählt. Johanna sah oft Engelschaaren um sich; so sagte sie einmal, sie sei nicht allein, sondern fünfzigtausend ihrer Leute um sie. Burgund fühlt sich von der kindlichen Unschuld angezogen, die aus ihren Worten und ihrem ganzen Wesen spricht, aber noch immer sträubt er sich, da er meint, die Hölle wolle ihn eben durch den Schein der Wahrheit täuschen. Mit siegender Gewalt aber weist sie ihn jetzt darauf hin, daß es nicht Sache der Hölle sei, Frieden zu stiften, das Gute zu fördern, wie es der Kampf für das Vaterland sei; nur der Himmel schütze das Recht. Was sie, das arme

*) Hier wird eine Familienähnlichkeit im Gesichte aller königlichen Prinzen angenommen.

Hirtenmädchen ihm sage, fügt sie hinzu, könne ihr nur von oben eingeflößt sein; obgleich sie nie bei Hofe gewesen und die Kunst der Rede ihr fremd sei, besitze sie, wo es Noth thue, alle Kenntnisse und alle Macht des Wortes.*) Burgund fühlt sich jetzt wunderbar gerührt, sein Herz ist plötzlich umgewendet;**) dieser ihr rührender Blick kann nicht ein Werk der Hölle sein, seine innerste Seele sagt ihm, Gott selbst müsse sie gesendet haben. Man würde wohl die vier letzten freilich durch den Reim gehobenen Verse Burgunds, vor denen eine Pause durch den Gedankenstrich angedeutet wird, gern missen und Johanna am Schlusse ihre Freude über ihren Sieg, um den sie den Himmel gefleht, lieber in der zweiten Person „Du bist gerührt, du bist's u. s. w." statt der sich noch fern von ihm haltenden dritten herzlich aussprechen sehn. Das schöne Bild von dem in segensvollem Regen sich entladendem Gewitter wird von ihr höchst bezeichnend verwandt.***) Zuletzt fordert sie La Hire und Dunois auf, ihre Schwerter fallen zu lassen und den für die gute Sache gewonnenen Burgund ans Herz zu drücken, was sie selbst zuerst, dann schweigend auch jene thun. Das letztere wäre wohl zu entbehren, ja daß alle drei nacheinander dies thun, wirkt eher störend.†)

*) Bei der Aeußerung, sie „führe einen Donnerkeil im Munde", dürfte etwa Shakespeare vorschweben, welcher den Herzog von Burgund sagen läßt, ihr Wort habe wie eine brüllende Kanonenkugel (roaring canon-shot) ihn getroffen.

**) „Ist es ein Gott", wie Goethes Faust im ersten Auftritt sagt „War es ein Gott?"

***) Vgl. Goethes Iphigenie III, 3, 34 ff. — Ursprünglich, und noch in der Theaterbearbeitung, schloß der Vergleich: „Die goldne Himmelssonne des Gefühls."

†) Den vorletzten Vers würde man leicht entbehren, und im letzten wäre wohl wieder die zweite Person der dritten vorzuziehen.

Dritter Aufzug.

Zu Chalons findet auf dem Krönungszuge nach Rheims die feierliche Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige statt, wobei die als Friedensstifterin auftretende Jungfrau einen solchen Eindruck auf den Herzog übt, daß dieser sogar dem Mörder seines Vaters verzeiht. Der König erhebt sie für ihre treuen Dienste in den Adelstand, was sie ohne Widerspruch annimmt, wodurch sie denn dessen weiteres Versprechen hervorruft, sie einem edlen Gatten zu vermählen. Dunois und La Hire bitten beide um ihre Hand, was sie als eine Verkennung ihrer göttlichen Sendung abweist, und als der König trotzdem die Hoffnung ausspricht, sie werde später einem ihrer würdigen Manne die Hand nicht versagen, geräth sie in leidenschaftliche Aufregung. Den Angriff der Engländer auf das französische Heer heißt sie hochwillkommen, da die bisherige Ruhe ihr zuwider ist; leidenschaftliche Rache treibt sie, ihr Werk zu vollenden. Die Engländer werden besiegt, Talbot selbst fällt. Aber Johanna ist jetzt nicht mehr die reine Gottesstreiterin; wilder Haß und eitle Ruhmsucht haben sie erfaßt. Die Hölle benutzt dies, um sie noch mehr zu verwirren, und so verfällt sie ihrem Schicksal: sie, die so lange der Liebe unzugänglich gewesen, fühlt sich, als sie eben den jungen englischen Feldherrn tödten will, von Liebe zu ihm ergriffen, so daß sie ihrem Gelübde untreu wird, ihn nicht zu tödten vermag, was sie als doppelte Schuld empfindet. Auch Lionel ist von Liebe zu ihr ergriffen. Er flieht, als Dunois und La Hire nahen, mit dem ihr entrissenen Schwert; verwundet fällt die Jungfrau, welche

die Siegesnachricht, Rheims habe seine Thore geöffnet, nicht mehr vernimmt, in La Hires Arme.

Erster Auftritt. Dunois und La Hire, von Liebe zur Jungfrau hingerissen, wollen beide auf sie Anspruch machen, vereinigen sich aber endlich darin, die Entscheidung ihr selbst zu überlassen. Diesen Auftritt, der in der Theaterausgabe und wohl auch ursprünglich fehlte, obgleich er schon in der ältesten erhaltenen Fassung, wenn Maltzahns Bericht anders ganz zuverlässig ist (vgl. S. 41 Anmerk. 126*), sich findet, könnten wir wohl entbehren, da die im vierten Auftritte erfolgende Bewerbung einer solchen vorläufigen Andeutung nicht bedarf.

La Hire hat eben Dunois seine Liebe bekannt, als dieser ihn mit dem gleichen Geständniß überrascht. Da La Hire von ihr nicht ablassen will, bittet ihn Dunois, sich darüber mit ihm nicht zu entzweien. Vergebens sucht dieser zu Worte zu kommen. Dunois möchte, daß er nicht gleich, wie er vorzuhaben scheint, vom Könige die Jungfrau für sich fordere*), da er sich beim ersten Anblicke gelobt habe, diese, die allein seiner starken Seele und seinem glühenden Herzen genüge, als Braut heimzuführen; Gott habe sie nicht allein dem Vaterlande zur Rettung, sondern auch ihm zur Gattin bestimmt. Vergebens hebt La Hire hervor, daß eine so niederer Geburt Entsprossene seines königlichen Standes unwerth sei. Die Sophistik der Leidenschaft läßt ihn entgegnen, er sei ja, wie sie, ein Kind der Natur, da er der natürliche Sohn eines Prinzen, und als berufene Gottesstreiterin stehe „die Braut der reinen Engel“ hoch über allen

*) Auffällig matt und schwach ist der Ausdruck und mir ist wohl bekannt.

Fürstentöchtern.*) La Hire will die Entscheidung dem König überlassen, wogegen Dunois darauf besteht, die Jungfrau selbst müsse frei wählen. Daß eine solche Einleitung eines Verderben drohenden Zwistes, der später gar nicht in die Handlung eingreift, hier zweckmäßig eintrete, kann man mit Recht bezweifeln. Der Dichter ließ sich durch den Wunsch dazu verleiten, daß die Bewerbungen im vierten Auftritte nicht unvorbereitet eintreten möchten. Dazu kommt, daß wir uns jetzt im folgenden Auftritt den König mit Chatillon im Gespräche kommend denken müssen, wogegen es sachgemäß ist, daß derselbe während dieser wichtigen Unterredung nicht in ein anderes Zimmer geht. Der König hat den Gesandten vor seinem ganzen Hofe empfangen, zu dem auch der Erzbischof gehört.**)

Zweiter und dritter Auftritt. Chatillon (vgl. oben S. 99 f.) kündigt dem Könige die Bedingungen an, unter welchen sein Herr sich mit ihm aussöhnen wolle. Bei der Aussöhnung weist der Erzbischof beide Parteien auf die Lehre hin, welche sie aus ihrem verderblichen Streite ziehen sollen.

Chatillon hat eben verkündet, der Herzog werde sogleich kommen, dem Könige zu huldigen. Das weitere eröffnet er erst, als er in lebhaftester Frage seine Freude darüber aus-

---

*) Daß sie ihm als Prinzen ebenbürtig sei, führen die zehn folgenden Verse aus. Das Uebertriebene des Ausdrucks entspricht der mächtigen Liebesleidenschaft, nur ist der Ausdruck, sie sei eine „Braut der reinen Engel“, was doch nur heißen kann, der Verbindung mit den Engeln werth, höchst seltsam. Wollte man es ähnlich wie Himmelsbraut fassen, so widerspräche ja diese Bezeichnung geradezu seinem eigenen Wunsche, sie selbst als Gattin heimzuführen.

**) Daß der Erzbischof zugegen sei, ist in der szenarischen Bemerkung vergessen; in der hamburger Theaterbearbeitung hat ein Regisseur diese damit vervollständigt.

gesprochen. Nachdem Chatillon hervorgehoben, daß sein Herzog mit Absicht die königliche Stadt Chalons zur Huldigung gewählt*), wodurch wir eine ungezwungene Andeutung erhalten, daß wir uns in dem wieder dem König zugefallenen Chalons befinden**), und auch die an dem Könige den nächsten Antheil nehmende Sorel ihre herzliche Freude über diese Versöhnung geäußert, bezeichnet der Abgesandte die vom Herzog gesetzten Hauptbedingungen, die andern übergibt er schriftlich. Der König ist gern bereit, auf alles, was der Herzog fordert und fordern kann, einzugehn.***) Unter den Bedingungen findet sich auch der Einschluß der Königin Isabeau in den Frieden, wenn sie selbst ihn verlangen sollte. Wir sahen oben, daß der Herzog von Burgund und die Engländer sie weggewiesen hatten; aber da sie mit ihnen verbunden gewesen war, muß er auch sie, wie alle übrigen französischen Theilnehmer, einschließen. Endlich verlangt er, daß zwölf Ritter von Karls Seite für sein treues Halten des Vertrages bürgen (wobei auffällt, daß der Herzog nicht gleiche Bürgschaft dem Könige bietet, und überhaupt von Bürgschaft statt von Zeugen die Rede ist); auch sollen beide Parteien eine gebrochene Hostie darauf nehmen, daß sie sich von Herzen verziehen haben. Das eidliche Geloben, Freundschaft zu halten, das Schwören auf die Evangelienbücher, das gemeinsame Hören der Messe und Abendmahlnehmen bei Verträgen fanden wir oben mehrfach in den Zerwürfnissen unter Karl VI. Auch

*) Es hatte vorher eine burgundische Besatzung gehabt.

**) Dies geschah ursprünglich sehr passend gleich am Anfange des Aufzugs, der mit unserm Auftritt begann.

***) Das mythologische versenkt im Lethe würde man gern entbehren. Der Herzog selbst verglich Johanna mit einer Circe (vgl. S. 182). Auch in Maria Stuart fanden wir solche Anklänge an das klassische Alterthum.

daß eine Hostie zwischen die Parteien zertheilt wird, kommt sonst (wie im Streite zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.) vor. Mehr als eigenen Wunsch wie als Bedingung spricht Chatillon die Abwesenheit Du Chatels aus, der des Herzogs Vater getödtet. Hierbei kann der König sich auf dessen im ersten Aufzuge geäußertes Anerbieten beziehen, sich zur Versöhnung mit Burgund an diesen ausliefern zu lassen. Die Ausfertigung des Vertrages wird dem als Kanzler gedachten Erzbischof übertragen. Karl will den Herzog auf die ehrenvollste Weise einholen und ihm den glänzendsten Empfang bereiten lassen, dieser aber zieht schon eben ein, so daß nur Dunois mit La Hire und seinem eigenen Gesandten ihm noch entgegengehn kann. Die Zeit bis zur Ankunft des Herzogs benutzt der Dichter, um den König seiner über die glückliche Versöhnung freudig aufgeregten Geliebten, welche ihre Wonne etwas auffallend nur durch Thränen äußert, seine tiefe Rührung auszusprechen, daß endlich dieser Zwist, dem so viele Opfer gefallen, geendigt sei.*) Der ans Fenster getretene Erzbischof**) berichtet die begeisterte Aufnahme des Herzogs vom Volke, das ihn vom Pferde hebt, seinen Mantel und seine Sporen küßt, was dem König die Aeußerung entlockt, es sei doch ein gutes Volk, dessen Liebe so rasch wie sein Zorn entflamme, wobei Schiller wohl die ähnliche Aeußerung der Jungfrau (vgl. S. 89) vorschwebt. Der König will alles mög-

*) Ohne die Trennung des Herzogs von ihm hätten die Engländer nie so weit vordringen können. Die leicht entbehrlichen drei rhetorischen Verse Doch endlich — Früchte (endlich ändert sich alles und die Zeit bringt das Erwünschte) hat Schiller auch in der Theaterbearbeitung beibehalten.

**) Aehnlich sieht Alba aus dem Fenster den hereinreitenden und absteigenden Egmont in Goethes Trauerspiel.

lichst meiden, was den glücklich zu ihm zurückgekehrten ersten Pair des Reiches unangenehm berühren könnte, und so bittet er auch die noch immer vor Rührung nicht zu Worte kommende Geliebte, ihre Freude nicht zu heftig zu verrathen, um den Herzog nicht an die Größe des durch seine Trennung von Frankreich entstandenen Unglücks zu mahnen.

Wie Chatillon es verlangt hatte, erspart der König dem Herzoge den Kniefall. Dieser fühlt sich gleich ganz heimisch; er umarmt des Königs Geliebte, die er, als wäre sie seine Gattin, als Base bezeichnet, und küßt sie auf die Stirne, nach dem an seinem Hofe zu Arras für ihn geltenden Rechte. Auf die dadurch hervorgerufene launige Bemerkung des Königs gibt der Herzog sich als höchsten Verehrer schöner Frauen zu erkennen; den Vorwurf, daß er an die Treue der Frauen nicht glaube, erwiedert er mit dem Bekenntniß, er selbst sei dafür am schwersten gestraft worden, da er kein solches Herz, wie der König an seiner Agnes, gefunden, sondern bisher wild umhergeschwärmt sei. Wenn er bemerkt, ein wildes Leben habe ihn spät gelehrt, die Treue der Frauen als ihre höchste Tugend zu schätzen, so deutet dies wohl nur auf das endlich in ihm erwachte Verlangen nach einer solchen hin. Der Dichter denkt ihn sich wohl unverheiratet, während er in Wirklichkeit bald darauf sich zum dritten Male vermählte. Nach der Begrüßung der Geliebten gilt des Herzogs nächstes Wort der ehrfurchtsvollen Begrüßung des Erzbischofs, der seine Freude über diesen Tag mit den Worten Simeons (Luc. 2, 29) ausspricht. Seine herzliche Güte bekundet der Herzog durch die Art, wie er der Sorel das von Du Chatel verkaufte Schmuckkästchen zurückerstattet, in dem auf sinnige Weise geäußerten Wunsche, sie, die mit begeisterter, auf-

opferungsvoller Treue dem Könige beigestanden, als Königin begrüßen zu können, endlich durch das Anerbieten stets bereiter Dienstwilligkeit. Daß sie nicht immer diese Stellung am Hofe einnehmen könne, da der König sich vermählen müsse, deutet er nur zart an; die Sorel und ihr königlicher Geliebter werden dadurch tief bewegt.*)

Jetzt aber muß der Herzog seiner Freude, sich endlich wieder an der Stelle zu finden, an die er gehöre, den lebhaftesten Ausdruck geben: nachdem er sich gleichsam noch einmal durch den Anblick überzeugt hat, daß er wirklich am Hofe seines Königs sich befinde, wirft er sich mit glühendster Freude nochmals in die Arme Karls. Die drei burgundischen Ritter umarmen in gleicher Weise die drei Würdenträger des Königs. Unmöglich dünkt es ihm jetzt, daß er je sich habe so weit vergessen können, seinen König zu verlassen, sich mit den Fremden zu verbinden und ihr Vasall zu werden, was der König im Sinne der Zeit als Einwirkung eines bösen Gestirns entschuldigt. Jetzt aber will er seine große Schuld durch treuestes Zusammenwirken mit dem Könige gegen den fremden Eindringling gut zu machen suchen. Daß es ihm selbst beim Kriege gegen seinen König schlimm zu Muthe gewesen, bekennt er. Wie schwer es ihm gefallen, die angetragene Versöhnung abzuweisen, will er in dem unterbrochenen „O wüßtet Ihr" ausführen; hätte in dem gesandten Vermittler die Stimme des Herzens gesprochen, er würde nicht widerstanden haben. Nachdem er dann noch seine unzertrennliche Verbindung mit dem Könige bezeichnend ausgesprochen, äußert der Erzbischof in erhebender Weise die frohe

*) Die Theaterbearbeitung strich Karls Wort nach Ueberreichung des Kästchens und was Burgund weiter thut und äußert bis zu Bedürfen solltet.

Hoffnung auf glücklichere Zeiten; doch könne er nicht umhin, der schrecklichen Opfer zu gedenken, die ihrem Zwist gefallen sind, und beide eindringlich zu mahnen, sich nicht mehr zu entzweien, da, was heute glücklich sich geendet, nicht immer eine solche Lösung finden möchte.*) Hierdurch wird der Herzog an die Jungfrau erinnert, welcher sie alle diese Versöhnung verdanken, deren hohe Bedeutung in unserm Auftritte in dramatisch belebter Darstellung so anschaulich hervortritt. Der Erzbischof vermuthet, Johanna verbringe die Zeit, welche sie nicht zu öffentlichem Erscheinen nöthige, in frommer Unterredung mit Gott, da alle ihre Schritte gesegnet seien, womit er auf die Unternehmungen auf dem Zuge nach Rheims deutet, dem sie bereits mit unerwartetem Glücke so nahe gekommen sind. Eine längere Zeit seit dem Entsatze von Orleans kann er unmöglich annehmen, da der Herzog sich beeilt haben wird, seine der Jungfrau versprochene Versöhnung auszuführen. Daß sie pflege, sich mit Gott zu unterhalten und ihm ihre Anliegen vorzutragen, hören wir sie selbst sagen.**) Wenn man ohne sie sich berieth, wußte sie durch Gottes Offenbarung immer, was man beschloß. Daß sie Gott anflehte, sich ihr durch ihre Heiligen (Katharina und Margaretha) zu offenbaren, ließ Schiller mit Recht zur Seite.

Vierter und fünfter Auftritt. Johanna bewirkt die Versöhnung zwischen Burgund und Du Chatel. Sie selbst nimmt vom Könige die Erhebung in den Adelstand ruhig an, weist

*) „Die Gottheit des Schwerts", insofern das Schwert ein entfesselter Dämon ist, der, einmal gezogen, Gewalt über die Menschen gewinnt. Vgl. S. 179***.

**) Histoire du siege 94: Je me suis mis en oraison en ma manière accoustumée.

aber darauf die Liebesbewerbungen von Dunois und La Hire zurück, und sie verdenkt es dem Könige, daß er wähnen könne, sie, die heilige Gottesstreiterin, werde je einem Manne ihre Hand geben können, während sie doch selbst der eitlen irdischen Ehre sich eben nicht entzogen hat. Leidenschaftlich treibt es sie den anrückenden Engländern entgegen; auch der König eilt muthig in den letzten Kampf, der ihm den Weg nach Rheims öffnen soll.

Johanna erscheint hier als Friedensstifterin mit einem Kranze statt des Helmes, aber den Harnisch hat sie bis jetzt nicht abgelegt, da ihre Sendung als Streiterin Gottes noch nicht zu Ende ist; aus ihren Augen strahlt nun in Folge der geschlossenen Versöhnung heiterer Friede. Auf Burgunds Frage, ob sie jetzt mit ihm zufrieden sei, erwiedert sie bedeutsam, vor allem könne er sich selbst freuen; wie anders erscheine er heute als früher, wo er am Hofe als Feind des Vaterlandes gefürchtet gewesen!*) Aber sie wagt noch mehr von ihm zu verlangen, die Versöhnung mit dem Mörder seines Vaters.**) Die Versöhnungsszene mit Du Chatel ist auf das glücklichste eingeleitet. Johanna bereitet den Herzog auf das Aeußerste, was sie von ihm verlangt, geschickt vor; erst als sein Blick ihr sagt, daß er, wie schwer es ihm auch werde, bereit sei, ruft sie Du Chatel

---

*) Dieser Himmel deutet hier auf den Hof. Dort leuchtet als Sonne der König; der Herzog, der nächste neben ihm, ist der Mond, aber sein Schein war blutroth, wie der verderbenbringender Kometen. In Wallensteins Lager sagt der Kapuziner, der Herrgott hänge den Kriegsmantel blutigroth aus den Wolken herunter.

**) Die Theaterbearbeitung strich die sechs Verse Hab' ich mein Wort gelöst — Himmel hinget.

herein, den sie der Versöhnung des Herzoges versichert.*) Noch einmal sträubt sich dessen Herz, aber durch ihr herzliches Zureden, daß alles wahre Gute ausnahmslos für alle sei**), fühlt er sich ganz bezwungen, er kann nicht länger wiederstehn. So läßt er sich denn von Du Chatel umarmen***) und vergibt ihm; er entsagt der seinem Vater geschworenen Rache, da nur die Leidenschaftlichkeit des Schmerzes ihm diesen Schwur ausgepreßt habe, bei den Todten keine Rachegedanken wohnen.†)

Der König ist durch diesen neuen unerwarteten Erfolg von Johannas edlem Geiste, der ihm den alten treuen Jugendfreund erhält, so ergriffen, daß er nicht weiß, womit er diese, welcher er so viel verdankt, würdig belohnen könne. Sie aber mahnt ihn, sich von der Größe nicht verblenden zu lassen, sich stets zu erinnern, wie gut ein Freund in der Noth thue, und auch dem Geringsten sich nicht zu entziehen, da ja aus dem niedrigsten Stande in der höchsten Noth ihm Hülfe gekommen. So lange er die Liebe seines Volkes sich bewahre, werde sein Königshaus herrschen, wogegen demselben, wenn es hochmüthig die Niedrigen verachte, eben von diesen, von denen jetzt die Rettung komme,

*) Ursprünglich stand hier nach der szenarischen Bemerkung noch: „Alle Anwesende heften den Blick auf den Herzog.“

**) Auf zwei von einem gütigen Herrn und einem gnädigen Fürsten entliehene Beispiele folgen zwei aus der Natur, die den darauf folgenden Satz begründen. Die Beschränkung wird mit Falten verglichen, die nicht das volle Licht zulassen.

***) Richtig hat schon die Ausgabe von 1838 den Vers: „Umarmt mich, Du Chatel! ich vergeb' euch“, durch Umarmet hergestellt. Boxberger behält den lahmen Vers bei, der ein Vierfüßler sein würde.

†) Er folgt hier der Ansicht der Alten von einem unterirdischen Todtenreiche, bei dem man zu schwören pflegt. Er ist jetzt überzeugt, daß Du Chatel nicht absichtlich getödtet, sondern nur seinen König habe schützen wollen. Vgl. S. 64.

der Sturz drohe. War es ja die aufgeregte Masse des Volkes, die dem unglücklichen letzten Sprößling seines Hauses den Untergang bereitete. Daß der Dichter hieran auch Weissagungen über Burgund und sein Bündniß mit Frankreich anschließt, dürfte kaum in der dramatischen Situation begründet sein, bot es auch eine Gelegenheit zu anziehenden Aeußerungen der Jungfrau; ja es widerspricht auch der sonst bei Schiller sich findenden Annahme, daß der Jungfrau nur dasjenige offenbar ist, was Gott zu *ihrem Zwecke* sie schauen läßt. Nur die Mahnung an den König war in diesem Augenblick bedeutsam und darum mußte Johanna hier in die Zukunft schauen. Mit der Anrede „Burgund!“ ist hier nicht, wie sonst, der Herzog allein gemeint, sondern sein Haus, sein „Stamm“. Unter Philipp hat Burgund sich immer mehr ausgedehnt, ja ist einem Königreiche gleich geworden, und möchte noch immer höher sich erheben.*) Johanna deutet auf den Untergang Karls des Kühnen bei Nancy (1477), dessen einzige Tochter Maria sich mit dem ritterlichen Maximilian von Oestreich vermählte; sie starb früh, aber ihr Enkel Karl V. ward Herrscher von Oestreich, Spanien und der neuen in Amerika entdeckten Welt**), und seine Nachkommen regierten als getrennte Häuser in Oesterreich und Spanien. Auf des Königs

---

*) *Bis zu Throneshöhe*, einem Königreiche gleich. — *Deinen Stuhl gesetzt*. Jesaias 24, 6: „Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen.“ — *Hebt*, möchte heben. — *Bei dem Baue bis in die Wolken* schwebt der Thurm von Babel (1 Mos. 11, 4) vor. — *Den kühnen Bau*. Ursprünglich und noch in der Theaterbearbeitung stand das überstarke *frechen* statt *kühnen*.

**) *Hirten der Völker*, nach homerischem Ausdrucke, wie auch *scepter-tragend* (σχηπτοῦχοι), dürfte hier doch eher ein lästiger als ein hebender Zusatz sein.

Frage*), ob das jetzige Freundschaftsbündniß langen Bestand haben, ob es die späten Nachkommmen noch erfreuen werde, weigert sich Johanna zu antworten, da sie diese glückliche Stunde nicht durch Mittheilung der Zwistigkeiten unter den Söhnen der heute glücklich versöhnten Fürsten trüben will. Sie mahnt nur an die Lehre, daß Fürsten sich vor Zwietracht hüten sollen, die sich lange fortnähre**), was in ähnlicher Weise schon der Erzbischof gethan hatte, und sie fordert die Wiederverbundenen auf, sich der schönen Gegenwart zu freuen. Eben so wenig beantwortet sie die Frage der schönen Sorel nach ihrem Schicksale, das, wie wir wissen, sie lange vom Hofe entfernte; ihr seien, bemerkt sie, nur die Geschicke der Völker enthüllt, und sie verweist sie auf ihr eigenes Herz, worin ihr wahres Glück ruhe. Wenn trotzdem der von Liebe entbrannte Dunois sie nach ihrer eigenen Zukunft fragt, von der er voraussetzt, daß sie ihr bekannt sei, so treibt ihn hierzu das unwiderstehliche Verlangen, zu erfahren, ob die Antwort für ihn günstig sei. Johanna aber lehnt diese Frage geschickt ab, indem sie das wahre Glück jenseits erwartet; daß sie bald ihren Tod finden werde, verschweigt sie.***) Aber der dankbare König will die Begründung ihres Glückes sich

---

*) Der Geist, die in ihr sprechende höhere Stimme, die Gabe der Wahrsagung, wie Johanna den Ausdruck mehrfach braucht.

**) Ursprünglich stand vor „Das Glück" noch die szenarische Bemerkung nach Johanna: „schlägt die Augen schweigend nieder und richtet sie langsam bedeutend zum Himmel auf", die auch in der Theaterbearbeitung sich erhielt.

***) Bei dem eisernen Geschlecht ist nicht mit Boxberger an des Kadmus Saat der Drachenzähne zu denken, sondern eisern soll unverwüstlich bezeichnen, wie so oft bei Homer. Bei der Kadmussage ist das gegenseitige Bekämpfen die Hauptsache, was hier gar nicht angedeutet wird, wo daneben das Bild des sich fortwälzenden Brandes steht.

nicht entgehn lassen, und so gibt er ihr gleich den Ritterschlag, erhebt sie und ihr Geschlecht in den Adelstand.*) In Wirklichkeit fertigte der König erst einige Monate nach der Krönung zu Rheims im Dezember das Diplom aus, wodurch er sie, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Brüder und deren ganze männliche und weibliche Nachkommenschaft zur Anerkennung ihrer großen Verdienste und zur Verkündigung des Lobes Gottes in den Adelstand erhob. Zum Wappen gab er der Familie ein zwischen zwei goldenen Lilien in blauem Felde aufrechtstehendes Schwert von Silber mit vergoldetem Stichblatt, nebst einer goldenen Krone auf der Spitze, wovon die Nachkommen ihrer Brüder sich Du Lys nannten. Schiller folgte hier, da es seinem Zwecke entsprach, den Memoires secrets, welche (II, 62) diese Erhebung gleich nach dem Entsatz von Orleans setzen. Karl habe sie an der Spitze des Heeres in Gegenwart des ganzen Hofes geadelt, auch ihre drei Brüder und ihre Nachkommenschaft, und den Namen D'Arc in Du Lys verwandelt, auch selbst ihr Wappen bestimmt. Wenn Johanna diese Erhebung sich ruhig gefallen läßt, so hat die Verbindung mit dem Hofe und die ihr entgegengebrachten Huldigungen schon die Reinheit ihrer nur auf die Erfüllung von Gottes Willen gerichteten Seele getrübt; es ist nicht mehr die rücksichtslose Gottesstreiterin, die bloß den Willen des Höchsten erfüllt und ihren Lohn im Himmel erwartet, sondern weltliche Ehre reizt sie, und so ist es nicht zu verwundern, daß der König weiter geht, und auch für einen ihrer würdigen adligen Gatten sorgen will, was freilich ihrem Gefühle zuwiderläuft

*) Die Worte „Im Grabe adl' ich deine Väter" ließ die Theaterbearbeitung weg und zog Geburt noch zum folgenden Verse, obgleich dadurch ein Sechsfüßler entsteht.

und geradezu ihrer heiligen Sendung widerstrebt. Vgl. oben S. 105 ff.

Dunois, der sich nicht länger zurückhalten kann, bietet der Jungfrau seine Hand, wobei er den König selbst*), der darüber zu verfügen hat, und den Erzbischof, den heiligen Diener Gottes, zu Zeugen nimmt. Der König ist froh erstaunt, daß die Jungfrau auch dieses stolze Herz bezwungen, das bisher der Macht der Liebe Hohn gesprochen habe, wie auch Dunois selbst im ersten Auftritt äußerte, bisher habe nie ein Weib den unbezwungenen Sinn ihm gerührt, wogegen er I, 2 versichert, er schmähe nicht der Liebe Herrschaft. Aber auch La Hire bietet Johanna, deren schönster Schmuck ihre Bescheidenheit sei, die treue Neigung eines redlichen Gemüthes mit seiner Hand an.**) Karl will Johanna selbst zwischen beiden als Krieger gleich ausgezeichneten Bewerbern entscheiden lassen, aber die Sorel, die wohl fühlt, wie unzart es sei, die bisher so streng zurückhaltende Jungfrau hier öffentlich ihre Neigung erklären zu lassen, möchte ihr Bedenkzeit gewährt wissen, und bietet sich der Ueberraschten als wohlmeinende, das Vertraute heilig bewahrende Beratherin an, wobei sie sich freut, Vertrauen gegen Vertrauen austauschen zu dürfen; denn auch sie wünschte ihr Herz zu ergießen und sich von ihr berathen zu lassen. Keiner von allen ahnt, wie sehr sie hierbei das Wesen der heiligen Gottesstreiterin verkennen,

*) Das verswidrige Angesicht ward erst 1804 in Angesichte verbessert. Schiller selbst hatte 1805 bei der Durchsicht den Fehler übersehen, den aber der Druck wegschaffte.

**) Erst 1805 verbesserte Schiller eitler statt irdscher. — Schwindelnd, ausschweifend, ist auf sie zu beziehen, nicht mit eitler zu verbinden. Weiter unten steht weltlich eitle Hoheit.

die ganz dem Himmel geweiht ist, der Erde eitle Freuden nicht kennt. Freilich hat sie selbst sich schon ihrer göttlichen Sendung dadurch entfremden lassen, daß sie den Ritterschlag angenommen hat. Jetzt erst, wo ihr diese Entfremdung von ihrem heiligen Berufe schwer aufs Herz fällt, kann sie sich fassen (das ihr winkende Glück ist doch nicht ohne Wirkung auf ihre Seele geblieben*)), und so erklärt sie, nicht um weltliche Hoheit und irdischer Liebe Glück zu erlangen, habe sie die ihrem Geschlechte und Stande nicht geziemende Waffenrüstung angelegt, sondern als Gottes Streiterin, und sie könne als solche keinem Manne gehören.**) Der Erzbischof selbst aber ist so wenig von der Würde ihrer göttlichen Sendung durchdrungen, daß er die Ansicht ausspricht, nach Vollziehung ihres Auftrages werde sie der Bestimmung des Weibes folgen müssen, das zur Gefährtin des Mannes (nach 1 Mos. 2, 18) bestimmt sei, ohne daß er der Mahnung des neuen Bundes zu Gunsten des ehelosen

*) Fielitz verkennt die Lage der Sache völlig, wenn er S. 79 bemerkt, hätte Schiller hier an eine keimende Liebe Johannas gedacht, so würde er nicht zwei Bewerber auftreten lassen; aber davon ist gar nicht die Rede, daß sie Dunois oder La Hire liebe, sondern von der Sehnsucht nach einer solchen seligen Liebe, wie beide sie sich träumen, wie sie der König in der Sorel gefunden, wie sie in der Tiefe der weiblichen Brust liegt, aber bei Johanna nur bisher noch nicht erwacht war. Daß ihr Gemüth keinen Raum für dieses Allotrium übrig habe (S. 78), ist eine zu wunderliche Behauptung; geschlummert hat die Neigung in ihr, ja sie ist unterdrückt worden über Johannas Versinken in ihre Träume, aber um so nothwendiger erhebt sie sich eben jetzt im weltlichen Getriebe und fordert um so entschiedener ihr Recht, je unweiblicher das ihr aufgedrungene Kriegsleben ist. Hauff stimmt freilich S. 451 vollkommen bei, geht aber nicht auf die Sache ein.

**) Statt Schäfertrift stand ursprünglich, und noch in der Theaterbearbeitung, stille Trift. Letztere ließ die freilich entbehrlichen beiden Verse Berufen — vollenden weg.

Lebens gedenkt. Sonderbar ist es, daß die Jungfrau hier dem Erzbischof gegenüber nicht ihre göttliche Sendung betont, sondern erklärt, sie werde, wenn sie ihren Auftrag vollzogen, das thun, was die höhere Stimme (vgl. S. 196*) sie heißen werde, als ob es ihr nach dem, was sie gelobt hat und was aus ihrer Sendung nothwendig folgt, irgend zweifelhaft sein könnte, daß sie keinem Manne folgen dürfe, was doch der Hauptpunkt in der Rede des Erzbischofs ist, der auch offenbar bei dem Zurückkehren zu dem sanftern Geschlechte die volle Erfüllung ihres weiblichen Berufes im Sinne hat. Wollte sie bloß sagen, sie wisse noch nicht, ob sie nach Hause zurückkehren werde, wenn sie Gottes Befehl erfüllt habe, so würde die Erwiederung höchst ungenügend sein. Rasch bricht sie von der unliebsamen Unterhaltung auf eine Weise ab, die keineswegs dem Bewerber alle Hoffnung abschneidet, indem sie an das mahnt, was ihr noch zu thun obliege, woran sie die Aufforderung schließt, nicht stille zu stehn, sondern den Weg nach Rheims den entgegenstehenden, noch immer geschäftigen Feinden zum Trotze zu vollenden.*) Als Dunois noch immer der Hoffnung nicht entsagen will, daß sie, wenn sie ihre Sendung in Rheims vollendet habe, ihm angehören werde, erklärt sie, ohne ihn seine Rede vollenden zu lassen, ihren Entschuß, von Rheims aus nach Hause zurückzukehren, da sie dann nichts mehr in den ihr fremden hohen Kreisen zu thun habe, was nicht allein schlecht zu dem angenommenen Adel stimmt, sondern auch der sonst hervortretenden Gewißheit wider-

*) Auffällt die Begründung der Mahnung, nicht stille zu stehn, durch die Geschäftigkeit der Feinde, ihnen den Weg nach Rheims zu versperren. Nicht deshalb darf die Jungfrau nicht säumen, sondern es drängt sie, möglichst rasch ihre Sendung zu Ende zu führen.

spricht (vgl. oben S. 180), daß sie vom Schlachtfelde nicht zurückkehren werde, noch mehr der oben gethanen Aeußerung, sie wisse noch nicht, was ihr der Geist gebieten werde, wenn sie ihr Werk vollendet habe. Doch schwebte Schiller hierbei eine wirklich der Jungfrau zugeschriebene Aeußerung vor. Vgl. oben S. 89 f. Die eben hervorgehobenen Bedenken würden alle schwinden und ein ganz sachgemäßer Fortgang gewonnen werden, wenn die 28 Verse von der Rede des Erzbischofs „Dem Mann zur liebenden Gefährtin" bis zu dem Verse Johannas „Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause" wegfielen, die wahrscheinlich, wie III, 1 zu den spätern Zusätzen des Dichters gehören, obgleich dieser sie auch in der Theaterbearbeitung beibehielt.

Karl ergreift jetzt mit herzlicher Freundlichkeit die Hand der Jungfrau, um dasselbe, was eben der Erzbischof, in anderer Weise auszusprechen; habe sie als „Kriegerin des höchsten Gottes" ihr Werk vollendet, so werde sie auch der Stimme der Liebe ihr Herz eröffnen. Sie aber sieht in diesem Wahne des Königs, welcher vor allem in ihr die Gesandte des Herrn erkennen sollte, den Mangel an reinem Glauben, der ihre Erscheinung nicht zu fassen wisse,*) und eine völlige Herabwürdigung ihrer Stellung, da sie als die vom Himmel zur Rache verliehene Jungfrau nie einen irdischen Mann im Herzen tragen dürfe, wobei ihr Gelübde, Jungfrau zu bleiben (Prolog A. IV. III, 7), zur Seite gelassen wird. Entschieden besteht sie darauf, nichts weiter hiervon hören zu wollen, indem sie jedes Verlangen eines Mannes nach ihr, der gottgeweihten Jungfrau,**)

*) „Ihr blinden Herzen! ihr Kleingläubigen!" biblisch. Vgl. Matth. 16, 8.

**) Statt des biblischen Ausdrucks (Matth. 5, 28) mich begehrt hat die Theaterbearbeitung auf mir weilt.

für eine Entheiligung erklärt, und zwar um so leidenschaftlicher, als sie selbst sich nicht verhehlen kann, daß sie von eitler Weltneigung nicht mehr ganz frei ist. Da der König endlich nachgeben muß, so dringt sie darauf, daß dieser nun sofort den Befehl zum Aufbruch gebe. Eine mächtige Unruhe hat sie, die sich der Trübung ihrer reinen Stimmung halbbewußt ist, ergriffen und zugleich die Ahnung, daß sich ihr Schicksal nun bald erfülle; denn darauf scheint doch der Ausdruck zu deuten, es treibe sie „gebietrisch mahnend ihrem Schicksal zu“.

Die unmittelbar darauf erfolgende Meldung, der Feind sei über die Marne gegangen und stelle sich zum Kampf, läßt sie nicht länger weilen; sie eilt hinaus, um die Truppen zu ordnen. Der Ausdruck „die Seele sei jetzt ihrer Banden*) frei“, deutet auf den beängstigenden innern Kampf, dem sie im Schlachtgewühl zu entgehn hofft. Der König sendet ihr gleich La Hire nach**); er selbst ist vom besten Muth erfüllt. Die Worte „Sie wollen uns — lassen!“ spricht er, was freilich angedeutet sein sollte, zu Dunois, der in dem feindlichen Anrücken nur den letzten Versuch der verzweifelnden Ohnmacht der Feinde sieht. Auch der Herzog von Burgund, der eigentlich einer Aufforderung Karls nicht bedürfen sollte, ist bereit, sich heute gegen den eben verlassenen Bundesgenossen zu bewähren. Der König selbst hält es für eine Ehrensache sich selbst an dem Kampfe für seine Krone zu betheiligen. Zärtlich nimmt er als Sorels Ritter von dieser Abschied, welche bei ihrer Umarmung der innern Ueberzeugung

*) Erst Körner setzte Bande.

**) Die szenarische Bemerkung, daß dieser dem Befehle sogleich folge, sollte nicht fehlen.

Ausdruck gibt, daß dieser letzte Kampf nach so vielen wunderbaren Erfolgen siegreich enden werde. Die nun eintretende Musik vermittelt den Uebergang zum folgenden Auftritt; denn zwischen diesem und dem unsern liegt die für Karl siegreiche Schlacht. Vgl. S. 118.

Sechster bis achter Auftritt. Der verwundete Talbot stirbt, nachdem die Kunde der Uebergabe von Paris ihm noch die letzte Hoffnung geraubt hat. Die Franzosen haben einen vollständigen Sieg erfochten. Karl ehrt den gefallenen tapfern Feldherrn und sendet dann Du Chatel zu der Geliebten, um sie nach Rheims zu führen. Dunois und La Hire eilen weg, die vermißte Jungfrau aufzusuchen. Dies alles mit Ausnahme von Talbots Ende und der dem Verstorbenen gewidmeten Anerkennung ist ganz leicht behandelt, damit der Hauptwendepunkt in Johannas Schicksal um so bedeutender hervortrete.

Der auf den Tod verwundete Talbot sendet seine Begleiter in die Schlacht zurück, die er freilich für verloren hält; wenigstens steht dem Einzug Karls in Rheims jetzt nichts mehr entgegen. Nur Ritter Fastolf, der bisher bloß II, 1 aufgetreten und mit der Aufstellung der Wachen von Talbot betraut worden war, bleibt bei ihm zurück. Lionel, der zu dem traurigen Anblick kommt, ist darüber in Verzweiflung.*) Talbot ahnt, daß es mit Englands Macht in Frankreich trotz seiner Anstrengung vor=

---

*) Den Tag des Schicksals, nach Homers *αἴσιμον, μόρσιμον ἦμαρ*. — Bei dem Ausdruck vom Strahl dahingeschmettert ist nicht nothwendig mit Boxberger an einen Vergleich mit dem Tode des Ajax Oileus zu denken; weshalb nicht eben so gut, ja noch besser, an Kapaneus, der beim Sturme auf Theben auf der schon erstiegenen Mauer von des Zeus Blitz getroffen wurde? Aber eine bestimmte mythologische Anspielung liegt überhaupt wohl nicht zu Grunde.

über, da jetzt die Krönungsstadt verloren sei; nur Paris sollen sie zu retten suchen. Lionels Kunde, daß dies sich bereits dem Dauphin unterworfen hat, vernichtet seine Hoffnung, und so reißt er den Verband auf*), um zu verbluten. Daß man ihm gar keine Hülfe leistet, um ihn noch zu retten, fällt auf. Eine andere Aeußerung seiner Verzweiflung wäre wohl besser an der Stelle. Auch der gegen die Geschichte angenommenen, an sich unwahrscheinlichen Unterwerfung von Paris bedurfte der Dichter nicht; jede Erinnerung an dieses zerstreut nur die Aufmerksamkeit, jedenfalls hätte eines Versuches gegen dieses vorher gedacht werden müssen. Die verzweifelte Lage tritt dadurch noch lebendiger hervor, daß Lionel nicht verschweigen kann, Talbot befinde sich an diesem Orte nicht mehr sicher, da die Flucht vor der Jungfrau allgemein sei. Talbot wird dadurch zur schärfsten Verhöhnung der in der Welt herrschenden Verblendung und zum Ausbruche seiner Verzweiflung an der Durchführung aller klugbedachten Pläne hingerissen,**) deren energische Kraft freilich des tapfern Helden würdig ist, aber in der Art, wie sie hier ausgesprochen werden, doch von philosophischer Anschauung zeugen.***) Wenn Lionel ihn

*) Schiller schrieb „Reißt den Verband ab" selbst in die älteste Handschrift.

**) Dem Narrenkönig, dem obersten Narren. Bei einer unter Karl VI. in Paris entstandenen Schauspielergesellschaft, die sich enfans sans souci nannte, hieß der Anführer Roi des fous. Denselben Namen führte der von den maskirten Studenten der pariser Universität gewählte Oberste. Auf dem Kopfe trug er eine Kappe mit zwei Eselsohren. Boxberger bemerkt richtig, daß Schiller diese Angabe in dem 38. Bande der allgemeinen Weltgeschichte (S. 22, nicht 20) gefunden habe.

***) Noch in der Theaterbearbeitung stand „Hellschauende Vernunft, erhabne Tochter". — Des göttlichen Hauptes, Gottes, deutet nicht auf den Jupiter und dessen Tochter Minerva, wie Boxberger will. — Führerin der Sterne, insofern diese nach einem weisen Plane sich bewegen. — Das Bild vom Aberwitze ist äußerst grell ausgeführt. Den Trunkenen haben wir uns doch wohl auf dem

auffordert, die letzten Augenblicke seines Lebens, statt in solchen Verwünschungen sich zu ergehn, an Gott zu denken, so fällt dies dem freigeisterischen Helden gegenüber doch sehr ab.*) Talbot aber glaubt zu seinem Fluche vollkommen berechtigt zu sein, da es zu toll sei, alle Mühe und Anstrengung eines langen Lebens nicht durch den wechselnden Glückslauf**), sondern durch ein solches Wahnbild zerstört zu sehn; denn die angebliche Einwirkung übernatürlicher Kräfte hält er für bloße Täuschung. Lionel nimmt, da er den Kampf noch nicht ganz verloren gibt, von dem Sterbenden gefaßten Abschied.***) Talbot spricht am Schlusse seine ganz materialistische Ansicht von der Natur des Menschen †)

---

tollen Rosse zu denken. Sich stürzen steht hier sehr kühn von dem, der mit Gewalt in den Abgrund gezogen wird.

*) Lionel redet ihn „Mylord“ an, wie er schon bei Shakespeare „Lord“ heißt, obgleich er damals noch nicht Graf von Shrewsbury war. Schiller und Shakespeare lassen ihn mehr als zehn Jahre vor seinem eigentlichen Tode fallen.

**) Die Kugel vom Rade des Schicksals. Vgl. Prolog 4 umwälzen seines Glückes Rad.

***) Das Schicksal dreht sein Rad auch bei der Entscheidung des Kampfes, wie der homerische Zeus auf dem Olymp die Loose der Parteien gegeneinander wägt. Daß das Kriegsglück wechselt, ist ein seit Homer geläufiger Gedanke.

†) Als eine Handvoll leichten Staubes. Dabei schwebt das Verbrennen der Leiche vor. Properz läßt IV, 11, 14 den Schatten der Cornelia sprechen: En sum, quod digitis quinque levatur onus. Juvenal sagt von dem todten Hannibal (X, 147. 148): Expende Hannibalem: quot libras in duce summo invenies? Und ähnlich steht bei Ovid (Am. III, 9, 39. 40): Jacet ecce Tibullus. Vix manet e tanto, parva quod urna capit. Freilich steht Staub auch sonst nach biblischem Sprachgebrauch (2 Könige 23, 12) von dem verwesenen Leib, wie es auch früher in Karlos II, 5 hieß: „seinen entweihten Staub in die Winde streuen“, und in der Braut von Messina: „Wenn ein Stein sich wölbet über beider Staube“, und Claudius sagt ähnlich mein bischen Asche, aber hier scheint doch die klassische Vorstellung vorzuschweben. — Ursprünglich stand

und seine herzliche Verachtung alles Menschlichen aus, das am Ende auf nichts herauslaufe. Sein Materialismus bildet den schärfsten Gegensatz zu dem religiösen Glauben, auf welchen der Dichter die ganze Erscheinung der Jungfrau gründet. Ob ein solcher Materialismus nicht in zu grellen Widerspruch gegen diese trete und der dramatischen Wirkung schade, kann man mit Recht fragen.

Noch vor seinem Ende muß Talbot den völligen Sieg der Franzosen vernehmen und den von den Engländern abgefallenen Burgund schauen. Dunois erkennt die Größe des Gefallenen so sehr an, daß er mit starker, in solchen Augenblicken natürlicher Uebertreibung sagt, jetzt erst könne er Karl wahrhaft als König begrüßen.*) Shakespeares Bastard will ihn, der Englands Ruhm, Frankreichs Wunder gewesen, in Stücke hauen lassen. Der König ehrt sein Andenken und verspricht ihm ein ehrenvolles Denkmal. Auffallend aber ist seine Bemerkung, der Ort, wo er gefallen, solle seine Grabschrift sein, da ein feindliches Schwert noch nie so weit gedrungen; denn Talbot war in Wirklichkeit, selbst in unserm Stücke, viel weiter als Rheims gelangt; war er ja auf seinem siegreichen Zuge schon bis nach Bordeaux gedrungen, worauf er bei Chatillon fiel. Seine Ge-

---

„So endigt das Schicksal mit dem Menschen" statt des einfachern „So geht der Mensch zu Ende".

*) Daß er, dem ganz Frankreich nicht genügen konnte, da er, wenn er es erobert, noch weiter gedrungen sein würde, jetzt mit einem so kleinen Raume Erde sich begnügen müsse, ist ähnlich, wie wenn Juvenal von Alexander dem Großen sagt (X, 168—172): Unus Pellaeo iuveni non sufficit orbis. — Sarcophago contentus erit. Gewöhnlich sagt man nicht von der unbegrabenen Leiche, sondern von der Asche, ein kleiner Theil Erde fasse sie, wie z. B. in einer späten, sehr bekannten griechischen Grabschrift auf Sophokles.

beine wurden einige Jahre später in seine Heimat gebracht. Bei Shakespeare, der Talbot vor Bordeaux fallen läßt, liefert der König seine Leiche den Engländern aus. Karl entläßt hier auch Fastolf, damit er Talbot frei die letzte Ehre erweise.*) Dann aber gedenkt er seiner Sorel, die Du Chatel nach Rheims bringen soll, damit sie an ihrem Triumph Theil nehme.

Jetzt erst erinnert sich Dunois, als er La Hire allein kommen sieht, der Jungfrau, die er von diesem beschützt glaubte; nur der Herzog von Burgund hat ihre Fahne vor kurzem noch im dichtesten Getümmel bemerkt. Dunois' Liebe fürchtet ernstlich für sie; Karl fordert dringend zur Rettung auf. Sie aufzusuchen eilen Dunois, La Hire und Burgund weg. Wenn der Herzog mit „Wir alle" schließt, so dürfen wir annehmen, daß auch der König, der gleichfalls „forteilt", zu diesem Zwecke sich entfernt, was freilich hätte näher bezeichnet sein sollen.

Neunter bis elfter Auftritt. Die Hölle benutzt Johannas leidenschaftliche, von weltlichem Triebe nicht freie Aufregung, um sie durch ihren bösen Anhauch noch mehr zu verwirren. Sie hat einen ihrer Geister gesandt, der, indem er vor der in leidenschaftlichem Grimme ihn Verfolgenden flieht, sie immer weiter vom Schlachtfeld ablockt, und als er endlich stehn bleibt, durch seine Drohung des ihr bevorstehenden Unglücks, und durch die Mahnung, nicht nach Rheims zu gehn, sie noch bitterer aufregt. Als sie ihn niederstechen will, gibt er sich ihr als Geist zu erkennen. Sie ist nicht mehr die fromme Gottesstreiterin, sondern das auf Muth und Tapferkeit stolze,

*) Die Theaterbearbeitung läßt die drei Verse Sire, ich bin euer (wofür Schiller 1805 Herr, ich bin dein schrieb) — folgen ganz weg.

von Leidenschaft bewegte Weib, das von jetzt an auch der Macht der Liebe verfallen kann. Erbittert kämpft sie mit dem in Rachewuth auf sie eindringenden Lionel, schlägt ihm das Schwert aus der Hand und will ihm den Todesstreich versetzen; aber jetzt, da sie in sein Antlitz schaut, kann sie, von wunderbarer Liebe ergriffen, ihn nicht tödten. Das Gefühl ihrer Schuld vernichtet sie. Lionel, gleichfalls von unendlicher Liebe erfüllt, flieht, doch mit dem festen Entschlusse, sie wiederzusehn. La Hire und Dunois finden die Verzweifelnde verwundet und führen sie weg.

Der schwarze Ritter kann unmöglich als Ausgeburt der Phantasie Johannas gelten, er muß ein wirklicher Höllengeist sein; denn eine solche innere Vision persönlich hervor-, ja ihr entgegentreten zu lassen, darf die dramatische Darstellung sich nicht gestatten. Der Dichter fordert denselben Glauben für die Gegenwirkung der Hölle, wie er die unmittelbare göttliche Sendung als wirklich darstellt. Böttiger wollte von Schiller selbst gehört haben, der schwarze Ritter sei Talbots Geist, worauf auch das Wort der Jungfrau hinzudeuten scheint, er gleiche Talbot. Demnach war es auch natürlich, daß man ihn durch denselben Schauspieler geben ließ. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß Schiller wirklich unter dem bösen Geiste sich Talbot dachte, wenn er auch nichts dawider hatte, daß man den Geist für den des dort eben gestorbenen Freigeistes nahm. Jedenfalls ist es nicht der eigene Wille des Gestorbenen, der ihn Johanna versuchen läßt, sondern die Hölle hat ihn gesandt. Dichterisch bedeutsamer scheint es uns, wenn die Hölle einen Geist in Talbots Gestalt als diesen selbst sandte. Man könnte glauben, Schiller sei zu dieser Erfindung äußerlich durch Shakespeare veranlaßt worden, bei welchem die Jungfrau am Ende

des vierten Aufzugs zu Sir Lucy sagt, er scheine ihr der Geist (ghost) Talbots, so stolz gebieterisch spreche er. Geister erscheinen zu lassen hatte Schiller schon mehrfach beabsichtigt, aber es hier zum erstenmal ausgeführt.

Johanna hat den schwarzen Ritter immer weiter verfolgt, bis dieser endlich auf einer einsamen, öden Stelle, wo man in der Ferne die Thürme von Rheims sieht, stille steht. So wird auch Hamlet von dem Geiste seines Vaters weitab geführt. Sie hält den Ritter für einen lebenden Feind, der eine schwarze Rüstung trägt, wie einst der sogenannte schwarze Prinz. Peppmüller und Boxberger haben gleichzeitig*) den Schluß des 21. (von V. 593 an) und den Anfang des 22. Buches der Ilias, wo Apollo unter der Gestalt des Agenor den Achilleus vom Schlachtfelde weit abzieht, damit die Troer indessen Zeit gewinnen, in die Stadt zu flüchten, endlich aber sich als Gott ihm zu erkennen gibt, den er vergebens verfolge, als Vorbild unserer Stelle nachgewiesen. Aber der Zweck des schwarzen Ritters ist nicht die Rettung der Britten, sondern die Verwirrung, Trübung und Anhauchung der Jungfrau mit dem bösen Geiste; er will sie vom Schlachtfelde nur deshalb weit entfernen, um ungestört mit ihr allein zu sein. Als er endlich weit genug ist, bleibt er stehn; die Jungfrau wirft ihm vor, er habe sie absichtlich durch verstellte Flucht vom Schlachtfelde gelockt, und sie droht ihm mit dem Tode. Aber der Schwarze kann ihr erwiedern, sie habe ihn ja wüthend verfolgt, und er wisse, daß er von ihrer Hand nicht fallen könne. Johanna vermag nicht zu leugnen, daß sie vom tiefsten Hasse gegen seine Person und von heftiger Begier, ihn zu tödten,

*) Gosches Archiv II, 191 f. 268 ff.

erfüllt ist. Das ist nicht mehr die reine, gottbegeisterte Jungfrau, welche nur ihrem strengen Gelübde folgt, keines Engländers zu schonen, sondern die von weltlicher Leidenschaft getriebene Kriegerin. Ja auch von Neugier ist sie nicht frei: sie will erfahren, wer er sei; er soll sein Visier öffnen. Johanna erkennt seine große Aehnlichkeit mit Talbot, welchen sie vor kurzem fallen gesehen habe, was nicht ganz der Wahrheit gemäß ist; höchstens könnte sie Talbots Verwundung bemerkt haben, seinen Tod nur vermuthen. Durch die Hindeutung auf die Aehnlichkeit der Gestalt erregt der Dichter die Vermuthung im Zuschauer, daß hier wirklich der Geist Talbots, den er in so freigeisterischer Weise sterben gesehen, von der Hölle heraufgesandt worden, um die Jungfrau mit böser Ahnung und Trübung der Seele anzuwehn. Man sieht kaum, was den Dichter sonst veranlaßt haben könnte, einer solchen Aehnlichkeit zu gedenken. Der Schwarze spottet über ihre Unwissenheit, da sie ja sonst von prophetischem Geiste erfüllt sei. Aber dieser Spott trifft sie nicht, da der Himmel ihr nur enthüllt, was er will; doch fühlt sie sich in seiner Nähe unheimlich, es überkommt sie die Ahnung, daß ihr ein Unglück drohe. Der gespenstige Ritter antwortet hierauf so wenig wie eben darauf, daß er Talbot so ähnlich sehe, er stellt sich vielmehr hier als Warner dar, der sie vom weitern Verbleiben im Kriege abhalten will; es ist ihm nur darum zu thun, Bedenken und Zweifel in ihrer Brust zu erregen. Seinem Rathe, dem Glücke, das sie bisher begünstigt, nicht weiter zu trauen, wobei er sich auf die sprichwörtliche Treulosigkeit des Glückes beruft, stellt sie nicht ihre göttliche Sendung entgegen, sondern daß sie dem König gelobt, ihn nach Rheims zu führen (vgl. S. 166). Darauf aber reizt er ihre leidenschaftliche

Stimmung durch den weitern, in aller Freundlichkeit geäußerten Rath, dem Kampfe zu entsagen, worauf sie in steigender Erbitterung das vom Stolz, nicht von dem Gefühl ihrer göttlichen Sendung ihr eingegebene Wort äußert, das Schwert nicht aus der Hand legen zu wollen, bis das stolze England völlig besiegt sei, was eigentlich über ihre Sendung hinausgeht Als aber der Schwarze sie gar vor dem Einzug in Rheims, wo sie ihren König krönen und so ihr Versprechen erfüllen soll*), als einer ihr drohenden Gefahr warnt und auf ihre Umkehr dringt, so erkennt sie, daß dieser unter dem freundlichsten Scheine sie zu erschrecken und zu verwirren sucht, und in leidenschaftlichem Zorn über seine Anmaßung möchte sie ihn als verhaßten Feind vernichten. Ruhig will dieser sich entfernen, als sie ihm in den Weg tritt und weitere Auskunft über seine Absicht mit der erbitterten Drohung, ihn zu tödten, verlangt, und da dieser nichts erwiedert, sogleich mit dem Schwerte einen Streich führt. Aber zu ihrem Schrecken muß sie erfahren, daß es ein Gespenst der Hölle ist, das sie hierher gelockt, sie mit seinem warnenden Zuspruche zu verwirren und durch seine fürchterliche Erscheinung zu erschüttern versucht habe. Er berührt sie mit der Hand, worauf der gehobene Arm erstarrt und sie unbeweglich stehn bleibt, bis er, während eine düstere Wolke sich um beide lagert, in welcher es blitzt und donnert, unter Verhöhnung ihres eitlen Versuches,

*) Nach dem Prologe 4 hat der Herr ihr versprochen:

Umwälzen wirst du seines (des Ueberwinders) Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen.

Die Himmelskönigin trug ihr auf (I, 10), ihres Herrn Sohn nach Rheims zu führen und ihn dort mit der königlichen Krone zu krönen.

ihn zu tödten, in die Erde versinkt. Die Macht, den Angreifenden erstarren zu machen, nahm der Dichter von den Zauberern, das Versinken des Geistes aus dem sonstigen Aberglauben; die Art, wie er versinkt, soll auf die Hölle hindeuten. Doch sie will sich nicht beirren lassen; mit dem ihr verliehenen Schwerte hofft sie ihr übernommenes Werk der Hölle zum Trotz zu vollenden. Seltsam hat Fielitz S. 89 f. die Erscheinung des schwarzen Ritters mißdeutet, wie entschieden auch die Absicht des Dichters vorliegt. Der Geist Talbots soll die Jungfrau ernstlich auffordern, von ihrer Rolle einer auf Ruhm und Glück Jagd machenden Abenteurerin abzulassen, da er wisse, was ihrer in Rheims warte; da diese aber „der Versuchung (?) des Ritters, dem angekündigten Verhängniß sich zu entziehn, widerstehe", so weihe er sie demselben durch seine Berührung. Der Geist Talbots, der personifizirte Materialismus, lähme schon durch seine bloße Berührung Johanna, die Verkörperung des Idealismus, und lege mit diesem Contagium in sie den Funken der irdischen Sinnenlust. Es wäre doch gar zu toll, wenn der Dichter die Hölle einen so ernstgemeinten guten Rath geben ließe, den die Jungfrau nicht befolgen darf, weil sie dadurch ihr Gelübde bräche, an das der Schwarze selbst erinnert, und wenn eben dieses ihr treues Festhalten an ihrem Gelübde dem Bösen Macht über sie gäbe! Die Absicht des Warners erkennt Johanna sehr wohl, daß er sie erschrecken, verwirren, erschüttern will, sie fühlt, daß er ein Unglücksgeist für sie ist, und sie wehrt sich gegen seine Macht, so gut sie kann. Wie sehr die Deutung von Fielitz in sich zerfällt und mit der Darstellung des Dichters in Widerspruch steht, hat Hauff S. 454 f. ausgeführt. Das hier hervortretende Eingreifen der Höllenmacht könnte man frei-

lich an sich entbehren, da die Trübung von Johannas Geist durch die Berührung mit der Welt nicht dieses besondern höllischen Einwirkens bedarf: aber man muß gestehn, daß es die eigentlich in Johannas Seele vorgegangene Aenderung plastisch uns näher bringt, und neben dem Glauben an die unmittelbare Einwirkung Gottes das Gegenstreben der Hölle seine Berechtigung hat. Nur daß Schiller den Zuschauer darüber, wer unter dem Schwarzen zu denken sei, absichtlich in Zweifel ließ und ihm so ein Räthsel vorlegte, dürfte der Würde der Dichtung kaum entsprechen.

Johannas Ahnung, daß ihr Unglück nahe, erfüllt sich, als der schöne jugendliche, von der lüsternen Isabeau II, 2 ersehnte Lionel, der einzige noch übrig gebliebene englische Anführer, der Talbots*) und so vieler Landsleute Tod an dem mit der Hölle im Bunde stehenden Weibe rächen will, auf sie eindringt. Sie schlägt dem jungen Helden, aus dessen Rede das edelste männliche Herz spricht, nach kurzem Gefechte das Schwert aus der Hand, worauf sie handgemeim werden**); schon hat sie ihm den Helm abgerissen und will ihm den Todesstich versetzen, als der Anblick des edlen, jugendlichschönen Antlitzes, aus dem das warme, mächtig schlagende, tapfere Herz ihr entgegenleuchtet, in ihrer unbewachten, so lange den zarten weiblichen Gefühlen entfremdeten Brust sehnsuchtsvolle Liebe weckt. Unfähig, den tödtlichen Streich zu führen, läßt sie den Arm sinken und gibt,

*) Daß dieser die große Seele in seinen Busen ausgehaucht, stimmt freilich nicht zu III, 6, wo Lionel von dem eben dem Tode Nahen durch seine Pflicht, auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, weggerissen wird.

**) Hierbei schwebt Schiller wohl vor, daß die Jungfrau bei Paris einem Burgunder das Schwert aus der Hand rang. Vgl. S. 91.

vor starrem Staunen verstummt, dem den Tod von der Hand, die ihn bezwungen hat, Fordernden ein Zeichen, sich zu entfernen. Da dieser seine Schmach nicht überleben will, bittet sie ihn, sich zu retten*), wobei sie ihn versichert, niemand solle von dem, was zwischen ihnen geschehen, etwas erfahren; ihn anzusehn, vermag sie nicht, da sie sich vor seinem Anblick, der sie bezaubert hat, fürchtet. Den auf seinem Tode Bestehenden, der seinen Haß und Abscheu entschieden ausspricht, bittet die Unglückliche, sie selbst zu tödten, damit die Kunde von seiner Besiegung mit ihr sterbe, und sich dann durch die Flucht zu retten. Die aus ihren Worten sprechende Liebe macht ihn aufmerksamer; sie aber kann nur ihr Unglück beklagen und vor Scham ihr Gesicht verbergen. Ergriffen tritt er ihr näher und möchte das seltsame Räthsel von ihr gelöst wissen, warum sie ihn nicht tödte, wie alle seine Landsleute.**) So an ihr Gelübde erinnert, will sie es trotz der in ihr erregten Liebe versuchen, dieses zu erfüllen; aber als sie in sein Antlitz schaut, muß sie den erhobenen Arm wieder sinken lassen.***) In ihrem Schmerzensrufe an die heilige Jungfrau preßt sich ihr Schuldbewußtsein aus; das Gefühl, daß sie ihr Gelübde gebrochen, beklemmt ihre Seele,

*) Das ihre Rede beginnende Rette dich! findet sich nur in der Theaterbearbeitung, nicht, wenn Maltzahns Angaben genau sind, in der ursprünglichen Handschrift. Joachim Meyer hat es zuerst aufgenommen, ihre Nothwendigkeit Vollmer S XVI nachgewiesen.

**) In der Theaterbearbeitung steht vor Verschonen noch das einen überzähligen Fuß bildende Allein.

***) In der szenarischen Bemerkung folgte ursprünglich, und noch in der Theaterbearbeitung, auf wieder sinken: „und steht in der heftigsten Beängstignng". Die Worte in — Beängstigung läßt dann die Theaterbearbeitung (auch wohl die ursprüngliche Handschrift?) bei der folgenden Rede Johannas weg.

und verzweifelnd ringt sie die Hände, ohne auf die Worte des über ihren Ruf an die Heilige stutzenden Lionel zu achten. Dieser fühlt sich nun von inniger Theilnahme zu ihr, die er nicht mehr für eine höllische Zauberin halten kann, angezogen*), und möchte jetzt Näheres über das wunderbare Mädchen, das bei ihm allein solche Großmuth zeige, aus dessen eigenem Munde vernehmen, aber seine Gegenwart ist der Schuldbewußten unerträglich. Zugleich möchte sie ihn retten. „Fort! Entfliehe!" ruft sie. Je freundlicher er dem wunderbaren Mädchen geneigt wird**), je dringender er sie retten, sie mit sich führen will, um so schrecklicher wird ihre Lage. Als der von tiefster Neigung ergriffene Lionel***) sich ihres Armes bemächtigt hat, sieht sie in der Ferne Dunois und La Hire, ihre tapfern Begleiter, und so ergreift sie die Furcht, daß er von deren Hand fallen werde, was ihr eigener Tod sein würde. Ihre unwillkürlich verrathene Liebe darf sie ihm nicht betheuern, vielmehr erfaßt sie das in dem Ausruf an die heilige Jungfrau sich auspressende Gefühl ihrer Schuld. Wie bestimmt auch die ihre frevelhafte Liebe bekämpfende Jungfrau versichern muß, ihn nie widersehn zu wollen, so kann er doch die Hoffnung, sie zu besitzen, nicht aufgeben, welche ihn eben vor den nahenden Feinden fliehen

---

*) Ursprünglich und in der Theaterbearbeitung stand in der szenarischen Bemerkung nach näher noch „mit sanftem Ton".

**) Die gräßliche Verbindung, der sie entsagen soll, kann nur die Verbindung mit den Feinden Englands sein, die ihm gräßlich ist, weil sie die Geliebte von ihm scheidet. Freilich würde man an sich hier lieber das Unpassende der Waffen für sie angedeutet sehn, aber Verbindung wäre dafür doch ein gar ungehöriger Ausdruck.

***) Der ungeheure Schmerz geht auf die Furcht, sie zu verlieren.

läßt, nachdem er ihr das Schwert zum Pfande, daß er sie wiedersehn müsse, entrissen hat.*)

La Hire und Dunois ahnen nicht, was der ganz außer sich gerathenen, des Schwertes beraubten Jungfrau geschehen ist; sie freuen sich nur, sie lebend wiederzufinden. Daß Lionel vor ihnen geflohen, kümmert sie nicht, sie verlangen darüber keine Aufklärung; können sie ihr ja die Nachricht bringen, daß Rheims jubelnd den König empfängt. Aber sie hört von allem nichts, da in Folge einer bei dem Ringen erlittenen Verwundung ihre Sinne getrübt sind; sie erbleicht und will ohnmächtig hinsinken.**) Dunois erkennt an dem fließenden Blute, daß sie verwundet sei, und er bittet La Hire den Panzer zu lösen, worauf das Blut aus dem Arme strömt: sie aber wünscht in tiefster Verzweiflung über ihre Schuld sich den Tod; hat sie ja ein doppeltes Gelübde gebrochen, und vergebens versucht sie, von der verbrecherischen Liebe sich zu befreien, da ihre Gedanken Lionel folgen. Unmöglich kann Schiller ernstlich gemeint haben, was Böttiger ihn sagen läßt: „Am Ende ist doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung; nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanonisirende Palme.“ Johanna hat die Prüfung, wenn von einer solchen die Rede sein könnte, nicht bestanden, sie findet nur in sich Kraft genug wieder, der mächtig sie erfassenden Leidenschaft trotz der dringensten Noth Widerstand zu leisten.

---

*) Daß er sein eigenes Schwert liegen läßt, bleibt unbeachtet.

**) Die szenarische Bemerkung, daß La Hire sie hält, sollte nicht fehlen.

Vierter Aufzug.

Bei dem allgemeinen Jubel und der Verehrung, welche man der Jungfrau erweist, lastet ihr Unglück, das sie dem Himmel Schuld gibt, um so schwerer auf ihrer jetzt zuerst rein menschlich empfindenden Seele. Ihr ehrenvoller Gang im Krönungszuge und ihre Gegenwart bei der Krönung sind ihr die schrecklichste Qual, der sie sich endlich durch ihr auffallendes vorzeitiges Verlassen der Kirche entziehen muß. Ihre ganze Sendung schwebt ihr jetzt wie ein böser Traum vor; wie gern möchte sie mit den Ihrigen, die sie in sich still beglückt findet, in die Heimat zurückkehren! Eben als der König sie am höchsten erhebt, klagt ihr Vater sie der Zauberei an; sie betrachtet diese Anklage (so weit hat sie sich jetzt zurecht gefunden) als eine Strafe des Himmels, deren Folgen sie über sich ergehn lassen müsse; da sie auf alle deshalb an sie gerichteten Fragen hartnäckig schweigt, muß sie es noch als Gnade erachten, daß sie, die jetzt von allen als Zauberin verabscheut wird, ungehindert die Krönungsstadt verlassen kann. Ihr alter Bewerber Raimond bietet sich ihr zum Begleiter an. So verfolgt sie neben dem allgemeinen unverdienten Abscheu das Bewußtsein ihrer wirklichen, von niemand geahnten Schuld auf ihrer traurigen Flucht.

Erster Auftritt. Vergebens kämpft Johanna gegen ihre frevle Liebe, durch welche sie doppelt ihr Gelübde gebrochen; aber sie kann sich keine Schuld beimessen, da eine unwiderstehliche Gewalt sie ergriffen, als sie in Lionels edles Angesicht blickte. Die Himmelskönigin hatte ihr eine Sendung aufgetragen, der

sie nicht gewachsen war. So wird das Gefühl des Bruches ihres Gelübdes zu einer Anklage gegen die heilige Jungfrau selbst.

In den drei Stanzen spricht sich im Gegensatze zum allgemeinen Jubel und zur herzlichen Volksfreude über die Herstellung des angestammten Königs*), wozu der Himmel sie gesendet hatte, ihre quälende Liebe zu dem fernen Feinde aus, die sie aus dem Kreise des Hofes treibt, der eben in einem andern Saale des festlich geschmückten Palastes versammelt ist. Diese Stanzen bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu denjenigen, womit der Prolog schloß. Was sie damals als Ziel ihrer Sendung in begeistertem Glauben erschaute, ist jetzt erreicht, aber statt der Freude über die Erfüllung quälen sie die ihr verbotene Liebe und der Bruch ihres Gelübdes; wenn sie dort mit Rührung von ihrer Heimat Abschied nahm, so sind ihr jetzt die reichen, von Jubel erfüllten Königsgemächer zur Qual. Die schwere Schuld ihrer Liebe spricht sich in höchster Bewegung in der darauf folgenden jambischen Strophe aus. Aber vergebens sucht sie sich der süßen Liebe zu entziehen, die gerade durch die Einsamkeit genährt wird, und sich bei der zufällig erschallenden Melodie**) in wehmüthiger Sehnsucht nach dem Geliebten ergießt, der sie sich mit Gewalt entreißen möchte, da sie wünscht, wieder in der heißen Schlacht zu sein (nicht mehr als Gottesstreiterin, sondern um von kriegerischem Muthe hingerissen zu werden), aber vergebens will sie der mächtig sie

---

*) Bei der Aeußerung, daß alle, die zum Stamm der Franken sich bekennen, dieses Namens sich stolzer bewußt seien, schwebt dem Dichter auch die Anerkennung von Paris vor, die er III, 6 (vgl. S. 204) annimmt.

**) Daß hier an Flöten gedacht wird, zeigt die später folgende szenarische Bemerkung: „Die Flöten wiederholen."

fesselnden Gewalt entgehn. Hier ist der Uebergang aus den vierzeiligen trochäischen Strophen*) in eine fünfzeilige jambische bezeichnend. Im gewöhnlichen dramatischen Verse geht sie zu dem Bruche ihres Gelübdes über, keinen Lebenden im Kampf zu schonen. Unmöglich war es ihr ja gewesen, Lionel zu tödten. Vergeblich will sie ihre Schonung durch die fromme Stimme des Mittleids entschuldigen: zu tief fühlt sie, daß es nicht Mitleid war, was sie bestimmte; dies hätte sie so wenig zur Schonung vermocht, wie dem zarten, jungen Walliser gegenüber (vgl. II, 8). Nein, ein ganz anderes Gefühl hatte sie ergriffen, als sie dem Feinde ins Angesicht sah, dessen Wirkung sie nur durch das Beiwort „edel“ zu bezeichnen wagt: sie hätte ihn nicht anschauen dürfen, sondern ihn ungesehen tödten müssen. Gott hatte sie verlassen, sobald sie ihm ins Gesicht schaute. Die plötzliche Regung dieses ihr unbekannten für sie verbrecherischen Gefühls kann sie sich nicht weiter erklären.**) Tief schmerzlich fühlt sie jetzt, welches Unglück ihre Sendung ihr gebracht, was sie zum Schlusse nach einer Pause, in welchen Flöten die frühere „weiche, schmelzende

*) K. W. Müller wollte in der zweiten Strophe das Ausrufungszeichen nach dem zweiten statt nach dem dritten Verse setzen, so daß V. 3 f. zusammengesprochen würden, wie es auch bei der Aufführung in Weimar unter Goethes Leitung geschehen sei, wogegen Vollmer S XVI f. dazu keine genügende Noth sieht. Mir aber scheint jetzt, daß V. 3 als eine Ausführung zu V. 2 nothwendig gefordert wird, und der letzte Vers (wo sonst auch richtiger Fänd' ich wieder stände) viel kräftiger eintritt, als wenn er durch den dann das vorige zusammenfassenden V. 3 eingeleitet wird. — Bei des heißen Streites Wuth schweben homerische Umschreibungen des Kampfes vor, wie ἔριδος μέγα νεῖκος ἀργαλέης (Ilias XVII, 384 f.). — In der dritten Strophe muß jedenfalls Ausrufungszeichen nach V. 2 statt Komma gesetzt und das Komma nach V. 3 gestrichen werden.

**) Die Theaterbearbeitung läßt die sieben Verse von Warum mußt' ich an wegfallen.

Melodie" wiederholen, in vier längern trochäischen Strophen ausspricht.*) Sie wünscht, ihr wäre nie die Berufung der Himmelskönigin geworden, da sie zu schwach gewesen, das Gelübde zu halten und die ihr versprochene himmlische Krone zu verdienen. Ihr Sinn war damals zum Himmel gerichtet, der Welt und ihren Freuden abgewandt, aber nun ist sie ganz von irdischem Verlangen hingerissen.**) Der Beruf, den die Gottesmutter ihr bestimmt, war für ein menschlich empfindendes Herz zu schwer. Nur die himmlischen, den irdischen Gefühlen unzugänglichen Geister vermögen sich von der Macht irdischer Liebe rein zu halten. Warum mußte sie gerade das zarte Mädchen, die weiche Hirtin***), in das Getümmel der Schlachten stürzen, an den glänzenden Hof führen! So schließt sie denn mit dem bittern Gefühle, daß ihre Schuld die nothwendige Folge ihres übermenschlichen, unweiblichen Berufs gewesen sei. Jede Spur frommer Verehrung des göttlichen Willens und vaterländischer Begeisterung hat die Verzweiflung ihres Unglücks aus ihrer Seele getilgt; sie grollt der Himmelsjungfrau, die sie in diese Noth gebracht, wie Goethes Iphigenie IV, 5 im Begriffe steht, von Widerwillen und Haß gegen die Götter erfüllt zu werden, die sie aber bittet, ihr Bild in ihrer Seele zu retten. Die Jungfrau muß aus ihrem Groll gegen den Himmel und

*) Eine merkwürdige Aehnlichkeit des Tones zeigt die in demselben Versmaße geschriebene ein Jahr spätere „Kassandra". Die Theaterbearbeitung läßt die zweite Strophe weg.

**) Noch III, 4 sprach sie:

Das Glück wohnt in dem Schoß des ewgen Vaters.

***) Statt weich wünschte man ein die vom Leben entfernte Hirtin (sonst nennt sich Johanna eine Schäferin) besser bezeichnendes Beiwort, wie still, scheu.

ihre Sendung zu gläubig begeisterter Anerkennung des heiligen Willens Gottes sich wieder erheben, und zwar durch die Läuterungskraft ihres Unglücks. Nur in dieser Beziehung kann man von einer Prüfung sprechen; aber diese Prüfung war nicht vom Himmel über sie verhängt, sie hätte rein ihre Sendung vollenden können, wäre ihre Seele nicht zu empfänglich für die Reize der Welt gewesen. Die Frage, wie die Himmelskönigin trotzdem sie zu dieser Sendung berufen konnte, hat der Dichter nicht zu lösen: er zeigt uns nur, wie die gottbegeisterte Jungfrau gefallen, aber durch eigene Kraft sich wieder aufgerichtet und ihre hohe Sendung ihrer würdig vollendet hat.

Zweiter und dritter Auftritt. Sorel hat sich, als sie eben alles zum Krönungszug bereit sah, nicht enthalten können, die Jungfrau aufzusuchen und ihr den vollsten Herzensdank für die glückliche Vollendung ihrer Sendung auszudrücken: aber ihr Dank, die Verehrung ihrer reinen, der Liebe unzugänglichen, in einer andern Welt lebenden Seele sind für die Schuldbewußte blutige Dolchstiche, so daß sie endlich sich gedrungen fühlt, ihr gegenüber sich als Schuldige, als Verrätherin zu bekennen. Ihre weitere Enthüllung wird glücklich durch die Dazwischenkunft von Dunois, La Hire und Du Chatel unterbrochen, die ihr die Fahne bringen, mit der Aufforderung, sich zum Krönungszuge zu bereiten, worin sie zunächst vor dem Könige gehn solle. Doch diese Ehre, vor allem das Tragen der Fahne der Himmelskönigin, gegen die sie eben noch so gemurrt hat, muß für sie um so entsetzlicher sein, als sie sich des ärgsten Bruches ihres Gelübdes schuldig weiß. Zuletzt faßt sie sich und ergibt sich in die Nothwendigkeit, ja sie erkennt auch in diesem für sie entsetzlichen Gange eine Strafe ihres Vergehens.

Der begeisterte Dankerguß der Sorel, der uns zugleich von dem eben bevorstehenden Krönungszuge unterrichtet, ist mit frischesten Farben und glücklichster dramatischer Belebung ausgeführt.*) Von Johanna aufgehoben, gedenkt sie im Gegensatze zu ihr selbst der reinen, von keinem irdischen Glück bewegten Brust derselben, ohne ahnen zu können, wie schmerzlich sie die Schuldbewußte trifft; sie fühlt nur, daß diese wirklich bewegt ist, und so wagt sie die Bitte, sie möge jetzt, wo der Krieg zu Ende sei, sich der Rüstung entledigen, um sich ganz als Weib zu fühlen und sich der Liebe zu erfreuen, wie dies der Erzbischof und der König schon III, 4 ausgesprochen hatten. Bei der Aeußerung, Johannas reine Brust bewege kein irdisch Glück**), faßt die Jungfrau krampfhaft die Hand der Redenden, als ob sie dieser sich vertrauen möchte, läßt sie aber bald fahren; erst nach der ausgesprochenen Forderung, sie solle, damit sie nicht vor der Gewaffneten zurückschrecke, die Waffen ablegen, spricht sie ihr Staunen über einen solchen Gedanken aus. Bei der wiederholten Forderung***) wird sie durch Johannas leidenschaftliche Weigerung und durch die Aeußerung überrascht, daß sie eben jetzt in die Schlacht sich stürzen und vor diesen ihren glänzenzenden Festen und vor sich selbst sich schützen möchte,†) wogegen

) Die beiden Verse Du bist der Engel — mit der Krone schmückt (vgl. oben S. 143) läßt die Theaterbearbeitung weg.

**) Die Theaterbearbeitung streicht den Vers: „Dein Herz ist kalt, du fühlst nicht unsre Freuden."

***) Hier fehlten die drei Verse „Mein liebend Herz — Entwaffne Dich!" in der Theaterbearbeitung, so daß die Rede der Sorel nicht unterbrochen wird.

†) Daß sie durch siebenfaches Erz vor sich selbst geschützt sein möchte, kann man eher sich denken, in Erinnerung an des Horaz: Illi aes triplex circa pectus erat (carm. I, 3, 9. 10), als die Trennung durch solches von den Festen.

Sorel auf die Liebe zu Dunois hinweist und die innige Lust hervorhebt, einen von Liebe ganz hingerissenen Helden zu lieben. Aber eine solche Liebe ist ja Johannas gräßliche Schuld, weshalb diese sich mit Abscheu abwendet, und als jene, im Glauben, dieser Abscheu müsse ihrer Abneigung gegen die Liebe gelten, ihr nur ein fühlendes Herz wünscht, muß sie ihr verrathen, wie unglücklich sie sich fühle. Ihre Hinweisung auf den Glanz, worin sie heute neben dem Könige strahle*), entreißt ihrer über den Bruch des Gelübdes durch die Liebe zu einem Feinde gepreßten Brust den Schmerzensruf, daß sie vor allen Blicken sich verbergen möchte. Sorel, ohne Ahnung, worauf dieses leidenschaftliche Schamgefühl deute, meint, sie selbst müsse sich neben der heldenhaften Jungfrau tief schämen, da ja ihre Freude nicht der Herstellung des angestammten Königs, sondern dem Glanze und der Herrlichkeit gelte, in welcher sie heute den Geliebten ihres Herzens erblicke. Johanna aber bezeichnet in heftiger Bewegung, ergriffen von dem schroffen Gegensatz ihrer eigenen Liebe zum Feinde, das Glück, den zu lieben, der von allen gefeiert und geliebt werde.**) Nach dieser warmen Schilderung ihres Glückes kann Sorel denn nicht länger zweifeln, daß der Liebe Seligkeit dieser nicht verschlossen sein könne; in der Freude

---

*) Den Vers „Dir huldiget, dich preist ein glücklich Volk“ läßt die Theaterbearbeitung weg.

**) Die szenarische Bemerkung „in heftiger Bewegung“ hat bloß die Theaterbearbeitung. Dieselbe läßt den Vers „Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz“ weg. — In den Worten „vor der Menschen Blicken“ stand ursprünglich Menschheit. — Am Schlusse der Rede der Jungfrau strich die Theaterbearbeitung die beiden letzten Verse, welche aussprechen, daß Sorel den hoch über allen Stehenden liebe und an diesem Tage überall gefeiert sehe.

ihres Herzens fällt sie ihr um den Hals und will in reinstem Vertrauen sich ihr ganz eröffnen. Aber gerade das Glück von Sorels geheiligter Liebe zerschneidet ihr das Herz; sie fühlt sich unwürdig, an dieser Brust zu ruhen, und so entreißt sie sich in leidenschaftlicher Heftigkeit ihren Armen mit dem Schmerzensrufe, sie solle sie, die Schuldbeladene, meiden, sie in tiefster Einsamkeit ihr Unglück, ihre Schande und ihr Entsetzen (über sich selbst) verbergen lassen. Sorel sieht*) in dieser Beschuldigung ihrer selbst, was freilich auffallen muß, nur eine Anklage ihres übertriebenen Zartgefühls, das sie so wenig, wie ihr ganzes für sie geheimnißvolles Wesen begreifen könne: aber Johanna bleibt dabei, die Geliebte des Königs sei gegen sie heilig und rein, und diese würde schaudernd sich von ihr als einer Feindin und Verrätherin abwenden, wenn sie sich ihr entdeckte.

Die von Dunois und La Hire ihr gebrachte Aufforderung des Königs, mit ihrer Fahne, welche der letztere trägt, ihm im Krönungszug voranzugehn**), kann sie nur mit Schrecken von sich abwehren. Vergebens erinnert Dunois, nur sie sei würdig, bei diesem Festzuge die Fahne zu tragen.***) La Hire will ihr diese überreichen, sie aber schaudert vor derselben zurück; als er die Siegesfahne entfaltet und auf die nach ihrem eigenen Verlangen

---

*) Die Theaterbearbeitung streicht die beiden letzten Reden, obgleich der letzte Vers des Auftritts darnach bloß das Wort Verbergen enthält.

**) Bei den Worten: „Die Fürsten warten und es harrt das Volk", beruht die Uebereinstimmung mit dem Verse in Goethes „Iphigenie" (IV, 2): „Der König wartet und es harrt das Volk" wohl auf unbewußter Erinnerung.

***) Die Jungfrau antwortete ihren Richtern auf die Frage, warum sie allein bei der Krönung ihre Fahne gehalten, diese sei billig auch bei der Ehre gewesen, da sie mit in der Noth sich befunden.

darauf gemalte Himmelskönigin hinweist, glaubt sie mit Entsetzen diese selbst, wie sie ihr einst in düsterm Zorn erschien*), vor sich zu schauen. Sorels Vorstellung, es sei ja nur ein Bild, überhörend, ruft sie der Himmlischen gerechte Rache auf sich herab, weil sie ihr Gelübde gebrochen, Marias heiligen jungfräulichen Namen entweiht, gelästert habe, da sie sich sündlicher Liebe hingegeben.**) Dunois und La Hire (Sorel steht erschüttert ihr zur Seite)***) wissen nicht, was sie dazu sagen sollen; aber der bisher stumm gebliebene nächste Freund Karls, Du Chatel, deutet auf La Hires Frage an, er habe schon längst geahnt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Seine Eifersucht auf den steigenden Einfluß der Jungfrau hat ihn gleich von Anfang an gegen sie eingenommen, und so ist es nicht zu verwundern, daß bei ihren Wunderthaten der im Glauben der Zeit liegende Verdacht höllischer Einwirkung sich in ihm regte, den selbst ihre für ihn so glückliche Vermittlung der Versöhnung mit dem Herzog von Burgund nicht hat verscheuchen können. Doch La Hire, der noch immer die entfaltete Fahne hält, wendet sich nach der bezeichnend gehaltenen Aeußerung Du Chatels wieder an die von schrecklichstem Schuldbewußtsein erfüllte Jungfrau mit der Mahnung, nur den Feinden Frankreichs sei diese fürchterlich, was sie in zweideutiger Weise be-

*) I, 10: „Da zürnte sie und scheltend sprach sie dieses Wort.“ Aber auf der Fahne war sie abgebildet, wie auf derjenigen, mit der sie ihr erschienen war, mit dem über einer Erdkugel schwebenden Jesusknaben. Vgl. S. 80 f.

**) Das Wort entweiht fehlte ursprünglich und auch noch in der Theaterbearbeitung; Schiller setzte es mit eigener Hand zur Ausfüllung des Verses hinzu.

***) Die neun Verse von Sorels O sie ist außer sich an streicht die Theaterbearbeitung, bloß um zu kürzen.

stätigt. Der darauf ertönende Krönungsmarsch fordert zur Eile auf, und so dringen Dunois und La Hire ihr die Fahne auf, welche sie mit heftigem Widerstreben endlich nimmt, da sie sich der Forderung nicht entziehen kann. Freilich sollte sie sich entschieden weigern, bedingte nicht die Absicht des Dichters, daß sie wirkich mit in die Kirche zieht, was für sie selbst die empfindlichste Strafe ist. Zu der ersten Vorstellung in Weimar im April 1803 dichtete Schiller, da ihm bei einer der letzten Proben der Schluß des Auftritts zu wirkungslos schien, noch folgendes Selbstgespräch Johannas hinzu, das sie gesprochen haben muß, als die übrigen sich entfernt hatten.

Heilige Fahne, meines Gottes!*)
Zum letztenmal soll diese Hand dich fassen.
Ich hoffte dich mit reinem Herzen einst
Und siegreich meinem König vorzutragen,
Wenn er durch Rheims als Sieger würde ziehn.
Gekommen ist der Tag, wir sind in Rheims,
Ich trag' die Fahne, doch mit schwerem Herzen,
Und schuldbeladen sink' ich unter ihr dahin.**)

Diese Rede scheint uns, mit welchem Pathos sie auch gesprochen werden mag, gegen die eben geschilderte schreckliche Erregung sehr abzufallen. Der frühere Schluß, wo sie endlich die aufgedrungene Fahne heftig wiederstrebend ergreift und stumm sich wegführen läßt, ist doch bedeutend wirkungsvoller.

Vierter bis achter Auftritt. Die Bestrafung naht;

---

*) Gingen vielleicht als Anfang des Verses die Worte „Ich folg' euch" oder ähnliche voran?

**) Der Vers ist ein Sechsfüßler.

sie kommt aus ihrem elterlichen Hause. Unter dem Volke, welches auf einem freien Platze vor der Notre-Damekirche den Krönungszug (vgl. S. 88) schaut, befinden sich auch Johannas Schwestern und Schwäger nebst Bertrand, der im Vorspiele den Helm brachte. Die Gegenwart der Verwandten und des Vaters in Rheims steht fest. Vgl. S. 89. Nach einer kurzen Unterhaltung über das, was sie gesehen, begeben sie sich in die Kirche. Dann kommt, von Johannas Freier Raimond begleitet, ihr alter, in düstere Trauer versunkener Vater, der seine Absicht erklärt, die Tochter öffentlich zum Besten ihres Seelenheils zu entlarven, in welchem Entschlusse er durch den Anblick der bleich aus der Kirche stürzenden Jungfrau bestärkt wird.

Zunächst treten Bertrand und die beiden Schwäger Johannas aus der Menge hervor. Sie bezeichnen die Nähe des Krönungszuges, dessen Marsch gedämpft aus der Ferne schallt, den ungeheuren Volksdrang und die unwiderstehliche Aufregung von ganz Frankreich, die auch sie aus der Weite hierher getrieben. Dabei kümmert es den Dichter wenig, daß die Uebergabe der Krönungsstadt erst Tags vorher erfolgt war. Bertrand gibt nach dem kurzen einleitenden Gespräche zwischen ihm und den beiden Schwägern, die sonderbar hier nicht bei ihren Frauen sind*), der begeisterten Freude an der endlich glücklich durchgesetzten Krönung des angestammten Königs lebhaften Aus-

*) Die Frage „Was ist das Beste?“ hat etwas Gezwungenes. — Das französische Platforme ist hier um so anstößiger, als das e hier des Verses wegen ausgesprochen werden muß. — Die Aeußerung So allgewaltig — gespült verräth doch zu sehr die Absicht des Dichters, das Auftreten der Landleute aus dem fernen lothringischen Dorfe zu begründen, so daß sie besser unterbliebe.

druck*), wogegen Johannas Schwestern ihre froh gespannte Erwartung aussprechen, diese vor sich im Krönnungszuge zu sehn, woran freilich die schüchterne Louison noch nicht recht glauben kann. Auffallen möchte es, daß ihre Männer sich an ihrem Gespräche nicht betheiligen. Nach dem ziemlich frei ausgeführten Krönungszuge (vgl. S. 88)**) treten wieder die zwei Paare nebst Bertrand hervor, die nun gegenseitig ihr Gefühl über das Gesehene aussprechen. Als Margot Louison fragt, ob sie die Schwester gesehen habe, kommt deren Gatte ihr zuvor, der Johannas Auftreten im Zuge kurz bezeichnet. Jene ist hocherfreut, daß sie Johanna in solchem Glanze gesehen, wogegen die innerlichere Louison mit Besorgniß bemerkt hat, wie blaß und zitternd, den Blick zur Erde geschlagen, sie einherschritt. Die Erinnerung an den schon im Prolog erwähnten Traum ihres Vaters (vgl. S. 130 f.) erregt ihr bange Sorge***), und so möchte sie, als Bertrand zur Kirche treibt, lieber gleich nach Hause zurückkehren; sie verzichtet darauf, sie zu sprechen, da sie ja zu hoch über ihnen stehe und sie ihnen eigentlich nie

*) Ueber die hier erwähnte Krönung Heinrich VI. in Saint Denis vgl. oben S. 129.

**) In der szenarischen Bemerkung folgte ursprünglich, und mit geringer Veränderung des Ausdrucks in der Theaterbearbeitung, nach „Soldaten schließen": „Der Zug kommt aus dem zweiten Flügel, sobald er auf der Bühne sichtbar wird, fällt das ganze Orchester ein, er geht quer über die Bühne hinweg und auf der entgegengesetzten Seite hinunter in die Kirche hinein. Nur die Soldaten, welche schließen, stellen sich vor dieselbe."

***) Die Theaterbearbeitung läßt die Rede Margots: So hab' ich u. s. w. ganz weg, theilt dieser die vier ersten Verse der Rede Louisons zu (Der Traum — ist nun erfüllt) und streicht die fünf folgenden Verse (Doch der Vater — dort begegnen), was der wohl berechneten Absicht des Dichters widerspricht, der nur stark kürzen wollte.

recht angehört habe. Durch Margots und Bertrands Zuspruch beruhigt, folgt sie doch, als man die Musik aus der Kirche hört, dem Rufe von Claude Marie. Daß Etienne, der wohlhabende Gatte Margots, sich hier gar nicht vernehmen läßt, fällt auf.

Nachdem so der beiden Schwestern Stellung zu Johanna geschildert ist, tritt auch der in Trauerkleidern erscheinende, in Gram versunkene alte Vater auf, den Raimond vergebens zu bestimmen sucht, rasch der Stadt den Rücken zu kehren. In der Ueberzeugung, seine Tochter sei der Zauberkunst ergeben, vor welcher er sie im Prolog gewarnt hatte, glaubt er jetzt, da er sie so bleich und verstört, wie er meint in Folge der auf ihr lastenden Reue, im Zuge gesehen hat, den rechten Augenblick gekommen, ihr Treiben zu enthüllen, um ihre Seele der Hölle zu entreißen, mag sie auch zeitlich darüber zu Grunde gehn. Als diese gleich darauf in vollster Aufregung aus der Kirche stürzt*), schreibt er dies ihrer Verbindung mit der Hölle zu, da, wer Gott abgeschworen hat, dort nicht zu weilen vermag.**) Raimond verläßt den Alten, da er verzweifelt, ihn von seinem schrecklichen Vorhaben abzuhalten, von dessen Ausführung er nicht Zeuge sein mag; hängt seine Seele ja noch ganz an der Geliebten.

Neunter Auftritt. Johanna, die ganz unerwartet ihre

*) „Volk bringt zu, adorirt sie und küßt ihre Kleider", heißt es in der szenarischen Bemerkung. Bei De L'Averdy S. 42 sagt Johanna selbst, viele hätten ihre Kleider und ihre beiden Ringe küssen wollen, was sie aber möglichst zu verhindern gesucht habe. Vgl. Eysell S. 496.

**) Der Gedankenstrich nach seiner Rede ist durchaus ungehörig, wenn man nicht annehmen will, es sei hier eine kleine Pause eingetreten; dann aber müßte eine szenarische Bemerkung, ehe er seinen Entschluß dem Alten kund thut, einen innern Kampf Raimonds bezeichnen, der aber unwahrscheinlich wäre.

Schwestern trifft, möchte mit ihnen von dem ihr verhaßten Orte fliehen, und an den Stätten ihrer Kindheit in unterwürfiger Dienstbarkeit ihren Ungehorsam und ihren Stolz büßen. Das, was sie eigentlich von dannen treibt, kann sie ihnen nicht verrathen, nur daß sie wirkliche Sehnsucht dorthin fühlt, wo sie sich wiederzufinden hoffen glaubt; ihr bisher vermißter Familiensinn ist erwacht.

Johanna, die sich endlich des sie als Heilige verehrenden Volkes erwehrt, spricht die Unruhe ihres schuldbewußten Herzens aus, welche sie aus der Kirche getrieben; sie hat die Fahne, unter der sie fürchterlich gelitten, dort zurückgelassen, da sie diese nie mehr tragen kann.*) Unverbunden, bloß durch einen Gedankenstrich getrennt**), schließt sich hieran die Erinnerung, daß sie ihre Schwestern während des Zuges bemerkt habe, was sie nur für eine Täuschung ihres sehnsüchtig nach der Heimat wo sie so glücklich war, sich sehenden Herzens hält. Ob es natürlich begründet sei, daß die Schuldbewußte, welche ganz von diesem einen Gefühle besessen sein muß, jetzt nach den Ihrigen sich zurücksehnt, die so rein und schuldlos geblieben, dürfte man bezweifeln, aber der Dichter bedurfte dies zur dramatischen Verknüpfung. Johanna muß vor den Worten „Mir wars" einige Zeit in sich versunken da stehn; ein wirklich vom Dichter vermittelter Uebergang wäre freilich erwünschter. Margot hat ihre Schwester zuerst gesehen; die herzlichere Louison läßt, als sie Johanna bemerkt, ihrem Gefühle freien Lauf und eilt ihr

*) Der Ausfall der beiden Verse Die Fahne — berühren! in der Theaterbearbeitung ist nicht zu billigen. — Bei den Worten „Geister jagen mich — suchen" schwebt vielleicht Gretchens Angstäußerung in der Domszene des Faust vor.

**) Seit Körners Ausgabe fehlte er.

entgegen. Johanna ist glücklich, die Ihrigen wirklich hier zu finden, wo es ihr in dem sie drückenden Menschenschwarme so öde ist, sie nach ihrem traulichen Umgange sich sehnt. Margot freut sich, daß die Schwester in ihrer Vornehmheit ihrer noch gedenke, wogegen Johanna deren Liebe um so höher hält, als sie durch ihr plötzliches Verschwinden sie sehr gekränkt habe. Louisons zarte Seele, welche der Schwester so gern alles Unangenehme ersparen möchte, entschuldigt dies mit dem geheimnißvollen Willen Gottes, dessen Fügung kein Mensch zu enthüllen vermöge. Die geschwätzige, auf den Ruhm ihrer Schwester stolze Margot erzählt, wie sie auch von dem Rufe ihrer Thaten aufgeregt worden, und sie hierher geeilt seien, um ihre Herrlichkeit zu schauen. Die Erwähnung, daß auch andere aus ihrem Dorfe mitgekommen, läßt Johanna hoffen, auch ihr Vater sei mit ihnen, dessen Verzeihung sie jetzt so gern sich erbitten möchte. Daß er nicht mitgekommen, fällt ihr schwer auf die Seele; sie fürchtet, er zürne ihr und wolle nichts mehr von ihr wissen. Daß Thibaut ohne ihr Wissen wirklich ihnen gefolgt, ist freilich unwahrscheinlich. Schiller bedurfte es aber, um das spätere wirkliche Auftreten desselben um so überraschender für die Schuldbewußte zu machen. Louison möchte die Schwester gern damit beruhigen, daß der Vater von ihrer Reise nach Rheims nichts wisse; aber Johannas Frage, wie dies möglich sei, bringt beide Schwestern in Verwirrung, da sie ihr nicht verrathen mögen, daß der Vater nach ihrer Entfernung in düstere Schwermuth versunken sei.*) Auch das ist freilich höchst unwahr-

---

*) Nach De L'Averdy findet sich in den Prozeßakten nichts von der Verzweiflung ihres Vaters nach ihrer Entfernung, vielmehr sagt die Jungfrau, daß

scheinlich, daß sie den schwermüthigen Vater ganz allein gelassen, der dadurch noch mißgestimmter werden mußte, was ihn freilich eben auch veranlassen konnte, ihnen zu folgen. Der Dichter hat hier eben jede genaue Begründung unterlassen und die Sache etwas leicht genommen. Die liebevolle Louison, welche Margot zur Vorsicht mahnt, was wohl besser, damit Johanna nichts merke, ohne Anruf geschähe, beruhigt diese: der Vater, der so leicht Schlimmes ahne, sei etwas schwermüthig geworden, werde sich aber wohl trösten. Aber die neugierige Margot möchte so gern von der vornehmen Schwester vernehmen, wie glücklich sie sich fühle und welcher hohen Ehre sie sich zu erfreuen habe, da sie nicht ahnt, wie tief ihre eigentlich nur auf genauere Mittheilung ihres äußern Lebens berechneten Fragen das Herz der Schwester berühren, die sich augenblicklich so tief unglücklich fühlt und nur in der Heimat sich wiederzufinden hofft. Unendlich ergriffen verbirgt sie ihr Gesicht an der Brust Louisons, der herzlichern ihrer Schwestern. Margot, die von dem, was Johanna bewegt, nichts ahnt, ist nur erfreut, daß ihre vornehme Schwester so gar nicht stolz sei, und so ruft sie ihrem Gatten, ihrem Schwager und ihrem Freunde, die schüchtern fern stehn geblieben sind, munter zu, sie möchten näher treten.*) Als diese zu ihr treten und ihr die Hand geben wollen, drängt sich Johanna, die eben aus einer Art Betäubung erwacht, die

---

ihre Eltern trotz des gewaltigen Schmerzes, den ihr Verschwinden ihnen gemacht, ihr verziehen hätten.

*) Die Theaterbearbeitung kürzt auch hier; sie läßt Margots Frage nebst Johannas Erwiederung und der szenarischen Bemerkung: „Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisons Brust“ nicht zum Vortheil der theatralischen Wirkung weg. — Ursprünglich stand auf unsern Bergen (statt Höhen).

Vorstellung auf, sie sei wirklich in Dom Remy*), und alles, was von ihrer Entfernung und ihren Thaten vor ihren Sinnen schwebe, sei nur ein wüster Traum gewesen, den sie eben unter dem Zauberbaume gehabt, wo man so lebhaft träume. Des Feenbaums ward als Druidenbaums im Prolog gedacht, aber nur vom Sitzen unter ihm war die Rede; dagegen sagte sie I, 10, wenn sie ein Lamm in den wüsten Bergen verloren und sie im Schatten dieses Wunderbaums geschlafen, habe ihr immer ein Traum gezeigt, wo es sich befinde. Hier will sie die ganze Erscheinung Marias und was sich darauf begeben, als einen Traum betrachten. Louison denkt sie durch die Gewißheit, daß sie nicht geträumt habe, zu erfreuen, ohne zu ahnen, wie schrecklich sie die geliebte Schwester dadurch in die ihr trostlose Wirklichkeit zurückstößt. Als sie auf ihre Mahnung an ihre Rüstung fühlt, wird sie in die traurige Gegenwart zurückversetzt. Bertrand merkt nicht, wie sehr sie darüber erschrickt**), und bestätigt die Wirklichkeit zum Ueberfluß noch durch die Verweisung auf den Helm, den er selbst ihr gebracht habe.***) Der gute Claude Marie will es ganz natürlich finden, daß die Schwägerin

*) W. Rapp hat in den Worten: „Wie käm' ich selbst hieher?" dahin oder dorthin verlangt. Vollmers Vertheidigung (S. XX), „in dem augenblicklich umschleierten Geisteszustand der Jungfrau spielten die Vorstellungen der Orte Rheims und Dom Remi ineinander, und sie spreche bald von dem einen, bald von dem andern als dem, wo sie sich befinde", ist doch zu künstlich. Bei der Frage wird wohl gedacht, „wenn hier Rheims wäre". Freilich löste ein dahin alle Schwierigkeit.

**) Die szenarische Bemerkung Johanna — erschrickt ward in der Theaterbearbeitung gestrichen.

***) Bertrands Erinnerung an den Helm läßt die Theaterbearbeitung weg und schreibt diesem die folgende Rede von Claude Marie zu.

alles nur für einen Traum halte, Johanna dagegen fühlt jetzt um so schmerzlicher das Verlangen, gleich mit ihnen nach der Heimat zu ziehen, was Louison mit Herzensfreude vernimmt; aber sie begründet ihren Entschluß auf eine der Wahrheit widersprechende Weise, da sie ihre wirkliche Stimmung nicht verrathen kann; doch bleibt dies nichts desto weniger eben so anstößig als die Fassung, die sie jetzt gewonnen, und der Glaube sie könne wieder ein still beglücktes Leben in der Heimat finden. Eben des Gegensatzes zum Folgenden wegen hat sich der Dichter dies gestatten zu dürfen geglaubt. Auf Margots ganz natürliche Verwunderung, wie sie den königlichen Hof mit all seinem Glanze verlassen könne, erwiedert sie mit ihrer wirklichen Sehnsucht nach dem stillen Familienkreise, ja sie fügt hinzu, daß sie in niederm Dienste Buße thun wolle für ihre eitle Ueberhebung, womit sie ihre wirkliche Stimmung nur zum Theil ausspricht.*) So sehnt sich jetzt ihr ganzes Herz nach der Heimat, wo sie auch des Vaters Verzeihung und Segen zu erlangen hofft. Um so erschütternder wirkt die Anklage des von ihr im Dom Remy geglaubten, plötzlich wie eine Geistererscheinung ihr entgegentretenden Vaters.

Zehnter bis dreizehnter Auftritt. Nachdem der mit

*) Ganz unglaublich ist es, wie Eysell in seiner Erklärung S. 97 diese Stelle mißbraucht hat, indem er aus ihr den Beweis hernehmen zu dürfen glaubt, aus Eitelkeit und Lieblosigkeit habe sie der Ihrigen beim Abschiede nicht gedacht, und der Hochmuth, „die Erz- und Hauptsünde des Menschengeschlechts“, müsse in Johanna „durch strengen Dienst geläutert werden“. Vor einer solchen Erklärung und Würdigung nach dem christlichen Gehalt verhüllt die ästhetische, den dichterischen und dramatischen Zusammenhang verfolgende, auf künstlerische Komposition und folgerichtige Entwicklung ausgehende Auffassung ihr Angesicht!

dem Krönungszuge aus der Kirche zurückkehrende König eben Johanna als eine Heilige gefeiert hat, erhebt Thibaut seine fürchterliche Klage gegen die schon durch seinen Anblick erschütterte Tochter. Im schweren Bewußtsein ihrer Schuld gegen ihn und den Himmel muß sie, die sich eben noch dem Traume, das Glück unschuldigen Naturlebens in der Heimat wiederzugewinnen, sehnlich hingegeben, diese unerwartet auf sie eindringende Anklage als eine Strafe Gottes betrachten, der sie sich geduldig unterziehen müsse, und so erwiedert sie nichts, sondern setzt allen an sie gerichteten Fragen festes, ihre Schuld zu bestätigen scheinendes Stillschweigen entgegen. Alle halten sie jetzt für eine mit der Hölle verbündete Zauberin, selbst Dunois verläßt sie; nur ihr aus dem Volke stammender Liebhaber bietet der aus der Stadt Verwiesenen aus alter Liebe seine Begleitung an, obgleich auch er in ihr eine Zauberin sieht.

Der nach der Krönung vom Volke mit Jubelruf empfangene König verkündet allen, die mit ihm gefochten, seinen Dank, seinen Gegnern Verzeihung, worauf das Volk ihn als den Gütigen preist.*) Dann aber wendet er sich zu der von Gott ihm sichtbar als Erretterin gesandten Jungfrau, die in Zukunft in ganz Frankreich neben dem uralten französischen Schutzheiligen Saint Denis (Dionysius) als Heilige verehrt werden solle.**) Das ist freilich nicht in der Weise der mittelalterlichen Vorstellung, wonach die Heiligsprechung erst nach dem Tode und (seit

*) Hier fehlen in der Theaterbearbeitung die zehn Verse von Mein gutes Volk! an.

**) Die Theaterbearbeitung läßt hier die vier Verse von Ihr Name an weg, so daß der König nach zerbrochen unmittelbar fortfährt: Wenn du von Menschen u. s. w.

Alexander III.) nur vom Papste erfolgen konnte.*) Der Jubelruf des Volkes feiert sie als Erretterin.**) Der darauf ausgesprochene Zweifel, ob sie eine Sterbliche oder ein Engel des Himmels sei, stimmt wohl zu den mittelalterlichen Anschauungen, aber nicht zu der bisherigen Behandlung Johannas von Seiten des Königs und den eigenen von ihr dem Könige gegenüber gethanen Aeußerungen.***) Der Dichter glaubte sich aber diesen kleinen Widerspruch gestatten zu dürfen, um einen um so wirksamern Gegensatz für die furchtbare Anklage zu gewinnen. Johanna bricht, als sie ihren Vater sieht, in einen Schrei des Entsetzens aus†), da sie diesen, den sie fern glaubte, eben als des Königs Frage sie mit tiefster Scham erfüllt, wie einen Geist aus einer andern Welt, der Rechenschaft von ihr fordere, vor sich sieht. Sein bekümmertes Wort, daß er als Ankläger gegen die eigene Tochter auftrete, läßt zunächst Burgund seine gespannte Verwunderung äußern, da gerade auf ihn die Jungfrau eine so erstaunliche Wirkung geübt hat, nachdem er sie für eine Zauberin gehalten hatte. Du Chatel sieht seinen nie abgelegten Verdacht bestätigt und besorgt das Schlimmste, da ja des Königs Wiederherstellung eben auf ihrem Wirken beruht. Früher (Auftritt 4) hatte er gefürchtet, noch vor der Krönung

---

*) Bei Shakespeare sagt Karl (I, 6), nicht länger wollten sie Saint Denis anrufen, sondern die Jungfrau (Joan la Pucelle) solle Frankreichs Heilige sein.

**) Mit Absicht tritt bei der Heiligen statt Es lebe der Ruf Heil! Heil! ein.

***) Statt erfreuen stand ursprünglich belohnen, im letzten Verse statt Im Staube Nach Würden.

†) Auch hier tritt Schiller in scharfen Gegensatz zu Shakespeare, bei dem die zum Feuertode verdammte Jungfrau ihren alten Vater, der sie nach langem Suchen endlich in dieser Lage findet, nicht anerkennen will, sondern ihn barsch als ihr völlig fremd zurückweist.

werde sich die Zauberei enthüllen. Unerschrocken ruft Thibaut dem Könige zu, er sei durch Höllenkunst gerettet. Dunois möchte diese von allen mit Entsetzen vernommene Anklage als Ausgeburt des Wahnsinns zurückweisen; jener dagegen erklärt alle für wahnwitzig, die sich dem Glauben hingegeben, Gott werde durch eine niedrige Magd sich verkünden. Dies lag freilich dem mittelalterlichen Glauben nichts weniger als fern*), aber der leidenschaftlich aufgeregte Vater darf es sich wohl erlauben, obgleich auch wir dies lieber wegfallen sähen, und er ist seiner Sache so gewiß, daß er, um die zuverlässigste Probe seiner Anklage zu liefern, seine Tochter selbst im Namen des dreieinigen Gottes fragt, ob sie sich für heilig und rein halte. Beim Namen Gottes ist auch der Böse selbst gezwungen, die Wahrheit zu gestehn**); das Verstummen ist hier ein glücklich dem Dichter zu Statten kommender, freilich der mittelalterlichen Ansicht fremder Zug.***) Johanna verstummt zu allgemeinem Entsetzen, welchem die an ihr innig hängende, aber ihre frühern Aeußerungen damit zusammenhaltende Sorel Ausdruck gibt. Seine Anklage weiter verfolgend, deutet der Alte, der noch immer den allgemeinen Glauben an die göttliche Sendung des einfältigen Mädchens höhnt, auf den Zauberbaum (vgl. S. 233) hin, unter welchem die bösen Geister Sabbath hielten (er verwechselt die Feen ohne weiteres mit den Hexen), ja er beruft sich auf ein anderes un-

*) Die Histoire du siege 144 f. beruft sich u. a. auf Judith; Gott begeistere, wo es ihm gut scheine, und gebe Kraft, wo er wolle.

**) Vgl. Fausts Beschwörung des Mephistopheles bei dem Namen Christi und dessen Drohung mit dem „dreimal glühenden Licht“.

***) Nach dieser wagt der im Besessenen oder in dem Zauberer wirkende Teufel den äußersten Widerstand und läßt sich durch die bloße Nennung des Namens Gottes nicht zum stummen Geständniß bringen.

trügliches Zeichen: wenn sie ihren Arm aufstreife, werde sich das Zeichen finden, welches nach dem Aberglauben der Zeit der Satan seinen Verbündeten aufdrückt.*) Da Johanna auch hierauf nichts erwiedert, so muß der Verdacht gegen sie aufs äußerste steigen. So zweifelt denn auch der Herzog von Burgund gar nicht mehr an ihrer Schuld, besonders da der Vater selbst sie anklage, wogegen der von wärmster Liebe zu ihr ergriffene Dunois noch darauf besteht, der Alte sei wahnsinnig, was er damit begründen will, sonst werde er nicht sein eigenes Kind zugleich der Schande und dem Verderben aussetzen. Vergeblich sind die sehr wirksam vom Dichter ausgeführten Versuche von Sorel und La Hire, sie zum Reden und zur Betheuerung ihrer Unschuld zu bewegen; sie bleibt unbeweglich stehn, wodurch sie allen, die bisher an ihr festgehalten, den letzten Rest des Glaubens an ihre göttliche Sendung raubt. Trotzdem nimmt der von feurigster Liebe zu ihr glühende Dunois den Kampf als Ritter für die Unschuld der Angeklagten auf; aber ein heftiger Donnerschlag bestätigt als Gottes Stimme die fürchterliche Anklage, und erschüttert die letzte Spur des Glaubens, an welchem Dunois noch krampfhaft festgehalten. Ein Donnerschlag ist freilich an sich ein undichterisches, rein äußeres Mittel, aber hier von der höchsten Wirkung, und der Gebrauch solcher vom Aberglauben verehrter, auf der Bühne an gehöriger Stelle immer noch außerordentlich wirkender Naturerscheinungen muß dem Dramatiker gestattet sein. Johanna erkennt darin ein Zeichen, daß der Himmel diese Prüfung zur Strafe über sie

---

*) Die darauf bezüglichen beiden Verse (Laß sie — gezeichnet hat) fehlen in der Theaterbearbeitung.

ergehn läßt. Der Alte benutzt diese göttliche Stimme, um der Tochter das schaudervolle Geständniß zu erpressen. Doch kaum hat er ausgesprochen, als ein zweiter, stärkerer Donnerschlag die Wahrheit seiner Anklage noch stärker bestätigt. Das Volk läuft jetzt voll Entsetzen aus der Nähe der Verruchten. Selbst Burgund geräth in Schrecken. Du Chatel, dem die fürchterliche Bestätigung seines Argwohns schmeichelt, möchte den König wegbringen. Aber der ehrwürdige Vorsteher der Kirche will noch einen letzten Versuch machen. Den Zweifel, ob der Donner für oder gegen sie spreche, soll sie selbst lösen; wenn sie sich schuldlos fühle, so möge sie das beim Zuge von ihm getragene Cruzifix berühren. Als Johanna auch darauf nicht eingeht, sondern noch immer unbeweglich stehn bleibt, ja neue, heftige (es sollte wohl heftigere heißen) Donnerschläge gegen sie zeugen, kann niemand mehr an ihrer Schuld zweifeln. Alle außer Dunois verlassen sie entsetzt. Wenn Böttiger berichtet, Schiller selbst habe ihm gesagt, der Himmel bekräftige des Vaters Zeugniß und entsühne sie wieder durch ein Donnerwetter, auf dessen Erfolg sich Johanna auf einmal für schuldlos halte, so ist dies jedenfalls irrig. Der erste Donnerschlag erfolgt auf das Anerbieten von Dunois, die beiden andern nach einander auf Thibauts und des Erzbischofs Aufforderungen, sich zu reinigen, denen sie nicht folgt. V, 5 sagt Johanna nicht ganz richtig, sie habe geschwiegen, weil der Himmel gesprochen, da sie doch längst vor den Donnerschlägen hätte antworten können; daß sie allgemein für eine Zauberin gehalten worden, bezeichnet sie dort als eine Schickung, und nicht anders kann sie auch den Donner auffassen. Die wiederholten Schläge bestätigen, daß der Himmel diese Anklage als Strafe über sie verhängt habe

daß dieser es dulde und von seiner Kenntniß des Geschehenen ihr Kunde gebe, wie sie in ähnlicher Weise V, 4 sich auf den Donner beruft; aber im Grunde kam es Schiller mit dem Donner nur darauf an, das versammelte Volk und alle, die noch an ihr hingen, zu erschrecken. Er selbst thut sich in einem Briefe an Goethe (vgl. S. 27 f.) auf diesen theatralischen Schluß etwas zu Gute, bei welchem der donnernde deus ex machina seine Wirkung nicht verfehlen werde. Vielleicht schloß damit ursprünglich unser Aufzug, so daß die beiden letzten Auftritte ein späterer Zusatz wären. Wir können sie sehr wohl entbehren.

Daß Dunois noch an ihr festhält, konnte viel glücklicher dadurch bezeichnet werden, daß er noch zurückbleibt; die Ausweisung Johannas durch Du Chatel, auf dessen Ansprache sich endlich auch Dunois verzweiflungsvoll entfernt, und das Anerbieten Raimonds sind nicht nothwendig, um den Fortgang der Handlung zu erklären, ja diese Szenen fallen nach dem gewaltigen Eindruck der vorigen matt ab. Fiele der Vorhang, während Dunois und Johanna allein zurückbleiben, so wäre die Wirkung jedenfalls sehr bedeutend. Vielleicht aber wäre es noch wirksamer, wenn auch Dunois, dessen Anerbieten die Donnerschläge vernichtet haben, sich entfernte, und am Schlusse nur Raimond erschiene, zu der in tiefstem Schmerze stehenden Jungfrau träte, in der Weise, wie es jetzt geschieht, sie anspräche und sich mit ihr entfernte.*) Sollte man doch auch meinen, wenn Dunois noch zuletzt an ihr festhielte, würde er sie begleiten oder vertheidigen.

---

*) In der Theaterbearbeitung steht im dreizehnten Auftritt in der ersten szenarischen Bemerkung nach geht ab statt Diese — mit stillem bloß: „Raimond betrachtet sie eine Weile mit stillem“. In der Rede Raimonds hat sie das den

Fünfter Aufzug.

Johanna, die während des Umherirrens im wilden Sturme endlich ihre Ruhe wiedergefunden hat, muß noch die stärkste Versuchung bestehn, die sie fast am Himmel verzweifeln läßt. Gefangen genommen von Isabeau, kommt sie in Lionels Gewalt, dessen Liebeswerben sie mit Widerwillen zurückweist. Sie hört von der Niederlage und der Gefangennehmung des Königs, wodurch alles, was sie durch ihre Sendung erreicht hat, verloren zu gehn droht. Da wendet sie sich in der dringendsten Noth des geliebten Vaterlandes an Gott: durch ein Wunder bricht sie ihre Ketten, stürzt unter die Feinde, befreit den König und gewinnt den entschiedensten, die englische Macht in Frankreich vernichtenden Sieg, aber sie selbst ist verwundet. Sie stirbt den Heldentod mit dem freudigen Bewußtsein, ihre schwere Sendung trotz einer zeitweiligen, freiwillig bitter gebüßten Ablenkung erfüllt zu haben, im Anschauen der ihr winkenden himmlischen Seligkeit.

Erster bis sechster Auftritt. Die Jungfrau, die, von allen gemieden, scheu umherirren muß, geräth in die Gefangenschaft Isabeaus, die ihre Auslieferung an Lionel befiehlt, was dieser die unausstehlichste Pein und den bittersten Kampf auflegt, so daß sie an des Himmels Gnade fast verzweifelt.

Nachdem wir in der Unterredung des Köhlers mit seiner Frau vernommen, wie der fürchterlichste Sturm lange Zeit ge-

---

Vers ausfüllende und ganz gemäße Kommt! Kommt! vor Die Straßen, das seit 1867 mit Recht Aufnahme gefunden, obgleich Schiller 1805 den Vers unverändert ließ.

wüthet*), seit der Entfernung der Jungfrau die Engländer mit neuem Muthe beseelt worden und eben nur noch der Wald sie von den Franzosen trennt, erscheint die Jungfrau mit Raimond. Dieser beredet sie jetzt, nachdem sie drei Tage umhergeirrt, ohne etwas als wilde Wurzeln zu genießen, bei den Köhlern vorzusprechen. Hiermit ist die ganze Situation deutlich bezeichnet, nur fehlt die Angabe der Gegend. Erst Auftritt VIII. hören wir, daß sie nach den Ardennen geflohen. Es schwebt hier wohl die Szene in Goethes Götz vor, wo der verwundete Held von den Zigeunern aufgenommen und gepflegt wird. Die über die in voller Rüstung erscheinende Jungfrau ihre geschwätzigen Bemerkungen machende Frau wird gleich von dem Köhler abgesandt, um für die Jungfrau einen Becher (Wein?)**) zu bringen. Raimond sucht sie zu beruhigen***), wird aber selbst durch die Kunde, daß die Engländer so nahe sind, in Schrecken gesetzt. Johanna, die trotz der Mahnung Raimonds ihre volle Rüstung anhält, wird von dem zurückkommenden Köhlerbuben†), der sie weiter führen soll, erkannt; er reißt ihr, da man einer Hexe weder Speise noch Trank reichen darf, den Becher vom Munde, worauf die ganze Köhlerfamilie, sich bekreuzend, flieht.

---

*) In der höchst anschaulichen, ganz im Charakter des Köhlers gehaltenen Schilderung des Sturms läßt die Theaterbearbeitung die drei Verse von Wie eine losgelassne Hölle an weg.

**) Auch im Tell II, 1 wird der herumgehende Becher nicht näher bezeichnet.

***) Statt in der Wildniß stand ursprünglich im wilden Walde, weiter noch (statt nah) gelagert.

†) Er führt den Namen Anet. Ist dies eine Abkürzung von Antoinet? Die Namensform ist mir sonsther nicht bekannt.

Auch nach dieser grausen Erfahrung, wie der Fluch sie überall verfolgt, ist sie ruhig gefaßt, nur soll der treue Freund sie jetzt verlassen, da sie keiner Leitung mehr bedürfe; der Himmel werde sie führen, sie fürchte nichts, da ihr Schicksal sie leite*), sie nur treffen werde, was ihr bestimmt sei, und die wenige Nahrung, deren sie bedürfe, finde sie leicht im Walde. Doch der ihr immer noch herzlich zugeneigte Raimond will den Versuch machen, sie zur Aussöhnung mit Gott und der Kirche zu bewegen; kann er ja auch nicht anders glauben, als daß sie sich wirklich dem Teufel übergeben habe.**) Hierdurch erhält der Dichter Gelegenheit, Johanna selbst sich über ihr Verstummen der schrecklichen Anklage des Vaters gegenüber und über ihr Schweigen auf alle an sie gerichteten Fragen erklären zu lassen. Von Raimonds Aeußerung des Verdachts***) wird sie schmerzlich getroffen; denn sie hatte geglaubt, ihr treuer Führer wenigstens sei von ihrer Unschuld überzeugt; daß er trotzdem sie so treu begleitet, bezeichnet den unendlich tiefen Eindruck, den ihr Wesen auf seine Seele geübt. In belebter Rede und Gegenrede spricht sich die Johannas ganzes Verhalten leitende Ueberzeugung aus, daß die Anklage des Vaters eine über sie verhängte Schickung

*) Wie das Schicksal über ihr walte, hat der Donner bewiesen, der ihre Schuld im Augenblicke, wo sie darüber zur Rede gestellt wurde, bestätigte.

**) Daß sie bei ihrer Gewöhnung als Hirtin auch den Lauf der Sterne und den Zug der Wolken kenne, gehört eigentlich nicht hierher, aber sie will nur sagen, daß sie an die Beobachtung der Natur gewöhnt sei, und so auch mit feinem Ohre die Quellen rauschen höre. Der Schärfe ihrer Sinne gedenkt der Dichter auch V, 11.

***) Schiller schrieb mit eigener Hand in die ursprüngliche Handschrift die Worte: in den Schoß — wiederkehren.

sei*); ihre Schuld aber verräth sie auch dem Freunde nicht, dem sie nur sagt, daß sie in der Einsamkeit, bei dem gewaltigen Sturme der Natur, sich selbst wiedergefunden, alle Schwachheit überwunden habe, sie nur dem Willen Gottes und der übernommenen Sendung folgen werde. Ihre Aeußerungen darüber müssen Raimond dunkel bleiben, aber der Zuschauer versteht sie, auch wo sie weniger genau sind. Daß Streit in ihrer Brust gewesen sei, als der Ehre Schimmer sie umgab, bezieht sich nur auf die Zeit, wo die Ehrsucht den reinen Spiegel ihrer ganz dem göttlichen Auftrage geweihten Seele trübte. Raimond glaubt, nun werde alles sich wieder herstellen; dazu bedürfe es bloß der Erklärung ihrer Unschuld. Aber Johanna, die, was sie verbrochen, gesühnt, indem sie die Liebe niedergekämpft und sich zum unerschütterlichen Glauben an Gott wieder erhoben hat, überläßt, als Raimond die Entdeckung ihrer Unschuld eilig ans Licht bringen**), diese nicht dem Zufall überlassen will, die weitere Entwicklung ihres Schicksals ruhig der Führung des Himmels, der auch ihre Unschuld so sicher an den Tag bringen werde, als er den Lauf der Sonne lenke, die sie eben untergehn sieht.***)

---

*) Hier zuerst bezeichnet sie Gott als ihren Meister, dessen Befehl sie vollziehen müsse. — Ihre Aeußerung: „Und väterlich wird auch die Prüfung sein“, deutet auf die Hoffnung, daß der Himmel sie nicht über ihre Kräfte versuchen werde.

**) Statt aller Welt stand ursprünglich allem Volk.

) Etwas auffallend ist die Berufung darauf, daß sie den Himmel selbst geschaut habe. Daß ohne Gottes Willen kein Haar vom Haupte fällt, ist ja ein bekannter biblischer Ausspruch (Matth. 10, 29 ff.), den kein guter Christ bezweifelt; dazu fällt die Mehrheit Götter in diesem Spruche in Johannas Munde um so schärfer auf. Vgl. S. 156. Schiller sagt in einem Briefe an Goethe,

Aber ihr Glaube soll noch die allerstärkste Prüfung erleiden, da das Aergste ihr widerfährt, was sie treffen kann: sie wird von Isabeau gefangen. Daß diese seit der Krönung des Königs und der Uebergabe von Paris sich mit den Engländern wieder verbunden habe, wird hier ohne weiteres angenommen, sollte aber irgend angedeutet sein. Von Melun, wohin sie sich zurückgezogen hatte, kommt sie jetzt mit ihren rasch wieder gesammelten Truppen, um sich mit den unter Lionel den Franzosen entgegengeschickten Engländern zu verbinden; denn an dem Frieden Burgunds mit dem Könige (vgl. S. 188) hat sie sich nicht betheiligt. Ihre Soldaten und sie selbst erkennen Johanna sofort, da sie vor Orleans sie gesehen; von ihrer Verwerfung als Hexe wissen sie auffallender Weise noch nichts, da man doch meinen sollte, der Ruf davon habe sich in diesen drei Tagen im nördlichen Frankreich, und besonders in den Gegenden, durch welche sie zunächst gekommen sind, verbreitet. Dem Dichter diente diese Annahme dazu, Isabeau ihren Abscheu über den Undank ihres Sohnes aussprechen zu lassen. Die Soldaten erschrecken, als sie die als eine Verbündete der Hölle geltende Jungfrau sehn; auch Isabeau wird zuerst bestürzt, faßt sich aber bald und fordert sie auf, sich zu ergeben, was sie sofort thut*), da sie dies für eine Strafe des Himmels hält. Raimond entflieht verzweifelnd, aber er wird nicht rasten, für sie zu wirken, was vielleicht hätte angedeutet werden können. Isabeau läßt die

---

Johanna sei in ihrem Unglück „von den Göttern deserirt". — Den Schluß des Auftritts, die 17 letzten Verse von Raimonds O kommt, kommt an, läßt die Theaterbearbeitung weg.

*) Daß sie dabei das Schwert abgibt, bemerkt eine szenarische Bemerkung der Theaterbearbeitung.

verhaßte Gegnerin in Ketten legen, welche die Soldaten mit sich führen. Johanna aber ergibt sich ruhig in das über sie verhängte Schicksal, und erwiedert auf die bitterbösen Worte der sie aus tiefster Seele hassenden alten Königin*), welche ihr Fang in äußerste Freude versetzt hat, nur das Allernöthigste. Daß ihr Sohn, den sie noch immer Dauphin nennt, da sie die Krönung nicht anerkennt, sich auch gegen seine Retterin so undankbar erwiesen hat, gereicht ihrem gekränkten Mutterherzen zur höchsten Befriedigung. Der Soldaten spottet sie, daß sie vor Orleans die Jungfrau als Zauberin gefürchtet, da sie nichts als eine Närrin sei, die sich habe bestimmen lassen, für den König diese Rolle zu spielen.**) Sie selbst hält sie hier nicht für eine Zauberin, wie sie früher gethan (vgl. oben S. 173*), was wohl als ein bewußter Widerspruch zu betrachten, nicht etwa dadurch zu erklären, daß sie jetzt ihre Ansicht geändert. Erst Isabeaus Befehl, sie zu Lionel zu bringen, setzt Johanna ganz aus der Fassung, so daß sie in gewaltigster Aufregung bittet, sie lieber gleich zu tödten; muß es ihr ja die fürchterlichste Qual sein, diesen wiederzusehn, dessen Bild aus ihrem Busen zu reißen sie mit der bittersten Gewalt sich bemüht hat. Auffällt es, daß Isabeau, die sich vor den Soldaten entfernt, erst nach ihnen sich bei Lionel einfinden will.

Die folgende Szene ist nicht ohne Anstoß. Schon die Anrede Engländer scheint sonderbar, da Isabeau keine englischen

*) Zu ihrer Aeußerung über die frühere feige Flucht vgl. Talbots Worte II, 5 (S. 177). — Die beiden Verse Thut sie — begegnet ließ die Theaterbearbeitung weg.

**) Die Theaterbearbeitung streicht die Worte Ihr ganzer — Herz und macht aus So eine — König einen überlangen Vers.

Soldaten, sondern die ihr dienenden Franzosen aufgebracht hat, woher sie ihnen auch zuruft: „Dies ist der Weg ins engelländsche Lager!" Johanna fordert die Soldaten auf, sie zu tödten und Rache für so viele zu nehmen, die unter ihrem Schwerte gefallen seien*); hierauf ist auch ihre Drohung berechnet, sie möchte sonst leicht ihre alte Kraft zurückerhalten. Daß sie im ersten bittersten Schmerze Isabeau bittet, sie lieber zu tödten**), ist natürlich, aber daß sie jetzt noch die Soldaten zu ihrem Morde bestimmen will, dürfte doch bei aller Aufregung ihres bittern Schmerzes der noch nicht ganz am Himmel verzweifelnden, in ihr Schicksal ergebenen Jungfrau kaum gemäß sein. Da sie auch diese Aussicht sich verschlossen sieht, bricht sie in die Klage aus, daß sie noch unglücklicher werden solle, als sie gewesen. Der Vorwurf an Maria, die „furchtbare Heilige", die sie ganz verstoßen zu haben scheine, und die Verzweiflung, daß die himmlischen Wunder für sie zu Ende seien, führen das Bild ihres Unglücks doch in zu greller, ihrem Charakter widersprechender, wenn auch freilich theatralisch sehr wirksamer Weise aus. Besser fiele der ganze Auftritt weg, so daß Isabeau noch einige Worte spräche, nachdem die Soldaten sich mit der Jungfrau entfernt haben.

Siebenter und achter Auftritt. Raimond bringt die Kunde von der Gefangennehmung der Jungfrau, die keine Zauberin sei, ins französische Lager, wo Dunois sofort das Heer zum Aufbruch treibt, um diese, deren Schuld ihm immer unmöglich geschienen, zu befreien.

---

*) Zu dem „Tag der frohen Wiederkehr" vgl. oben S. 180**.

**) Die schon gefangene Jungfrau äußerte einmal gegen die heilige Katharina, sie möchte lieber sterben als in die Hände der Engländer fallen.

Der Dichter führt uns zunächst die Stimmung der Franzosen nach Entfernung der Jungfrau vor. Die Engländer, ermuthigt durch deren Verbannung und die Gewißheit, daß die Franzosen nur durch Höllenkunst gesiegt, bedrängen diese, deren Muth gesunken ist. Dunois hat sich voll Unmuth über die voreilige Verbannung zurückgezogen, die doch, da er selbst nicht mehr die durch ihr Schweigen bewiesene Schuld zu leugnen wagte, unumgänglich war. Der Erzbischof und Du Chatel sind an ihn gesandt, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, wozu aber keiner weniger geeignet als Du Chatel, der am ersten Verdacht gegen die Jungfrau gehegt hatte. Der Erzbischof, den wir eben mit Du Chatel bei diesem finden, bittet ihn, sich der Sache des Vaterlandes nicht zu entziehen, aber diesem ist das Lager zuwider, wo er sie nicht mehr findet. Den Du Chatel weist er als Gegner der Jungfrau zurück. Der Erzbischof entschuldigt die Verbannung mit der allgemeinen Betäubung, da alle Zeichen so entschieden gegen sie gewesen, geht aber, um Dunois nicht noch mehr aufzuregen, nicht näher darauf ein. Damals, sagt er, habe man nicht Ruhe genug gehabt, um sich vorzuhalten, daß ihr frommes, christliches Leben, wovon sie alle Zeugen gewesen seien, die Möglichkeit ihrer Verbindung mit der Hölle ausschließe. Allein die Schuld war doch zu entschieden bewiesen, als daß man hätte zweifeln können; man hatte alles versucht, sie sich selbst durch das einzige Wort, daß sie unschuldig sei, ja nur durch das Berühren des Cruzifixes, reinigen zu lassen. Jetzt sehe man freilich ein, bemerkt er, daß man sich übereilt; alle klagten sich selbst an, daß sie ihrer Entfernung sich nicht wiedersetzt hätten, von denen er vor allen den König, den Herzog und den tapfern La Hire nennt. Freilich hätte er hinzufügen

können, Dunois selbst habe zuletzt nicht mehr den Muth gehabt, öffentlich für sie einzutreten, was er übergeht, um diesen zu schonen, dessen Liebe sich in der tief empfundenen Aeußerung ergeht, ihre ganze Erscheinung, die er sich lebhaft vergegenwärtigt, die Züge ihres Gesichts, ihre Lippen, ihre Augen hätten allen ihre Unschuld, Reinheit und Wahrheit bezeugen müssen. Der Erzbischof selbst sieht in der Erscheinung der Jungfrau einen dem menschlichen Auge unlösbaren Widerspruch; nur so viel stehe fest, daß ein schweres Unrecht geschehen sei, da sie entweder durch die Macht der Hölle gesiegt oder eine Heilige als Hexe verbannt hätten, und daß Frankreich in jedem Falle büßen müsse. Diese letzte Rede scheint hier ungehörig, und sollte um so eher wegfallen, als der Erzbischof nicht Dunois durch Widerspruch reizen darf.*)

Da meldet ein Edelmann Dunois einen Schäfer an, der von der Jungfrau komme; dieser läßt ihn gar nicht ausreden, drängt ihn zur Eile und eilt selbst dem Angemeldeten entgegen, dessen Ankunft er nicht erwarten kann. Raimonds längere Anrede macht ihn unruhig; selbst die Versicherung, daß Johanna keine Zauberin sei, beachtet er kaum, da sich ihm dies von selbst versteht, und er drängt ihn nur zu sagen, wo sie sei, was dieser endlich thut. Die ganze Darstellung ist fein berechnet und mit dramatischer Lebendigkeit ausgeführt. Auch der Erzbischof fügt ein paarmal seine antheilvollen Fragen hinzu, während Du Chatel auf den ersten Vorwurf von Dunois ganz verstummt ist. Es bedürfte nicht der dringenden Aufforderung

*) Die Theaterbearbeitung ließ die letzten sechs Verse weg, was aber freilich noch nicht beweist, daß Schiller das Ungehörige derselben erkannt habe.

des von liebevoller Angst für die gefangene Jungfrau erfüllten Raimond, die Erretterin zu erretten; Dunois ist nur von dem einen Gedanken entflammt, daß es gelte, Frankreichs kostbarsten Schatz*) wiederzugewinnen, daß sie noch vor dem Ende des Tages frei sein müsse. Nach dem stürmisch begeisterten Ausbruche von Dunois müssen wir annehmen, daß das Heer sofort aufbricht.

Neunter und zehnter Auftritt. Lionel versucht vergeblich die in einem Wartthurm angekettete Jungfrau zu bewegen, die Seine zu werden. Diese hat sich endlich ganz wiedergefunden, sie fühlt sich wieder als Vertreterin ihres Landes, in dessen Namen sie ihm Frieden bietet, wenn er mit seinen Engländern Frankreichs Boden verlasse, sonst droht sie ihm schrecklichen Untergang; als darauf der Anmarsch der Franzosen gemeldet wird, ist sie des Sieges ihres Volkes gewiß. Vergeblich wendet sich Lionel noch einmal an sie. Isabeau, der er sie überlassen muß, belastet sie mit schweren Ketten, und droht sie, sollten die Franzosen siegen, zu erstechen.

Lionel widersteht dem wüthenden Andrange des Volks, welches den Tod der von ihm geliebten Jungfrau verlangt und den Thurm zu stürmen beginnt; lieber will er sich darunter begraben**), als sich zwingen lassen. Die Darstellung ist sehr glücklich romantisch belebt. Zum Aerger Isabeaus, die den schönen jungen Feldherrn liebt, sucht er Johanna zu bewegen, indem er sie an die schmachvolle Behandlung von Seiten ihres

*) Seine Krone, sein Palladium. Palladium war das in Troja vom Himmel gefallene Bild der Pallas, an dem das Heil der Stadt hing. Schiller kannte es aus Virgil (Aen. II, 164—170). Vgl. Schillers freie Uebersetzung dieses Buches der Aeneis Stanze 28.

**) Vgl. S. 157 **.

Vaterlandes und das Betragen ihrer Freier*) erinnert; er, der ihr einst nicht gleichgültig gewesen, sei jetzt ihr einziger Freund, entschlossen, sie gegen sein eigenes und ihr Volk zu vertheidigen. Doch sie erklärt, daß sie ihn als Feind ihres Landes hasse; wolle er seine Neigung zu ihr, die sie aber nicht erwiedern könne, beweisen, so möge er ihr Land verlassen, alle Städte herausgeben und Frieden schließen, den sie ihm unter denselben Bedingungen anbietet, wie am Schlusse des ersten Aufzugs den Verwesern des Reiches durch den Herold. Vgl. oben S. 169. Ohne auf Isabeaus zornige Einsprache zu achten, droht sie dem englischen Heere, wenn es bleibe, den Untergang; Englands Macht und Ruhm in Frankreich sei auf immer hin. In dem oben S. 167 f. angeführten Briefe sagt Johanna: „Wenn ihr dies nicht thut, so nehmt euch vor der Jungfrau in Acht und seid eures Schadens gewärtig.“

Die durch einen Hauptmann gebrachte Kunde vom Anrücken der Franzosen erfüllt die Jungfrau mit Begeisterung; ihr ist es jetzt gewiß geworden, daß in dieser Schlacht die Franzosen den letzten Sieg gegen die Engländer erkämpfen, sie selbst aber, deren Hülfe nicht weiter nöthig, sterben wird. Dadurch ruft sie Lionels Stolz auf die Kraft seines tapfern Volkes und die Verachtung der feigen Franzosen hervor, die nur eine einzige Heldin besäßen, ohne die sie in so vielen Schlachten in die Flucht getrieben worden.**) Isabeau soll mit fünfzig Rittern,

---

*) Daß La Hire und Dunois sich um sie beworben, weiß er wohl durch den Ruf.

**) Gerade wie hier Lionel, sprach Talbot II, 5 von zwanzig Schlachten. Die Wiederkehr derselben Bezeichnung hätte wohl vermieden werden sollen. — Für einen zweiten Tag — bereiten setzte Schiller in der Theaterbearbeitung

die vor dem Thurme stehen, zur Bewachung Johannas zurückbleiben, während er selbst mit Fastolf in den Kampf eilen will. Aber letzterer, der sie gern vorher getödtet sähe, findet ihr Zurückbleiben gefährlich, wodurch er Johannas Spott hervorruft, daß er sich vor einem gefesselten Weibe fürchte. Dieser Spott der Jungfrau, die auf göttliche Hülfe sich verläßt, möchte wenig an der Stelle sein, schon weil es ihr nicht ziemt, sich in das Gespräch zwischen Fastolf und Lionel einzumischen; dagegen scheint es ganz angemessen, daß Lionel, um Fastolf zu beruhigen, sich von Johanna das Wort geben lassen will, sich nicht selbst zu befreien, was diese aber geradezu verweigert, vielmehr die Befreiung für ihren höchsten Wunsch erklärt. Hier schwebt die Ueberlieferung vor, daß Johanna bei ihrem Prozesse sich weigerte, dem Vorsitzenden ein solches Versprechen zu geben, vielmehr erklärte, sie habe immer gewünscht und wünsche noch zu entfliehen. Deshalb läßt Isabeau ihr noch schwerere Ketten um Leib und Arme legen. In ihrem letzten Gefängnisse trug Johanna wirklich Tag und Nacht Ketten an den Beinen, die während der Nacht mit einer andern Kette an einen Holzblock befestigt waren. Spottend verbürgt sich Isabeau, die natürlich an kein Wunder der als Hexe Erkannten glaubt, mit ihrem Leben dafür, daß die Gefangene ihr nicht entkomme. Der noch immer liebevoll an ihr hängende Lionel kann sein Bedauern nicht unterdrücken, Johanna in solchem Zustande, unter solcher Bewachung zurücklassen zu müssen;*) er bietet ihr jetzt nicht

---

bloß ihre Meister zeigen; vielleicht auch, um die Wiederholung aus II, 1 zu vermeiden.

*) Du zwingst mich (statt uns) stand ursprünglich, und noch in der Theaterbearbeitung.

allein ihre Freiheit, sondern sogar Theilnahme am Oberbefehl an, wenn sie mit ihm gegen Frankreich ziehen wolle. Fastolf, dem es dabei ängstlich zu Muthe wird, drängt zur Eile; er fürchtet, Johanna werde sich endlich durch ihre traurige Lage zum Abfall bestimmen lassen. Doch diese weist Lionels Anerbieten selbstbewußt zurück, und fordert ihn auf, nur auf seine Vertheidigung zu denken. Nach dessen Entfernung empfiehlt Fastolf der Königin, Johanna, falls die Franzosen siegen sollten, gleich zu tödten, wozu diese schon an sich bereit war, was der Dichter durch ihre leidenschaftliche Unterbrechung seiner Rede treffend bezeichnet. So scheidet denn auch Fastolf beruhigt mit der höhnischen Aufforderung, Johanna möge jetzt noch um Frankreichs Sieg flehn, da sie wisse, was ihrer in diesem Falle warte.

Elfter Auftritt. Johanna folgt mit höchstem Antheil dem Kampfe der Ihrigen, deren Kriegsmarsch und Schlachtgesang sie begeistern. Isabeau läßt durch einen Soldaten, der oben durch die Oeffnung des Wartthums schaut, sich von dem Erfolge der Schlacht berichten, wobei wohl die Stelle in Goethes Götz vorschwebt, wo der auf die Warte des Thurms kletternde Knecht dem verwundeten Selbitz über die mit Götzens Sieg endende Schlacht berichtet. Johanna und Isabeau sind beide in vollster Aufregung. Als zuletzt der König stürzt und von den Engländern umringt wird, bittet die Jungfrau den Himmel, sie durch ein Wunder zu befreien, und im Augenblicke, wo der Soldat die Gefangenschaft Karls berichtet, springt sie auf; die von ihr mit aller Gewalt gefaßten Ketten zerreißen und sie eilt mit dem Schwerte davon, das sie einem der Soldaten entrissen. Wir wissen, daß Johanna im Kerker innigsten Antheil an dem Schicksal der von den Feinden bedrängten Stadt Compiegne

nahm und beständig für ihre dortigen Freunde betete, daß sie, um ihnen zu Hülfe zu eilen, einmal zwischen zwei Balken ihres Gefängnißzimmers durchzuschlüpfen, ein andermal um den Engländern zu entgehn, vom Schloßthurme zu Beaucevoir herabzuspringen versuchte, aber beidemal ergriffen wurde. Letzteres berichtet sie selbst bei De L'Averdy S. 46.

Johanna läßt sich nicht abhalten, trotz der bei dem Siege der Ihrigen ihr angedrohten Ermordung für diesen zu flehn, wobei der Dichter den herüberschallenden Kriegsmarsch und Kriegsgesang treffend benutzt, der aber auf der Bühne nicht vernommen wird. Johannas scharfes, durch die leidenschaftliche Spannung noch mehr erregtes Gehör vernimmt, was dem Zuschauer entgeht. Ihre Seele schwingt sich in die Ferne und schwebt über den Ihren. Als Isabeau einen Soldaten beordert, ihr den Lauf der Schlacht von der Höhe herab zu berichten, spricht sie die Ueberzeugung aus, dieser Kampf, zu dem sie aus der Ferne ihr Volk ermuthigen möchte, werde diesem den letzten entscheidenden Sieg bringen. Dieser ihr Glaube, daß es nur noch diesen Kampf gelte, gibt demselben seine ganz besondere Bedeutung. Als die Beschreibung des Soldaten ihr sagt, daß Dunois wüthend in die Feinde sprenge*), begleitet sie diesen mit dem herzlichsten Wünschen. Weiter berichtet der Soldat von einem Kampf zwischen dem die Brücke angreifenden Herzog

*) Barberroß, wie man auch Barbarei statt Berberei sagte, noch jetzt Barber für ein Berberpferd. — Den nach neuerm Sprachgebrauche etwas anstößigen Ausdruck Gensdarmen nahm Schiller aus seinen Quellen. Gens d'armes (gens armata) hießen alle Schwerbewaffneten. So findet sich häufig in der Schrift Jeanne d'Arc und in der Histoire du siege die Verbindung les capitains et les gens d'armes.

von Burgund und Fastolf, aber Isabeau möchte vor allem von ihrem Sohne wissen, dem sie das Allerschlimmste wünscht; einstweilen aber hindert der aufgewirbelte Staub, etwas zu unterscheiden. Auch Johanna verlangt vor allem von ihm etwas zu erfahren, weshalb sie wünscht, der Soldat möchte ihr Auge haben oder sie selbst stünde oben; denn nichts würde ihrem scharfen Blicke entgehn.*) Vgl. oben S. 243**. Jetzt bemerkt der Soldat ein ungeheures Gedränge am Graben bei der Brücke, wo der Hauptkampf sich zusammenzieht. Voll innigster Sehnsucht wünscht Johanna in diesem Augenblicke nur durch eine Ritze der Mauer zu schauen, um aus der Ferne, wie bisher so oft, die Schlacht lenken zu können. Einen Augenblick ist Lionel umzingelt und schon zuckt Isabeau den Dolch auf die gespannt weiter horchende Feindin, aber Fastolf befreit jenen wieder. Von jetzt an muß Johanna die traurige Wendung Schlag auf Schlag vernehmen. Die Franzosen und die Burgunder fliehen, worüber Johanna in äußerste Bestürzung geräth, so daß sie voll unmuthiger Verzweiflung, ähnlich wie der Heiland am Kreuze**), ausruft: „Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!“ Als sie vernimmt, Dunois werde schwerverwundet fortgeführt***), möchte sie mit krampfhafter Anstrengung ihre schweren Ketten brechen. Jetzt muß sie gar hören, wie der König selbst, den sie an der Beschreibung des Soldaten erkennt,

*) Ursprünglich, und noch in der Theaterbearbeitung, stand:

Die wilde Taube kann ich zählen im Flug,

und im folgenden Verse Weih statt Falk.

**) Matth. 27, 46. Marc. 15, 34: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

***) Früher hatte der Soldat Dunois nicht erkannt.

unter das scheuende und stürzende Pferd fällt, wie die Feinde auf ihn, der sich schwer darunter hervorarbeitet, zueilen, ihn erreichen und umringen. Hat sie die in kurzen Zwischenräumen erfolgende Erzählung bisher mit lebhaftem, in leidenschaftlichen Bewegungen sich bekundendem Antheil vernommen, so ruft sie jetzt in verzweifelndem Schmerze den Himmel um einen rettenden Engel an. Isabeaus höhnendes Wort, die Retterin möge jetzt erretten*), überhört sie; die entsetzliche Noth läßt sie auf die Kniee sinken, und indem sie alle gläubige Kraft ihrer an Gott und dem Vaterland hängenden Seele zusammenrafft, bittet sie um ein Wunder. Gott, dem alles möglich ist, was sie in bezeichnender Weise ausführt, kann auch diese Ketten fallen lassen und die Wand des Thurms, woran sie geschlossen ist, spalten. Sie beruft sich auf Simson, der, gefangen, blind und verhöhnt, nachdem er Gott gebeten, ihn zu stärken, damit er sich für seine Blendung an den Philistern räche, die beiden Mittelsäulen des Gebäudes, worin er vor dem versammelten Volke spielen sollte (nicht seines Gefängnisses), mit Gewalt erfaßte und zerbrach, worauf das Haus einstürzte.**) Als aber der Soldat triumphirend die Gefangennahme des Königs verkündet, richtet Johanna sich auf und, im Vertrauen auf Gottes Gnade, zerbricht sie die Ketten, entreißt dem nächsten der umherstehenden Soldaten das Schwert und eilt davon. Vgl. oben S. 115 f. Alle sind, wie es bei solchen Wundern geschieht, wie von einem electrischen Schlage betäubt,

*) Wie die Pharisäer über Christus spotteten: „Andern hat er geholfen und kann ihm selber nicht helfen" (Matth. 27, 42. Marc. 15. 31), was Lucas (23. 35) dem Obersten und dem Volk zuschreibt. Vgl. V, 8 (S. 250, Z. 2).

**) Buch der Richter 16, 23—30.

da sie das Unglaubliche mit Augen sehen. Vgl. den Schluß der Szene in Auerbachs Keller von Goethes Faust.

Zwölfter und dreizehnter Auftritt. Der Soldat berichtet Isabeau das durch die Jungfrau hergestellte Glück der Franzosen, von denen eine Schaar auf den Wartthurm losgeht. Isabeau will sich vertheidigen, ergibt sich aber, als sie die vollständige Niederlage erfährt, an La Hire.

Isabeau, die erst nach längerer Zeit aus ihrer Betäubung erwacht, spricht ihre Verwunderung über das Unglaubliche aus, wovon sie Zeugin gewesen. Mit derselben glücklich belebten kurzen, aber anschaulichen Schilderung, wie im vorigen Auftritt, bezeichnet der Soldat Johannas fliegendes Hineilen zur nahen Schlacht, ihr blitzrasches Stürmen durch die Haufen, die sich jetzt von neuem stellen und angreifen, die Flucht der Engländer, welche die Waffen von sich werfen, der Jungfrau Losdringen auf den König, Fastolfs Sturz und Lionels (denn dieser muß doch der Feldherr sein) Gefangennehmung. Die Königin widersteht der feigen Aufforderung des Soldaten zur Flucht, sie will sich mit dem Schwert vertheidigen. Bei La Hires Erscheinen strecken die Soldaten die Waffen; auch sie kann, als sie erfährt, daß alle ihre Ritter sich ergeben haben, seiner ehrerbietigen Mahnung, sich der Uebermacht zu fügen, nicht widerstehn, doch muß sie auch jetzt dem Hasse gegen ihren Sohn, den sie noch immer nicht als König anerkennt, bittern Ausdruck geben.

Vierzehnter Auftritt. Die verwundet und leblos in den Armen des Königs und des Herzogs liegende Jungfrau erwacht, sieht sich freudig von ihrem König wieder anerkannt und stirbt, im Bewußtsein, ihre Sendung treu erfüllt zu haben, nachdem sie die himmlische Seligkeit erschaut hat.

Dunois und La Hire, ihre beiden Liebhaber, fehlen, da der eine schwer verwundet, der andere auf der Verfolgung der Feinde begriffen ist; auch der Erzbischof ist hier mit Absicht ausgeschlossen, was äußerlich dadurch begründet wird, daß wir uns auf dem Schlachtfeld befinden. Hierdurch gewinnt der Schluß eine zusammenschließendere Einheit und eine würdige Einfachheit der Handlung. Die höchste äußere Ehre wird der Jungfrau zu Theil, da sie in ihres Königs Armen ruht. Den Gegensatz zu der vom Himmel gesandten Jungfrau bildet die von innig treuer und irdischer Liebe zum König durchglühte Sorel. Von der Gefahr des königlichen Geliebten unterrichtet, hat sie sich nicht halten lassen, zu ihm zu eilen; sie findet diesen zu ihrer jubelnden Freude gerettet, freilich zu gleicher Zeit Johanna, die Erretterin, leblos. Daß sie eben sterbe, spricht sie tief ergriffen aus; auch Burgund glaubt, der schön daliegende Engel sei eben geschieden.*) Der König bedauert nur, daß sie seinen Schmerz und seine Reue nicht mehr sehn könne, da die Verklärten sich nicht mehr um die auf Erden Zurückgebliebenen kümmern — eine der frommen Ansicht des Mittelalters fremde Anschauung, die aber dem leidenschaftlichen Schmerze wohl vergeben werden mag. Das Wiedererwachen der Bewußtlosen bemerkt zuerst Sorel; Burgund sieht nicht ohne Staunen, wie sie sich aufrichtet, ruhig steht und sich umschaut; er ist es auch, der auf ihre Frage erwiedert, wo sie sich befinde. Erst auf des

*) R. Peiper in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1869 II, 160 möchte das zweite Seht streichen, weil es nicht bloß den Rhythmus, sondern auch den Ausdruck entstelle. Letzterer würde vielmehr durch den Ausfall verlieren. Der fünfte Fuß ist ein Anapäst, der hier eher bezeichnend als anstößig erscheint.

Königs Bemerkung, sie sei in seinen und ihrer Freunde Armen, was natürlich nicht eigentlich zu verstehn ist, erinnert sie sich des Vergangenen. Feierlich versichert sie, die früher auf die furchtbare Anklage ganz geschwiegen, daß sie keine Zauberin sei, worauf der König reuig bekennt, daß sie die Heilige in ihr verleugnet hätten. Johanna aber kann in ihrer unendlichen Freude kaum glauben, daß dies kein Traum, daß sie wirklich wieder unter ihrem Volke, von allen gütig aufgenommen und anerkannt sei.*) Kaum aber hat sie sich wiedergefunden, so fühlt sie auch, daß sie scheiden muß. Sie verlangt nach ihrer Fahne, die sie vor dem Throne ihres Meisters (S. 244*) niederlegen müsse, und sie darf sich sagen, daß sie sich ihrer nicht zu schämen brauche, da sie diese treu getragen. Der König läßt ihr diese geben; aber vor bitterm Schmerz, da er den Anblick der offenbar zum Scheiden von der Erde Bereiten nicht ertragen kann, wendet er sein Gesicht ab. Daß die Fahne gleich zur Hand ist, braucht der Dichter nicht zu begründen, da solche Freiheiten in seinem Reiche herrschen. Auch darf man es ihm bei dem im ganzen Drama vorausgesetzten unmittelbaren Einfluß Gottes und seiner Mutter auf Johanna nicht als Verletzung der dramatischen Wahrheit anrechnen, daß er nun zuletzt einen aus dem Himmel sich ergießenden rosigen Schein eine Art Regenbogen bilden, den Himmel sich öffnen und die Mutter Gottes Johanna lächelnd**) ihre Arme entgegenstrecken läßt, um sie im Paradiese zu empfangen, das sie durch ihre schwere Sendung auf

*) Und ich bin wirklich. Erst 1805 stellte Schiller hier bin vor ich, so daß die beiden aufeinanderfolgenden Verse gleich anlauten.

**) Seit Körner stand hier innig liebend. Das Lächeln deutet auf freundlichen Empfang.

Erden sich erworben hat. Auf die Erlangung des Paradieses im Jenseits waren auch die Wünsche der wirklichen Johanna immer sehnsüchtig gerichtet. Vgl. Eysell S. 52. 462. oben S. 196. Die wirkliche Erscheinung Marias im Himmel durfte sich Schiller auf der deutschen Bühne nicht gestatten, wie ähnliches im Mittelalter und selbst in der griechischen Tragödie dargestellt wurde; ihm muß der rosige Himmelsschein auf der Bühne genügen, das übrige entzieht sich dem Blicke des Zuschauers. Johanna fühlt sich wie von Flügeln hinaufgetragen und verscheidet mit dem sie erhebenden Gefühle, daß die himmlische Seligkeit, die uns als Lohn für das kurze irdische Dulden zu Theil wird, kein Ende kennt. Frankreichs Fahnen senken sich vor seiner Heldin, und dem Zuschauer bleibt wie dem von ihr geretteten Könige die glorreiche Sendung der von kindlich treuem Glauben und reiner Vaterlandsliebe erfüllten, mit unerschütterlicher Willens- und Thatkraft alle Schwierigkeiten besiegenden Gottesstreiterin in rührend erhebendem Gedächtniß.

Zu S. 3. 15 f.

Der achtunddreißigste Band der Weltgeschichte enthält nicht die Geschichte Karls VII., sondern Ludwigs XI. und seines Nachfolgers; er beginnt (S. 5—26) mit Bemerkungen über Finanzen, Justiz, Kriegswesen und Künste und Wissenschaften unter Karl VI. und VII. Deshalb lieh sich Schiller diesen Band; die Geschichte Karls VII. findet sich im vorigen, den er nicht benutzte. Eichhorns Werk handelt S. 91 ff. von den Troubadours, erwähnt aber nicht den König René (vgl. S. 146*), der als König Renatus in der Weltgeschichte XXXVIII, 20 erwähnt wird; dort wird seiner als Dichter und Maler gedacht, auch daß er mit seiner Gemahlin „Schäferkleidung anzog, Herden hütete, unter Zelten schlief und sich in die unschuldigen Zeiten der ersten Welt versetzte“.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Fiedler

Anti-Noiré.

In Sachen der Erklärung unserer neuern klassischen Dichter.

Von

Heinrich Düntzer.

Ein Herr Ludwig Noiré in Mainz hat es sich vor einiger Zeit beigehn lassen, in Lindau's „Gegenwart" meine in der Brockhausischen „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" erschienene Auswahl von „Klopstocks Oden" vor sein lustiges Gericht zu ziehen und im Anschlusse daran meine im Verlage von Ed. Wartig in Leipzig herausgekommenen „Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten" mit einigen Witzen abzufertigen. Da derselbe neuerdings diese selbstgefälligen Plaudereien in sein drei berühmten Ludwigen von einem vierten ruhmbegierigen Ludwig gewidmetes sogenanntes „pädagogisches Skizzenbuch" aufzunehmen gewagt hat, so scheint es mir geboten, diesem unwürdigen Gebaren eines Mannes, der auch nicht den allerschwächsten Beweis geliefert hat, daß er irgend Befähigung zu einem sachkundigen Urtheile in dieser Sache besitze, gebührend entgegenzutreten und seine wohlweise arge Unkenntniß in ihre Schranken zu weisen. Ja, genügten oberflächliches Absprechen und eine spitze Zunge, die Wahrheit mehr als augenblicklich zu entstellen, so hätte Noiré mit leichter Hand meine länger als zwanzig Jahre der Erläuterung der deutschen

Klassiker gewidmeten Bestrebungen, die in den weitesten Kreisen, trotz ihrer für manche Leute abschreckenden Gründlichkeit, die anerkennendste Aufnahme gefunden und von der Beherrschung eines sehr umfangreichen Gebietes und sicherer auch in andern Kreisen erprobter Methode Zeugniß ablegen, in den Grund gebohrt. Mein Gegner gehört zu den sich geistreich und geschmackvoll dünkenden Schulmännern, die von unsern Dichtern nur den Champagnerschaum abnippen wollen, die der Einbildung leben, durch pikantes Geplauder, schillernde Redensarten und Heranziehen von allerlei fremdartigen unterhaltenden Dingen den Schönheitssinn der heranzubildenden Jugend zu wecken und sie mit dem Geiste jener Dichtungen zu erfüllen, wovon die in seinem genannten Buche gegebenen „Beispiele dichterischer Interpretation" gar erbauliche Proben liefern. Wie man diese Mittheilungen als Proben von wirklicher Interpretation geben kann, ist schwer zu begreifen, doch mag darin gerade der Charakter des „Dichterischen" liegen; eine „ästhetische" Interpretation" (eine solche wollte Noiré wohl geben) kann nur auf sprachlichem und sachlichem Verständnisse ruhen, sie ist hohl und leer, wenn sie einer solchen Grundlage entbehrt. Wir beneiden die höhern Schulen nicht, wo ein solches Salon- und Theegeschwätz, wie es hier treuherzig von einem sich überschätzenden, gründlicher Bildung entbehrenden Manne zum Besten gegeben wird, als „Krone" der Bildung gelten soll. Eine derartige, den Geist nach allen Richtungen abziehende, statt in sich sammelnde, in das Gedicht selbst einführende Behandlung unserer großen Dichter ist der Tod jeder eindringenden Auffassung, die seichteste Verflachung, die nur Schwätzer, keine Kenner zieht, der entschiedenste Gegensatz jener gründlichen Bildung, zu deren Erringung unsere Gymnasien, die eben auf tüchtige Arbeit angewiesen sind, alle Kräfte anspannen sollen. Daß Gedichte nicht bloß verstanden,

sondern auch gefühlt werden müssen, wer hätte dies je geleugnet? Aber mit bloßem Gefühl kommt man nicht zum Verständniß, und Gefühl läßt sich eben nicht lehren, man kann es nur anregen; nichts aber regt es lebhafter an als wirkliches Verständniß der besten Werke. Die Empfindung, welche das erste Lesen eines Gedichtes erregt, ist freilich von großer Bedeutung, aber sie kann eben so wahr als irreführend sein, da sie auf subjektiver Auffassung beruhen, durch die augenblickliche Stimmung beeinflußt und in dieser Beziehung subjektiv wahr, aber objektiv durchaus verfehlt sein kann. Eben wegen dieser Bedeutung, welche das erste Lesen eines Gedichtes nothwendig hat, verlangen wir, daß auf unsern höhern Schulen jede Behandlung eines solchen mit der auf vollem Verständnisse beruhenden Lesung desselben von Seiten des Lehrers selbst beginne, der eben durch seinen Vortrag der richtigen Auffassung vorarbeitet. Dann aber soll er das Verständniß bis ins einzelste vermitteln, die dazu nöthigen sachlichen Angaben mittheilen oder durch Fragen ins Gedächtniß rufen, die Bedeutung des einzelnen Ausdrucks, insofern er in Frage tritt, hervorheben, den Zusammenhang der Gedanken, die Verbindung der Theile und ihre Stellung zu einem in sich vollendeten Ganzen zur Einsicht bringen. Diese Arbeit möglichst bildend zu machen, Geist, Gefühl und Geschmack dadurch zu wecken ist eben die Kunst des Lehrers, die freilich eine gute kritische Zucht und verständige Uebung voraussetzt, wozu unsere Hochschulen leider noch sehr wenig Gelegenheit darbieten. Diese tragen die meiste Schuld, daß solche Erscheinungen wie Noirés „dichterische Interpretationen“ möglich sind, bei denen völlig vergessen wird, daß es der Grundsatz unserer höhern Schulen bleiben muß: „Ihr sollt lernen und gründlich lernen!“ daß die allerunzulänglichste Kenntniß und leeres Flunkern sich auf unsern höhern Schulen breit machen, ja mit anmaßender Ver-

spottung gründlicher Erläuterungsversuche sich vor weitern Kreisen selbstgefällig in die Brust werfen können.

Noiré hält mir seinen Hohlspiegel entgegen und klatscht jubelnd in die Hände über die glückliche Verzerrung meiner Züge; darauf hin wirft er mir mit behaglicher Leichtfertigkeit Geschmacklosigkeit, Ungeschick, Albernheit vor, und wie die Rubriken alle heißen; er reißt einzelne Stellen willkürlich aus dem Zusammenhange, in welchem sie für den, welcher genau zusieht, ihre Berechtigung haben, um darüber die Fanfare landläufiger Witzworte und Schmähungen erschallen zu lassen, und widerlegt mich durch Erklärungen, welche nur den Beweis seiner Unkenntniß und völligen Mangels an wirklichem Verständniß des Dichters liefern. Manches mag freilich dem Fernstehenden augenblicklich auffallend erscheinen, über das derjenige, der den Dichter näher kennt, nicht den geringsten Zweifel hegt; wenn aber der Unkundige den Kundigen belehren will, so ist dies eben eine Verkehrtheit, die von der Wissenschaft als solche aufgezeigt und an ihren Ort verwiesen werden muß.

Von bezeichnender Komik ist es, daß N. bei Klopstocks Oden die Brockhausische Auswahl zur Zielscheibe seiner Laune wählt und an dieselbe die Forderung einer vollständigen Erklärung stellt, welche die Brockhausische Sammlung nach ihrem deutlich ausgesprochenen Zwecke gar nicht beabsichtigt. Er beweist dadurch zugleich seine vollständige Unkenntniß in der betreffenden Literatur, verräth, daß er gar nicht weiß, ich habe längst vorher eine vollständige Erklärung in meinen „Erläuterungen zu Klopstocks Oden“ geliefert, die von allen Kennern des Dichters als ein entschiedener Fortschritt der Erklärung begrüßt worden ist und die Brockhausische Buchhandlung eben veranlaßt hat, mir die Besorgung der Auswahl anzuvertrauen. Aber was kümmert sich N. um den Plunder der bisherigen Erklärer? er ist der Mann, auf eigene

Hand vom Blatte weg den schwierigsten Dichter auszulegen, mag ihm dessen Anschauungsweise und alles, was zur Geschichte seiner Dichtungen gehört, noch so sehr eine terra incognita sei. Von meinen Erläuterungen zu Klopstock hat er eben so wenig gehört als von jenen zu Goethe, Lessing, Wieland, Herder, von denen vielleicht seine Schüler mehr wissen als er. Das Wissen macht freilich Pedanten! Hätte er meine Erläuterungen zu Klopstock gekannt, so würde er sich mehrere völlig unnütze Fragen und manche ganz falsche Auffassungen erspart haben. Wie sehr es N. an allem, was zur Erklärung eines solchen Dichters wie Klopstock nöthig ist, und an jeder sorgfältigen Erwägung der Verhältnisse fehlt, wie seine Ausstellungen eben nur auf Unkenntniß und Nachlässigkeit beruhen, wird die folgende Erörterung seiner Hauptbedenken ergeben. Wollte ich alle seine unbesonnenen Angriffe und schülerhaften Mißverständnisse zurückweisen, so würde ich bei weitem mehr Raum in Anspruch nehmen müssen, als er auf diese verschwendet hat; das Gegebene zeigt den Mann im ganzen Glanze seiner anmaßlichen Unwissenheit und leichtfertigen Oberflächlichkeit.

In der dem Jahre 1752 angehörenden Ode „an Gleim" heißt es von dem großen Preußenkönig, schon der auftretende Geist des Jünglings habe ihn Deutschlands würdig gezeigt, und noch während der schlesischen Kriege, wo „der Denker gepanzert ging", sei ihm der dichterische Quell entgegengeflossen.

> Aber er wandte sich,
> Strömt' in Haine, wohin ihm
> Heinrichs Sänger nicht folgen wird.

Dazu gebe ich Klopstocks eigene Note, die, wovon N. wohl keine Ahnung hat, mehr als vierzig Jahre jünger ist als das Gedicht selbst, behaupte aber, dessen Angabe, unter „Heinrichs Sänger" sei Voltaire gemeint, müsse auf Versehen beruhen, da er selbst

einem jüngern Freunde früher bemerkt habe, unter Heinrich habe er Kaiser Heinrich VI., den Minnesinger, verstanden. N. aber nimmt auf diesen wichtigen Umstand nicht die geringste Rücksicht, ihn kümmert dieses so wenig, daß er gar nicht fragt, wie es sich damit verhalte. Eine solche Gewissenlosigkeit ist recht bezeichnend für seinen Mangel an Umsicht und gründlicher Kritik. Wenn der jüngere Cramer behauptete, und zu Klopstocks Zeit drucken ließ, dieser sein väterlicher Freund habe auf Befragen ihm erklärt, Heinrich sei Heinrich VI., so fragt es sich zunächst, ob ein vollwichtiger Grund vorhanden sei, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln. Läßt sich ein solcher nun nicht auffinden, so folgt von selbst, daß wir, da Klopstock auch sonst seine Oden später irrig ausgelegt hat, daran durchaus festhalten und versuchen müssen, die ganze Stelle darnach zu deuten. Wenn N. schon darin fehlt, daß er jene Angabe Cramers zur Seiteläßt, so ist es ein zweiter eben so starker Fehler, daß er von Klopstocks eigener Deutung des vorigen Verses abgeht; denn Klopstocks bei mir abgedruckte Note läßt keinen Zweifel darüber, daß dieser die Haine auf die heilige (christliche) Dichtkunst bezog, während N. darunter die „Heiligthümer der deutschen Muse" überhaupt versteht. Drittens hat er unberücksichtigt gelassen, was er gleichfalls bei mir las, daß ursprünglich Feuer an der Stelle von Haine stand, wie Klopstock erst in der zweiten Ausgabe schrieb, um seine Deutung auf Voltaire aufrecht zu halten. Wollen wir aber wissen, wie Klopstock ursprünglich die Stelle verstanden, so müssen wir offenbar von der ursprünglichen Lesart ausgehen. Wie aber wäre es möglich in „Feuer" die von N. hereingelegte Beziehung auf die „Heiligthümer der deutschen Muse" zu sehen? Hiernach hat sich N. hier drei sehr grobe Versehen zu Schulden kommen lassen. Nehmen wir aber an, daß Klopstock, nach seiner eigenen frühesten

Deutung, unter Heinrich den genannten deutschen Kaiser verstand, so kann unter „Heinrichs Sänger" nur der die deutsche Dichtung liebende Dichter verstanden werden, der jenen kaiserlichen Minnesänger preist. Hiernach müssen die Feuer auf eine andere Begeisterung als auf die der deutschen Dichtung bezogen werden, da sie zu „Heinrichs Sänger" den entschiedenen Gegensatz bilden. Ich habe es auf „andere Bahnen" bezogen, die Friedrich eingeschlagen habe. Lassen wir dies hier vorab zur Seite, so viel steht fest, daß das „Strömen in Feuer" auf Friedrich gehen muß, nicht auf den dichterischen Quell. Sehen wir, was bei Klopstocks eigener spätern Deutung herauskommt. Nach dieser würde die Stelle besagen: „Noch in den schlesischen Kriegen wollte die deutsche Muse Friedrich feiern, aber sie wandte sich zur heiligen Dichtung, wohin Voltaire ihr nimmer folgen kann." Ist dies nicht ein durchaus schiefer Gedanke, Voltaire, der hier urplötzlich hereinkommt, könne der deutschen heiligen Muse nicht folgen? Welchen Gedanken verlangen wir nothwendig? Der Dichter muß die Schuld, daß die Muse Friedrich nicht mehr feiern dürfe, auf Friedrich selbst schieben, es darf dies nicht als bloße Folge der durch nichts begründeten Wendung der Muse zur heiligen Dichtung dargestellt werden. Das habe ich in meinen „Erläuterungen" auf das bestimmteste ausgesprochen, wovon N. aber natürlich nichts wußte, noch weniger aus eigener Einsicht darauf kam. Auch dieser vierte von N. übersehene Punkt führt auf die von mir gegebene Deutung, daß „strömt" auf das Gedankensubjekt der ganzen Stelle, auf Friedrich, nicht auf den „dichterischen Quell" gehn kann. Und lesen wir vorurtheilsfrei die Stelle bis zu den Worten: „Aber er wandte sich", so erkennt jeder, daß der, welcher sich wandte, nur Friedrich sein kann, dem der dichterische Quell entgegengeflossen war; er wandte sich ab nach einer Seite, wohin

ihm der Quell nicht folgen konnte, wofür hier in anderer Wendung steht, wohin ihm kein deutscher Dichter folgen kann. Hielte man daran fest, das der Quell Subjekt wäre, so würde es selbst für Klopstock alles Maß überschreiten, wenn er sagte, der Quell sei, wie es in der ursprünglichen Lesart hieß, in Feuer geflossen, was doch nothwendig den Gedanken an das Verlöschen erregte. Dagegen wird man es für eine echt klopstockische Kühnheit halten, wenn er von dem leidenschaftlichen Drange Friedrichs nach dem Ruhme eines französischen Dichters den Ausdruck „in Feuer strömen" brauchte, wobei er anlehnte an das einmal angeregte Bild vom Fließen. Das „Strömen in Feuer", was ich früher irrig auf Friedrichs kriegerische Bestrebungen bezogen habe, ist demnach dasselbe, was er in der Ode auf Kaiser Heinrich VI. von Friedrich sagt, dieser sei zufrieden gewesen, „daß er um Galliens Pindus irrte". Bemerkenswerth ist, daß dort, wie hier, der auf den Ruhm eines französischen Dichters ehrgeizige Preußenkönig dem deutschen Kaiser Heinrich VI. entgegengesetzt wird, der, wie es in dieser Ode heißt, wenn er noch lebte, im Wettkampf der deutschen Dichter mit Griechenlands und Roms Dichtern nicht schlummern würde. Kann man eine erwünschtere Probe auf Cramers Behauptung haben, Heinrich sei jener kaiserliche Minnesinger? Friedrich hatte, statt sich der deutschen Dichtung anzunehmen, den französischen Dichter Voltaire berufen, unter dem er in französischen Gedichten sich versuchte; einen solchen König, der vergaß, was er Deutschlands Sprache und Dichtung schuldig sei, durfte nach Klopstocks Anschauung natürlich die deutsche Dichtung nicht feiern. Mit dieser auf streng methodisch fortschreitendem Wege gewonnenen Deutung stimmt auch der Schluß, wo Klopstock klagt, daß Friedrich „nicht achtete zu sein, was er werth war", was sich erläutert durch die frühere Erwähnung Octavians und Ludwigs;

er hätte in Deutschland ein augustisches Zeitalter, ein Jahrhundert Ludwigs XIV. schaffen können und sollen. Weiche ich hiermit auch in der Fassung der Feuer von meiner frühern Deutung ab, so halte ich um so entschiedener an der Beziehung des Strömens auf Friedrich und Heinrichs auf Heinrich VI. fest. N. hat die Stirn, dieser meiner auf der festesten Grundlage ruhenden Erklärung gegenüber zu behaupten, ich verwandle Friedrich urplötzlich in einen Flußgott, der offenbar (?) vor dem andern Flußgott (N. leistet wirklich das Kunststück, den Quell in einen Fluß zu verwandeln) fliehe, und läßt vor meiner sprachlich und sachlich begründeten Deutung Apollo und die Musen ihr Haupt trauernd verhüllen, während ich nur Momus sehe, der lachend die Peitsche über den armen Spötter schwingt, der in seiner Erklärung vier der allergröbsten Fehler sich hat zu Schulden kommen lassen, von denen jeder einzelne zeigt, wie sehr es ihm an aller Umsicht fehle. Hätte er irgend eine Ahnung von Klopstocks Anschauung, so würde ihm nicht entgangen sein, daß dieser Friedrich zuerst in den Hain der deutschen Dichtung treten, dann aber sich daraus entfernen läßt, und daß der dichterische Quell gerade im Haine der deutschen Muse sich befindet, er eben so wenig in ihn hereinals aus ihm herausfließen, nur nach einem andern Theile desselben sich wenden kann.

Gar köstlich ist die mit großem Selbstbewußtsein vorgetragene Deutung der beiden ersten Verse der Ode „die Genesung“:

> Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
> Aber auch du der Unsterblichkeit nicht geboren.

In „Tochter der Schöpfung auch“ wird das „auch“ erklärt: „wie meine erste Schöpfung, die Geburt“, „der Unsterblichkeit nicht geboren“ erläutert: „aber nur, so lange es Gott gefalle, sei er genesen“. Also unserm Berichtiger ist die hier angerufene Göttin

Genesung nicht eine allgemeine Personifikation, sondern die Genesung Klopstocks, wonach wohl der Himmel von tausend und abertausend Genesungen wimmeln muß, von denen freilich nach der lustigen Deutung Noirés keine der Unsterblichkeit geboren ist, da niemand genest, um ewig zu leben. Eine solche Albernheit wagt man dem Dichter unterzuschieben und meint dabei gar geistreich zu sein! Wie ich richtig erklärt habe, ist die Genesung eine ähnliche Gottheit, wie der Schlummer in der von mir angezogenen Ode „der Schlummer", zu welcher ich bemerkt habe, Klopstock denke sich einen ganzen Olymp von wohlthätigen Genien der Menschheit. So finden wir bei ihm die Freude, die Heiterkeit, die Gemüthsruhe. Auch die Genesung ist von Gott geschaffen, will er sagen, zum Heile der Menschen. Klopstocks Genesung als zweite Schöpfung neben der Geburt zu bezeichnen, macht freilich Noiré Ehre! Wenn Klopstock die Göttin Genesung als nicht unsterblich bezeichnet, so weiß jeder, der Klopstock kennt, daß er hier, wie so oft, den unendlichen Vorzug des Menschen im Sinne hat, daß er eine unsterbliche Seele besitze. Jene Genien der Menschheit hält Klopstock eben nicht für unsterblich, sie gehen am jüngsten Tage zu Grunde. Ich lege in dieser Beziehung Berufung von dem Klopstock gar nicht kennenden N. an alle Klopstockkundigen ein. Wenn ich daselbst bei der „kühnen Jünglingsfrage" darauf hindeute, daß er dort eben noch ganz unerfahren gewesen, als ein Jüngling aufgetreten sei, der über alles, was er nicht kennt, unterrichtet zu werden verlange, so weist Noiré mich an den kecken Muth der Jugend hin; aber die Keckheit liegt eben in kühn und die kühnen Jünglingsfragen stehen parallel dem ersten entzückenden Gruße. Ganz ähnlich sagt Klopstock einmal „Jünglingsthränen", wo er ursprünglich „junge Thränen" hatte. Um solche Dinge kann sich aber N. nicht kümmern; die überläßt er den — Pedanten.

Wenn ich in der Ode „der Kamin“ zu den Worten: „Da der Weichling Behager so gesprochen“ die Bemerkung mache, „Behager“ sei wohl Name des Weichlings, da sonst „Weichling-Behager“ stehn müsse, so will N. mich durch die Worte einer andern Ode widerlegen, wo wir lesen „dieser Täuscher Bejochungskrieg“, d. h. „der Bejochungskrieg dieser Täuscher“, und er schämt sich nicht der geradezu tollen Frage: „Oder soll der Bejochungskrieg auch als ein Eigenname figuriren?“ Wer zu solchen Possen sich erniedrigt, verwirkt die Ehre, daß man ihn wissenschaftlich höre! Freilich wäre es von N. zu viel verlangt, wenn man ihm die Kenntniß zumuthete, daß in der zu Grunde liegenden horazischen Epode hier fenerator Alfius steht, in der ursprünglichen Gestalt des klopstockischen Gedichts „der Weichling Alcindor“, wonach es für jeden, der urtheilen kann, sich als äußerst wahrscheinlich ergibt, daß Klopstock in der zweiten Auflage den fremden Namen Alcindor durch einen selbsterfundenen deutschen Behager ersetzte. Vielleicht fehlt deshalb bei Grimm das Wort Behager.

N. behauptet weiter gegen mich, Klopstock spreche das ganze Gedicht „der Eislauf“ auf dem Eise, und versteigt sich zu der Betheuerung, meine Erklärung „vernichte allen Zusammenhang, alle Einheit, das Princip des Dichterischen nicht allein, sondern der Schönheit“. Wer lebendigen Sinn für dichterische Auffassung hat, für den kann kein Zweifel bestehn, daß der Dichter erst mit Strophe 6 sich vorstellt, er gehe mit einem des Schlittschuhlaufens kundigen jungen Freunde zur Eisbahn, daß er also sich vorher noch nicht auf dem Eis gedacht haben kann. N.'s Frage, wohin der Strophe 4 Angeredete denn gekommen sei, gehört zu denjenigen, welche den Frager selbst bloß stellen. Es ist eben ein ganz anderer, an den er sich vorher gewandt hat, ein tonkundiger Freund, der eine musikalische Begleitung zu dem von ihm er-

fundenen Tanze schaffen soll. Freilich weiß ich, wovon N. nichts ahnt, daß man beide Strophen auf Claudius bezieht (so auch Herbst), aber ich habe schon früher bemerkt, daß ich an die Beziehung auf Claudius nicht glauben kann, und mir scheint schon der Wortlaut gegen die Annahme zu sprechen, daß mit „o Jüngling" der eben mit „du" bezeichnete tonkundige Freund gemeint sei. Wenn N. die von mir angenommene Compositionsweise, daß erst mit Strophe 6 Klopstock sich in einen frühen Wintermorgen versetzt, an welchem er einen jungen Freund zum Besuche der Eisbahn auffordert, nicht kennt oder verwerflich findet, so ist dies seine Sache, dagegen behaupte ich, daß alle Gedichte, in welchen, wie es hier nach seiner Auffassung der Fall sein würde, die beim Anfange vorausgesetzte Situation erst in der Mitte hervortritt, fehlerhaft sind, eben weil sie die richtige Auffassung beim ersten Lesen unmöglich machen, was gegen die erste Regel kunstmäßiger Composition verstößt. Freilich weiß N., daß dies manchmal geschehe und geschehen dürfe, ein Glaube, den ich ihm nicht benehmen mag, nur sollte er nicht dem Leser einbilden wollen, dies sei ein allgemein anerkannter Satz der Poetik. Mir ist wohl bekannt, daß oft die einzelnen Züge einer Situation erst allmählich hervortreten, aber ein Gedicht, bei dem die Vorstellung derselben gleich am Anfange von Bedeutung ist, darf diese nicht erst weit später bringen und nicht mit Gedanken beginnen, die nicht im entferntesten darauf hindeuten. Wenn Klopstock mit dem Gedanken beginnt, große Erfinder seien oft unbelohnt und unbekannt geblieben, als Beispiel davon zuerst den Erfinder des Schiffes, dann den des Schrittschuhlaufens nennt, dessen hohen Werth er weit ausführt, dann den Wunsch äußert, sich dadurch berühmt zu machen, daß er einen des Eislaufs würdigen Tanz erfinde, und in begeisterter Freude darüber einen jungen musikalischen Freund

aufruft, zu diesem seinem Tanz eine Melodie zu setzen, so kann niemand ahnen, daß Klopstock dies auf der Eisbahn spreche. Daß aber auch eine solche durchaus fehlerhafte Composition, deren Nichtannahme mir die Kunsteinsicht N.'s als Beweis meines Mangels an ästhetischer Bildung ernstlich vorrückt, dem Dichter fern gelegen, zeigt, wie bemerkt, Strophe 6; denn der auf dem Eise, wie es scheint, noch nicht laufende, aber doch dort verweilende und in diese Strophen ausbrechende Klopstock, den N. erfindet, könnte unmöglich dem noch in der Stadt sich befindenden jungen Freunde zurufen, er solle mit ihm kommen.

Einen solchen Gegner zu widerlegen bringt wenig Ehre, aber der Ton des Angriffs und das Ansehen höherer Einsicht, das N. sich dabei gibt, zwingen mich, ihn zu entlarven. Wenn er über meine Auswahl der Oden selbst mäkelt und einige andere hier gern gelesen hätte, auch einzelne Epigramme, so haben mich zu der bestimmten Wahl besonnene Erwägung und eine eindringende Kenntniß der sämmtlichen Oden bestimmt, die schwerer wiegen dürften als die Laune eines Mannes, der eben durch seinen ganzen leichtfertigen Angriff auf mich den Beweis liefert, daß ihm der Dichter sehr fern steht, wenn er auch unter dessen Oden einige Lieblingsstücke hat, die er pathetisch deklamiren mag.

Ganz anders als gegen die Auswahl von Klopstocks Oden stellt sich der nach Witz haschende mainzer Professor gegen meine Erläuterungen zu Schillers Gedichten, wo ich ihm natürlich zu breit, zu geschmacklos, zu ungeschickt, selbst im Ausdruck bin; ganz absonderlich aber ist das, wodurch er mich hauptsächlich lächerlich machen will. Jeder Kundige weiß, daß zum Verständnisse eines Gedichts nichts nothwendiger, und um so nothwendiger, je freier und schwungvoller dieses sich ergeht, als die Abgrenzung der einzelnen Theile, wodurch allein Sicherheit deutlicher Auffassung des

Fortschrittes der Gedanken gewonnen wird. Statt dies zu erkennen, macht der flüchtige Skizzenschreiber sich den wohlfeilen Spaß, von mehrern Gedichten die allgemeinen Inhaltsangaben der von mir gesonderten und gesondert behandelten Theile hintereinander abdrucken zu lassen, um dann die Schale seiner Tiraden von „breiten, unpoetischen, ja antipoetischen (!) Paraphrasen“ über mich auszugießen und Wehe zu schreien über mein „Secir- oder vielmehr Scalpirmesser“, über Zopf und Philistermütze zu spotten, ja auch wieder die ihm beliebte Tabaksdose eines Museumsdirektors ins Spiel zu setzen. Das sind nur hohle Redensarten, mit denen die Sonntagskinder, denen das Verständniß auch der schwierigsten Gedichte vom Himmel fällt, jede kunstmäßige Erklärung sich vom Leibe zu halten suchen. Das einzige, was er außer seinen unbegründeten banalen Ausrufungen gegen mich vorbringt, ist meine Behandlung der Frage, wo Schiller in den „Kranichen des Ibykus“ sich Poseidons Fichtenhain gedacht; es komme dabei gar nichts heraus und die Sache sei ohne alle Bedeutung. Freilich kommt etwas dabei heraus, da sich zeigt, daß der einzige bekannte Hain, an den man denken könnte, nicht zu dem Orte passen würde, wo Ibykus von Rhegium aus ankommen kann. Und ohne alle Bedeutung ist die Sache keineswegs, da es sich um so mehr fragt, ob Schiller hier eine bestimmte Oertlichkeit vorschwebe, als wir wissen, daß dieser besorgt darum war, daß kein Kenner des Alterthums an dem mit so außerordentlicher Sorgfalt gearbeiteten und verbesserten Gedichte Anstoß nehmen könne. Meine Begründung der Auslegung des „purpurnen“ Weines ruft bei N. eine geistvolle Frage hervor, die man selbst bei einem Glase Wein einem verständigen Manne kaum verzeihen könnte. Meinem ehrenwerthen Gegner gehen eben eindringender Ernst, gründliche Kenntniß und jede Anschauung einer metho-

dischen Erklärung unserer klassischen Dichter ab, wie ich sie mit besonnener Erwägung des Bedürfnisses mir gebildet, und, wie ich denke, durch Jahrzehnte lang fortgesetzte sorgfältige Ausübung darin einen Takt gewonnen habe, vor dem ein Mann wie N., kennte und würdigte er sich selbst und seine Schwächen besser, die Segel streichen würde. Vom gesunden Sinne unserer Zeit erwarte ich, daß er N.'s geschwätzig ungründliche, bloß auf leeren Schein und Schönrednerei gestellte Behandlung unserer neuern klassischen Dichter von den Gymnasien fern halten werde, die Ursache genug haben, sich auf dem alten Boden der auf sicherer Kenntniß und ernstem Studium beruhenden Gründlichkeit zu halten, sich nicht durch schillernde Halbwissenheit und eitles Prunken beirren zu lassen. Meine Erläuterungen sind keineswegs bestimmt, allgemein in die Hände der Schüler zu kommen; unsere Lehrer des Deutschen, die von der Würde ihrer Aufgabe durchdrungen sind, wissen, was sie daran haben, und werden, wie vielfach bisher, sie einzelnen strebsamen Schülern nicht vorenthalten. Möge N. es sich gesagt sein lassen, daß ich wohl weiß, was ich will, und bei allen Erläuterungen, die ich gebe, meinen bestimmten Zweck im Auge habe, wenn dieser auch von einem kurzsichtigen oder nicht genau zusehenden oder gar sich verschließenden Auge nicht erkannt werden sollte. So sind meine Bemerkungen oft gegen wirkliche Mißverständisse bedeutender Männer gerichtet, ohne daß ich dieselben namhaft gemacht hätte; denn es ist ganz unglaublich, wie oft auch das Einfachste irrig aufgefaßt wird, und besonders von solchen, die einer Erläuterung nicht zu bedürfen glauben. Wie sehr diese gerade noth thue, das zeigt eben auch der Angriff des mainzer Professors, der sich so himmelhoch erhaben darüber glaubt, in einem ergetzlich belehrenden Bilde. Zwischen ihm und mir zu wählen kann ich getrost jedem über=

lassen, dem wahres Wissen, gründliche Kenntniß und ernste Methode, die Grundpfeiler unserer gesammten deutschen Bildung, am Herzen liegen. Der leichte französische Esprit bleibe unsern höhern Anstalten fern! Der Gehässigkeit N.'s zum Trotz gehen meine „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ (Leipzig, Verlag von Ed. Wartig), von denen bereits mehr als sechzig Hefte in sehr starker Auflage vorliegen, in neuen Auflagen ihre vorgezeichnete Bahn, und auch meine Auswahl von Klopstocks Oden erfreut sich bei Kundigen verdienter Anerkennung. Das deutsche Volk weiß, was es an ihnen hat und bedarf nicht eines so schlechten Vormundes wie N. der seine arge Unkunde selbst verräth. Die Erläuterungen der Oden Klopstocks und der lyrischen Gedichte Schillers werden bald N. zum Aerger in neuen Auflagen vorliegen. Dieser geschwätzige, selbstgefällige Herr ist am wenigsten der Mann, ihnen Halt zu gebieten, er kann an ihnen eben nur seine anmaßende Unkenntniß bloß stellen, und wie Thersites den Possenreißer machen. Nehme er denn auch den gebührenden Lohn! Goethe kennzeichnete treffend ein solches Treiben, wie es sich in Noirés Salbadereien hervorwagt, als literarischen Sansculottismus. Das ist ein klassischer Titel, auf den unser Gegner den gerechtesten Anspruch hat.

Druck von G. Reusche in Leipzig.